Brentanos Werke

Erſter Band

Meyers Klassiker-Ausgaben

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/brentanosworks0001donm

Clemens Brentano

Ludwig Betz
phil.
1920

Brentanos Werke

Herausgegeben

von

Max Preitz

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe

Erster Band

Leipzig und Wien
Bibliographisches Institut
1914

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

Vorwort des Herausgebers.

Die vorliegende Ausgabe trägt in erster Linie der überwiegend lyrischen und epischen Begabung Brentanos Rechnung; der Dramatiker, der Brentano mehr zu sein wünschte und glaubte, als er es in Wirklichkeit war, mußte angesichts des verfügbaren Raumes zurückstehen und kommt nur mit einem — wiederum lyrisch-musikalisch gesättigten — kleineren Werke zu Worte.

Bei der Erfüllung der an sich höchst dankbaren Aufgabe, die veraltete einbändige Ausgabe von Brentanos Werken, die Julie Dohmke für die Klassikersammlung des Bibliographischen Instituts 1892 besorgte, durch eine neue dreibändige zu ersetzen, häuften sich die Schwierigkeiten. Zunächst war die Auswahl nicht leicht zu treffen und das literarische Material mittlerweile ins Ungemessene angeschwollen. Sodann galt es, das große, trefflichen Männern der Literaturwissenschaft anvertraute gleichzeitige Unternehmen Carl Schüddekopfs im Auge zu behalten, der eine historisch-kritische Gesamtausgabe von Brentanos Schriften veranstaltet (München, seit 1909). Endlich traten, wohl infolge dieses Unternehmens, gerade in den letzten Jahren so viel bisher verborgene Handschriftenschätze ans Licht, daß ihre Berücksichtigung geboten wurde, wenn anders die vorliegende Ausgabe nicht von vornherein unnütz dastehen sollte. Für Text und Erläuterung wurden in mehr als vierjähriger Arbeit alle, auch kleinste und verwischte Spuren verfolgt, wurden sämtliche Daten nachgeprüft, wurden die erreichbaren Handschriften verglichen, insbesondere die beiden großen Ansammlungen in der Handschriftenabteilung der Berliner Königlichen Bibliothek und im Freien Deutschen Hochstift zu Frankfurt am Main, zu denen der Zugang in dankenswerter Weise gewährt wurde. Der Erfolg

dieser Arbeiten stellt sich in gereinigten, zum Teil vervollständigten Texten und in einer großen Zahl von verbesserten oder ganz neuen Daten über Brentanos Leben und Schaffen dar, die in Einleitungen und Anmerkungen verwertet wurden.

Dieser Gewinn, der der vorliegenden Ausgabe die Merkmale eines Wagnisses zu nehmen vermag, wäre unmöglich gewesen ohne das weitgehende Entgegenkommen des Verlags, der vor erheblichem Aufwand an Kosten und an Zeit nicht zurückscheute, um der Ausgabe zu selbständigem Werte zu verhelfen. Wertvolle wissenschaftliche Hilfe gewährte mir unermüdlich Herr Professor Dr. Ernst Elster in Marburg, der erfahrene und verdiente Herausgeber von „Meyers Klassiker-Ausgaben". Nicht minder hoch einschätzen darf ich die von den übrigen Herren der Schriftleitung, besonders von Herrn Dr. Carl Schaeffer in Leipzig, bewiesene Hingabe in der Mitarbeit. Für bereitwillige Unterstützung durch Zustellung von Büchern habe ich der Königlichen und der Universitätsbibliothek in Berlin, der Großherzoglichen Bibliothek in Darmstadt, der Herzoglichen Bibliothek in Dessau, der Stadtbibliothek und der Goethe-Museumsbibliothek in Frankfurt a. M., der Königlichen Universitätsbibliothek in Göttingen, der Stadtbibliothek in Hamburg, den Königlichen Universitätsbibliotheken in Leipzig, Marburg, München, der Gymnasialbibliothek in Zerbst und der Stadtbibliothek in Zürich, für Übermittelung von Handschriften dem Königlichen Staatsarchiv in Marburg und dem Herzoglichen Haus- und Staatsarchiv in Zerbst geziemenden Dank abzustatten.

Der Faksimiledruck gibt mit dankenswerter Genehmigung des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. eine Handschrift aus dessen reicher Sammlung wieder. Die Brentanobüste, deren Wiedergabe der Ausgabe vorangestellt ist, wurde im Jahre 1803 von Friedrich Tieck in Weimar geschaffen.

Dessau, Ostern 1914.

Dr. **Max Preitz.**

Brentanos Leben und Werke.

Herkunft und Familie.

Clemens Brentano wird mit vollem Recht von der Vaterstadt Goethes als ihr Kind beansprucht. Denn Frankfurt am Main hat seine Kindheit und Jugend am meisten bestimmt. Die ersten Atemzüge freilich hat er nicht in Frankfurt getan, sondern in Ehrenbreitstein, das sich Koblenz gegenüber im Rhein spiegelt. Und dem grünen Strome hat er es zeitlebens gedankt, daß er ihm sein erstes Wiegenlied gerauscht hat.

Clemens' Vater war der wohlhabende Inhaber eines großen Handelshauses in der düsteren Sandgasse in Frankfurt, unweit dem Hirschgraben mit dem behäbigen Goethehause; noch heute träumt von dem ehemaligen regen Leben, das er da unter sich hat fluten sehen, der „Goldene Kopf", der dem Brentanoschen Hause den Namen gegeben hat. Der Vater, Peter Anton Brentano, geboren am 19. September 1735 zu Tremezzo, am Westufer des Comer Sees, gehörte einer alteingesessenen italienischen Familie an, von der sich seit etwa 1650 Mitglieder nordwärts gewandt hatten und in Deutschland als Kaufleute tätig gewesen waren, ohne sich jedoch dauernd von dem Heimathause in Italien zu trennen. Peter Anton Brentano rückte 1758 in den Frankfurter Beisassenschutz ein und erhielt 1762 den Bürgerbrief.

Am 18. Januar 1763 heiratete er zum erstenmal; die Frau brachte ihm ein stattliches Vermögen mit, das ihm erlaubte, seine Handelsbezirke weit über die Grenzen Deutschlands auszudehnen und seinem Hause großes Ansehen zu verschaffen. Frau Paula Maria Walpurga Brentano starb aber im sechsten Kindbett, am 4. September 1770, im Alter von 24 Jahren. Peter Anton Brentano blieb drei Jahre Witwer. Herkunft und Stellung gestatteten es dem hochangesehenen Kaufmann, sich der Familie des kurtrierischen Regierungskanzlers Georg Michael

Frank von Laroche zu nähern, der mit seiner Gattin Sophie, gebornen Guttermann von Gutershofen, seinen Töchtern und Söhnen im Tal Ehrenbreitstein ein glänzendes Haus hielt. Sophie, Wielands Jugendgeliebte, eine ehrenwerte Schriftstellerin, verstand es, ihr Haus zu einem der ersten Treffpunkte deutscher Dichter und Denker zu machen. Es hatte im September 1772 mehrere Tage auch Goethe zu Gaste gehabt, der sich eben gewaltsam von dem Wetzlarer Herzenserlebnis losgerissen hatte. In seinem noch zitternden Herzen hatte sich sofort neue Leidenschaft zu der ältesten Tochter Maximiliane geregt, die er selbst zeichnet als liebenswürdig, „eher klein als groß von Gestalt, niedlich gebaut; eine freie, anmutige Bildung, die schwärzesten Augen und eine Gesichtsfarbe, die nicht reiner und blühender gedacht werden konnte". Die Stunden mit dem Götterliebling blieben Maximilianen der seligste Erinnerungsschatz in ihrem freudenarmen Leben.

Um Maximiliane nun warb Peter Brentano, und wie fest auch in deren Herzen Goethes Bild stand, so wußte doch die Mutter den Widerstand zu brechen. Sie war überzeugt, daß ihre Tochter wohler nicht durchs Leben gehen könne als an der Hand des reichen Handelsmannes. Nach kurzer Brautzeit wurde der im 39. Lebensjahre stehende Brentano mit der Siebzehnjährigen am 9. Januar 1774 in der Ehrenbreitsteiner Hofkirche getraut und die jugendliche Gattin seinen im Alter vom dritten bis elften Lebensjahre stehenden Kindern als Mutter zugeführt. Italienisches und deutsches Blut mischten sich. Maximiliane fand sich nur schwer in ihre neue Welt, so gut und treu es ihr Gatte auch mit ihr meinte. Es ging auch nicht ohne eine schärfere Auseinandersetzung mit Goethe ab.

Maximiliane kehrte häufig und gern nach dem Elternhaus am Rhein zurück, und unter der Obhut ihrer Mutter gebar sie in Ehrenbreitstein ihre ersten drei Kinder: Georg (1775), Sophie (1776) und am 9. September 1778 Clemens Wenzeslaus Maria, den Dichter. Clemens erhielt seine Vornamen nach seinem hohen Taufpaten, dem letzten Kurfürsten von Trier; der Vorname Maria veranlaßte ihn später dazu, standhaft den 8. September als seinen Geburtstag anzugeben, auf den im katholischen Kalender Mariä Geburt fällt. Auf Clemens folgten bis zu der Mutter Tod (1793) noch neun Kinder, von denen vier in zartesten Jahren starben. Von ihnen kamen Kunigunde (Gundel) 1780, Christian 1784, Elisabeth (Bettina) 1785, Ludovica

(Lulu) 1787 und Magdalena (Melina) 1788 zur Welt — alles Menschen, denen die Mischung ihres Blutes und ihrer Art ein eigenartiges Gepräge gegeben hat. Sie alle wuchsen zu Persönlichkeiten heran, die dem Hause und dem Namen Brentano eine große und weite Bedeutung über ihre eigene Lebenszeit hinaus verschaffen halfen; dazu trugen in hohem Maße auch Ehegatten der Töchter bei, wie Savigny, der Gundel, Achim von Arnim, der Bettina, Friedrich von Guaita, der Melina Brentano heimführte.

Clemens verbrachte die ersten Kindheitsjahre in häufigem Wechsel teils im „Goldenen Kopf" zu Frankfurt, teils im Hause der Großeltern. Aber Ende 1780 fiel der Großvater in Ungnade und ging seiner Kanzlerstelle verlustig. Daraufhin zog er mit seiner Gattin Sophie nach Speyer und von dort 1783 nach Offenbach, wo er vergrämt 1789 starb, während ihn seine Gattin um 18 Jahre überlebte. Da blieb denn Clemens einige Zeit fest im Elternhause. Im Jahre 1784, sechsjährig, wurde er jedoch zur Erziehung der Tante Luise in Koblenz überwiesen, einer Schwester seiner Mutter, der Gattin eines Hofrats Möhn; seine Schwester Sophie war ihm dorthin bereits vorausgeschickt. Die Pflegemutter, selbst kinderlos, unter den Schrullen ihres Ehemanns verkümmert und fühllos, vergriff sich in ihren Erziehungsmaßnahmen derartig, daß Brentano später nur traurig oder in bitterm Spott an diese Zeit zurückdachte.

Der ganze Haß, der sich in den Herzen der beiden Geschwister gegen die Tante aufsammelte, machte sich im heimlichen Absingen des schaurigen Wechselgesangs von der „Großmutter Schlangenköchin" Luft, einem Volksliede, das der Dichter später auch in „Des Knaben Wunderhorn" aufnahm. Je mehr er litt, desto inniger schloß er sich an seine zwei Jahre ältere Schwester Sophie an. Bei ihr fand er so herzliche Kameradschaft, daß wir in dieser Kindheitsnot die Wurzel für die grenzenlose Liebe zu erblicken haben, die er ihr später entgegenbrachte, und die in ergreifender Totenklage ihren tiefpoetischen Ausdruck fand, als sie ihm 1800 entrissen wurde.

Labsal und Befreiung von einem Alp mußte es den Kindern sein, wenn sie auf Ferien in die liebevolle Pflege der Mutter kommen durften, die wohl nicht erfuhr, welcher Behandlung sie sie ausgesetzt hatte. Ende 1786 wurde der Aufenthalt in Koblenz auf längere Zeit unterbrochen. Clemens kehrte damals heim, und im Frühjahr 1787

wurde er einem alten Exjesuiten bei Heidelberg, wohl zur Vorbereitung auf den Eintritt in das Koblenzer Gymnasium, anvertraut. Des Sommers „auf dem Berg bei Heidelberg" gedachte er als Bräutigam 1803 freundlicher denn als alter frommgläubiger Mann, der sich mit Abscheu daran erinnerte, daß dort die Lektüre von Tassos „Befreitem Jerusalem" sein ganzes Gemüt verwirrt und einen tiefen ersten unzerstörlichen Grund gelegt hätte, aus welchem ihm viel verderbliche Leidenschaft aufgegangen. Im Herbst kehrte Clemens wieder nach Koblenz zurück, trat in die Quinta ein, rückte auch bis zur Quarta auf, verließ jedoch die Stadt bald endgültig, als die Tante Möhn verwitwete und von Koblenz verzog. Am 9. Oktober 1790, dem Kaiserkrönungstag, finden wir ihn wieder in Frankfurt. Clemens nahm zwar eine herzlich geringe Schulbildung mit nach Hause, kehrte aber dafür mit einer wachen Phantasie heim. Nicht allein, daß ihm schon Reime entschlüpften, auch die Waffe, die er später bis zur Schartigkeit scharf schliff, hatte er schon gefunden: alle Verletzungen seines weichen, zarten Gefühls mit einem Witz oder Spott als Gegenhieb zu parieren. Und von dem Zauber des Rheins mag wohl schon der Knabe, den eine feine Beobachtungsgabe auszeichnete, manchen ersten Hauch verspürt haben.

Noch konnten die Eltern seine Schulbildung nicht für des Abschlusses würdig halten. Wieder wurde er fortgeschickt, diesmal nach Mannheim, wo ein Verwandter Brentano wohnte; in Pension wurde er dem Direktor Winterwerber gegeben. Wieder saß er ein paar Jahre über lateinischen und französischen Büchern. Nach Hause schrieb er so selten und so wenig, daß die besorgte Mutter bald herausmerkte, wie schlecht er sich fühlen müsse. Der Sohn mochte ihr die bittere Enttäuschung ihrer besten Absichten nicht bereiten; aber ihrem Bruder, dem Onkel Karl von Laroche, schüttete er in einem Briefe sein Herz aus über den fühllosen Pflegevater, dessen Erziehung in Placken, Zanken und Schlagen bestand, so daß sich das Ehrgefühl des vierzehnjährigen Knaben und seiner bedauernswerten Mitpensionäre aufbäumte. Der Onkel hielt mit seiner Besorgnis um die zarte Gesundheit seines Neffen nicht zurück und erwirkte mühelos dessen Entfernung aus Mannheim. Clemens kehrte in das Elternhaus zurück, erlebte aber bald den ersten großen Schmerz seiner Seele: die Mutter, die noch im Mai 1793 einem Mädchen das Leben geschenkt, dies Kind aber im

September desselben Jahres wieder verloren hatte, starb am 19. November. Die Lehren, die sie ihm vom Sterbelager aus gab, und der Eindruck ihres Dahinsterbens blieben ihm heilig für sein Leben.

Ehe sie starb, hatte die Mutter noch eine neue Erziehungsstätte für ihn in Bonn ausgewählt. Freunde ihrer Familie hatten dort ein wirklich gutes Unterkommen bei einem gediegenen Mann, dem Registrator Nettekoven, vermittelt. Ihm hatte Clemens zu danken, daß er wenigstens ein bescheidenes Verhältnis zu wissenschaftlicher Bildung gewann. Kaum war er aber ein Jahr dort, als die Stürme des ersten Koalitionskrieges auch gegen Bonn zu wehen drohten und man ihn im September 1794 besorgt nach Frankfurt zurückrief. Der Vater, der wissenschaftlicher Bildung nicht eben geneigt war, verfügte das Ende der Schulbildungszeit und wies seinen Sohn zu den älteren Brüdern in das Kontor seines Handelshauses. Gegen sein strenges, bündiges, mit Mühe deutsch hervorgebrachtes Wort war jeder Versuch zum Widerspruch nutzlos. So finden wir Clemens Brentano Ende 1794 als Kaufmannslehrling in dem öden, freudlosen Hause, durch das die Mutter nicht mehr ging.

Gemüt und Phantasie des Knaben.

Das nannte sich die Kindheits- und Schulzeit eines Dichters, der später selig war, in Dichterträumen in das Land der Kinder zurückzukehren, und der doch wie keiner Süßigkeit und Bitternis der Erinnerung schmecken mußte. Das stete Hin und Her und die Fehlgriffe in der Wahl des Unterkommens mußten die üble Folge haben, daß Brentano um den Segen einer geist- und charakterbildenden Jugenderziehung, der Zucht und Harmonisierung seiner reichen Gaben gekommen ist. Der viermalige Wechsel der Plätze vom zarten Knabenalter an bis in die Zeit beginnender Eigenentwickelung hinein brachte ihn um den andern Segen des Bewußtseins, den festen Anker einer Heimat zu haben. Wenn ihm später doch die Sehnsucht nach dem Kinderland kam, so bewirkten das teils die Stürme seines späteren Lebens und die versöhnende, vergoldende Macht der Erinnerung, teils die verklärte Gestalt der Mutter und das, was sich die lebenbildende Phantasie des Knaben an Kinderseligkeiten selbst geschaffen hat. Brentano wurde über dem Gedanken an die holde Mutter zu einem Dichter der Mutterliebe. Die Laurenburger Els in der „Chronika

eines fahrenden Schülers" und Ursula im „Fanferlieschen" sind seine reinsten Gestalten; in ihnen leuchtet der Blick der Mutter, der auf dem Kinde ruht, und zu ihr strahlen glückliche, im Danken oder Bitten selige Kinderblicke auf. Da ihn selbst die Liebe zum Weibe überfällt, kann er seine Brunst nur in dem Bilde bannen:

„O Mutter, halte dein Kindlein warm,
Die Welt ist kalt und helle!"

Die Phantasie, die dem Manne später zu gleichen Hälften Segen und Unsegen stiften sollte, half dem Knaben Inseln voll Seligkeit in das fried- und freudlose Meer bauen, auf dem seine Jugend irrte. Im phantastischen Spiel hatte er Sophie zum Kameraden, und später fand er sich hierbei auch mit seiner Schwester Bettina. Ein im Dienste des Handelshauses ergrauter Mann, erfüllt von barocken Einfällen, der Buchhalter Schwab, der Clemens in die Buchhaltung einführen sollte, begünstigte diese Fahrten ins Land der Träume nach Kräften. Clemens wählte dafür, des kuriosen, wunderlichen Klanges wegen, den Namen Vaduz, „ohne doch je zu wissen, wo es eigentlich liegt"; er fragte auch nie danach, „um nicht aus einem jener Träume zu kommen, welche die Pillen der sogenannten Wirklichkeit vergolden". Diesem luftigen Reiche schuf er auf dem Speicher des Hauses eine wirkliche Stätte in einem leeren Fasse, das unter den Händen der Geschwister eine wahre Schatzkammer wurde und als solche der Glanzpunkt der Bodeneinsiedelei, die alles zierliche und abenteuerliche Gerümpel hergab, wie es im Märchenfragment „Komanditchen" beschrieben wird. Das war die Welt, in der der Spieltrieb einer Märchenphantasie, die überall Leben sah oder schuf und fernste Beziehungen knüpfte, Befriedigung fand. In sie floh er, so oft er den Schlüssel erwischen konnte, und er stellte sich wohl gar krank, um sich, statt mit den Eltern zur Gerbermühle spazieren zu müssen, in das Reich seiner Herrlichkeiten zu stehlen, das „über der Wirklichkeit wie ein Sternhimmel über einer Froschpfütze lag". Er und seine Schwester fühlten sich als die edlen Dynasten von Vaduz, und womit sie ihre Regententätigkeit ausfüllten, dessen entsann sich der Dichter in hohen Lebenstagen, da er seinen „Gockel" Marianne von Willemer zueignete, noch genau so, wie er zeitlebens nicht vergessen konnte, auf welche Art das nüchterne Leben auch auf dieses Traumland die Hand legte. Der ihm

„ewig teure" Herr Schwab, so erzählt der Dichter, „stellte mich bei einer Kaiserkrönung (1790) sehr ernsthaft zur Rede und ermahnte mich, im stillen meine Ansprüche auf das Ländchen Vaduz fallen und Gras über diese kahlen Phantasien wachsen zu lassen, wenn ich nicht wolle auf die Mehlwage gesetzt werden; denn unter den vielen, bei der Krönung anwesenden Potentaten sei auch ein Fürst Lichtenstein, und dieser sei der wahre Besitzer des Ländchens Vaduz, welches nebst der Herrschaft Schellenberg seit 1719 das Fürstentum Lichtenstein ausmache..." So zerrann ihm zu seinem Schrecken und seiner Betrübnis das Paradiesesland seiner Träume in nichts, er sah sich entthront und den erträumten Hermelin sich entrissen. Frau Rat Goethe, berichtet er, hat ihn damals getröstet: „Laß dich nicht irr' machen, glaub' du nur, dein Vaduz ist dein und liegt auf keiner Landkarte, und alle Frankfurter Stadtsoldaten und selbst die Geleitsreiter mit dem Antichrist an der Spitze können dir es nicht wegnehmen; es liegt, wo dein Geist, dein Herz auf die Weide geht.

„Wo dein Himmel, ist dein Vaduz,
Ein Land auf Erden ist dir nichts nutz.

„Dein Reich ist in den Wolken und nicht von dieser Erde, und so oft es sich mit derselben berührt, wird's Tränen regnen..."

Diesem Märchenwunderglauben entspricht auch im Grunde die Art, wie der Knabe den Zauber der katholischen Kirchenfeiern erlebte. Wie ihn die fromme protestantische Mutter zur Frömmigkeit anhielt, lesen wir in der „Chronika", in dem „Rückblick in die Jahre der Kindheit", der uns von dem Ereignis des Firmungstages erzählt, auch in den wenigen zärtlichen Briefen, die von Maximiliane an ihn erhalten sind.

Der ganze spätere Brentano wurzelt als Mensch und Dichter tief in der Eigenart seiner Kindheit und Jugendzeit. Die mangelhafte Erziehung und Schulung seines Geistes rächte sich in der Zeit der eigentlichen Lehrjahre des werdenden Mannes und durch sein ganzes Leben in den deutlichen Merkmalen einer geistigen Zuchtlosigkeit. Die Phantasie wird ihm ein Mittel zur Flucht aus hart anpackendem Leben, bis sie matt ihre Flügel vor einer Übermacht senken muß. Witz und Satire werden seine Waffen; das Gefühl ist fein und empfindlich. Ihre für die Kunst wertvollen Niederschläge sind Lyrik, Erzählung und, über sie ausgestreut oder selbständig, die Satire.

Der Kaufmannslehrling.

Dieser Träumer saß nun im Kontor und sollte lernen, was zu einem tüchtigen Kaufmann gehört. Was er davon hielt, hat er nachmals in seinem Märchenbruchstück „Komanditchen" zum Ausdruck gebracht und damit unter spielerischem Spott aus seiner Abneigung gegen einen Beruf, der die Wohlhabenheit seiner Familie begründet hatte, zu dessen Ausübung ihm aber Lust und Anlage fehlten, kein Hehl gemacht. So erging es ihm denn, wie es einst Boccaccio, den er hochschätzte, gegangen war und nach ihm auch Freiligrath, vor dessen Poesie er sich verstecken zu müssen meinte, erging: mit Rechnungen und Briefen schweiften seine Gedanken hinaus, beflügelt von seiner Phantasie. Auf Fracht- und Geschäftsbriefen entstanden Verse und Reime. Oder sein Unwille tobte sich in stilleren oder gröberen Späßen hinter dem Ladentisch und im Kontor aus. Der Vater, über den er sich in seinem Mutwillen nicht selten lustig machte, entfaltete eine große Geduld, und dabei wußte der gutmütige Freund Schwab noch manche Untat geschickt zu verbergen. Erholung gewährte der Vater wenig; sie bestand meist in gemeinsamen Spaziergängen nach Offenbach zur Großmutter Laroche.

Ein im ganzen wenig einschneidendes Ereignis war die dritte Ehe, die der Vater am 29. Juni 1795 mit Friederike von Rottenhoff einging. Von irgendwelchem tieferen Verhältnis zwischen Clemens und der neuen mütterlichen Hausherrin ist nichts zu spüren. Auch diese Ehe wurde noch mit Kindern gesegnet, mit zwei Söhnen, deren einer 1796 kurz nach der Geburt starb, und deren anderer, 1797 geboren, fast noch als Knabe mit in den Befreiungskrieg zog und 1813 am 7. September bei Jüterbog fiel. Nennenswerte Niederschläge von Eindrücken der großen Revolution sind nicht zu verzeichnen.

War es Unmut über die unverminderten Streiche des Sohnes, oder vielleicht auch die Beobachtung stillen Widerstandes gegen die Stiefmutter, was den Vater veranlaßte, ihn wieder aus dem Hause zu schicken — es läßt sich nicht entscheiden. Noch Ende 1795 bezog Clemens das Handelshaus eines Geschäftsfreundes namens Polex in Langensalza. Dieses thüringische Städtchen betrachtete er nur als Tummelplatz seiner phantastischen Späße. Es wurde dem schwarzen Lockenkopf mit seinen blitzenden Augen nicht schwer, die Aufmerksam-

keit der stillen Leute durch stutzerhaftes Treiben auf sich zu lenken. Sein Anzug, ein papageigrüner Rock, Scharlachweste, pfirsichblütfarbene Beinkleider, erregten bares Erstaunen, sein sprudelndes Wesen entzückte. Von langer Dauer war dies Vergnügen freilich nicht. Seiner Hochachtung für den wackeren Öl- und Branntweinhändler Polex entsprach nicht die gleiche für dessen spitznäsige Frau, die mit der Kost der Lehrlinge zusehends knauseriger wurde — Verhältnisse, die im Märchen vom Schneider Siebentot gezeichnet sind. Wieder regte sich der satirische Kobold in Brentano. Ungehörige Späße mit Kunden des Geschäfts kamen hinzu, und so sah sich der Chef des Hauses dazu bewogen, seinen Lehrling im Sommer 1796 dem Vaterhause als unbrauchbar zurückzugeben. Aber erst ein erneuter Gewaltstreich, den sich Clemens mit einem großen Londoner Hause leistete, sprengte endlich die Geduld des Vaters. Diesmal half das Zureden der Großmutter und der herangewachsenen ersten Söhne: Clemens durfte die Kaufmannslaufbahn verlassen; der Vater bequemte sich zu der Erlaubnis zum Studium, und zwar wählte sich der Sohn das der Bergwissenschaften.

Erste Studienzeit.

Bereitwillig nahm sein Onkel, der königliche Bergrat Carl von Laroche, in Schönebeck an der Elbe den Sohn seiner Schwester zur praktischen Vorbereitung an der Saline auf. Unter dessen Augen und in seiner Anleitung ist Clemens vermutlich fleißig gewesen. Da aber erreichte ihn im Februar 1797 die Nachricht, der Vater sei an hitzigem Gallenfieber schwer erkrankt, und bald darauf auch die Kunde von seinem am 9. März erfolgten Tode.

Clemens ward hart betroffen. Die Studienpläne schienen ihm vernichtet. Ein Glück war es, daß er in seinem zweitältesten Bruder Franz (geb. 1765) — der älteste Bruder Anton war schwachsinnig — eine klar schauende und zielbewußte Persönlichkeit hatte, die in die Stelle des Vaters einrückte. Clemens' Hochachtung für ihn, der nun mit Georg die Leitung des Handelshauses bis zu dessen 1840 erfolgter Auflösung übernahm, stieg unter dem Eindruck dessen, was er für die Geschwister tat, rasch bis zu grenzenloser Liebe auf, die sich nie wieder verminderte. Ihm, so bekannte er offen schon 1804, verdanke er ein Gefühl, das ihm *ohne* ihn fremd geblieben wäre, das,

einen Vater zu haben. Und noch 1841 redet er Franz an: „Geliebter Bruder! Teurer Pflegevater! Mein Wohltäter! Schatz und Heiligtum der Familie . . .!" Die Stiefmutter Friederike verließ das Haus „Zum goldenen Kopf" nach wenigen Jahren wieder; 1799 vermählte sie sich aufs neue. Clemens wollte sein Studium aufgeben und heimkommen. Er sah, wie erstaunlich weit er in allem zurück sei, und war in Sorgen um der hohen Kosten des Studiums und der schlechten Aussichten im Beruf willen. Franz aber beruhigte ihn und zerstreute seine Bedenken. Noch zum Sommersemester bezog Clemens die Universität Halle, den besten Platz für sein Studium, da es Salinen und Universität zugleich bot. Er fand dort unter anderem einen Frankfurter Freund Doutrepont vor, der ihm schon am 1. Februar geschrieben hatte, er wolle es nicht glauben, daß der gestrenge Vater ihn, Clemens, mit seinem „lustigen Temperament" gerade nach Halle lassen werde. Doch er solle nur kommen und Physik und Chemie bei Gren, Mathematik bei Klügel, Gilbert, Meinert und Maaß, bei anderen tüchtigen „professores" Kameralwissenschaft hören; er werde doch um Grens und der ansehnlichen Salinen willen Halle Jena vorziehen. Aus der Heimat erhielt er von befreundeter Seite Nachricht, wie aus dem finsteren Elternhause jetzt unter dem Regime der Brüder ein Haus heller Freude geworden sei. Um so weniger wohl war es ihm in Halle. Verstimmung und Krankheit brachten ihn an den Rand der Verzweiflung. Franz aber gelang es, ihn mit wahrhaft väterlichen Mahnungen zu straffer standhafter Männlichkeit aufzurichten.

Nach zwei vertanen Semestern eilte Clemens, an Fachwissen keineswegs bereichert, zu Ostern 1798 nach Hause. Hier fand er sich seiner kurz zuvor heimgekehrten dreizehnjährigen Schwester Bettina, die mit Lulu und Melina im Kloster Fritzlar erzogen worden war, nach mehrjähriger Trennung wie einer Fremden gegenüber. Mit Staunen und Entzücken trat er in den üppigen Garten ihrer Phantasie ein, in dem sich alle Blumen und Zweige nach ihm streckten; die körperlich wenig entwickelte Schwester und den Bruder führte tiefes Verständnis für ihre Art schnell zusammen, bald umschlang sie tiefe Geschwisterliebe. —

Nur ganz spärliche Lichter erleuchten die ersten Zeiten von Brentanos Liebesleben. Erstes Erglühen seines heißschlagenden Herzens in Lebenstagen, da Goethe sein Herz an „Gretchen" verlor, muß für

den Jüngling mit der halbsüdländischen Heißblütigkeit angenommen werden. In den zum Teil noch erhaltenen Briefen seiner Freunde an ihn während der Schönebecker und Hallenser Jahre vollends tauchen unter den Gestalten seiner Jugendzeit mehrere Namen von Frankfurter Mädchen und unbestimmte Andeutungen auf, die, wenngleich keine Aufklärung des einzelnen, dennoch den festen Glauben an Frankfurter Liebeswirren, in die er verstrickt war, gestatten. Eine von Empfindsamkeit und Liebesnot erfüllte Ergießung enthüllt uns sein liebebrünstiges Herz. Ein Bogen, dessen mathematische Rechnungen auf die Zeit der Hallenser Studienversuche weisen, enthält in rhythmisch gemischten Versen eine Schilderung seiner Liebesqual:

„Herz, willst du denn zerspringen,
Die Seele niederringen,
Die Glut zu Flammen blasen?"

Liebesgedanken sind die „nimmersatten Plager", die seine Träume fieberhaft erhitzen: er sieht sich, aufgescheucht von seinem Lager, irre durch die nächtlichen Gassen gehetzt zum Hause der Geliebten.

„Ob ich bleibe, ob ich fliehe,
Ob ich leis die Klingel ziehe,
Ob sie wachet, an mich denket,
Oder ob sie gar vielleicht
Mir im Traum die Liebe schenket,
Träumend mir ein Küßchen reicht?"

Auf der Schwelle ihres Hauses sieht er sich niedersitzen, bis der Tag das Dunkel bricht und ihn vertreibt. Was tut nicht die Nähe der Geliebten! „Wie leicht wird mir hier das Herz und der Mut!" —

Bei aller Knappheit sind das ausreichende Zeugnisse dafür, daß Brentanos Herz einer schon eingespielten Geige glich, als es die Meisterin fand, die es in alle Gründe jauchzender Seligkeit und qualvoller Bitternis reißen sollte.

Jena. Sophie Mereau.

Im Sommersemester 1798 zog Brentano gemeinschaftlich mit seinem Wetzlarer Freunde Johann Christian von Borstell nach Jena, wohl als „der Arzneiwissenschaft Beflissener". Die Universität Jena erlebte zu dieser Zeit einen bedeutenden Aufschwung und war zugkräftiger Zielpunkt für deutsche wissensdurstige Jugend aller Fernen.

Schiller, Fichte, Schelling, A. W. Schlegel, der Physiker Ritter — eine erlauchte Gemeinschaft! Für Brentano indes wirkte mehr als diese Besetzung die Nähe Weimars lockend, besonders Goethe und Wieland; man bezeichnet es treffend als eine Art „Familienanrecht", mit dem der Sohn der Maximiliane und der Enkel der Sophie Laroche freundliche Aufnahme bei den beiden erbat und fand.

Er führte sich mit einem charakteristischen Präludium ein, indem er gleich am ersten Abend in einer Komödie den plötzlich erkrankten Komiker vertrat. Sein Stegreifspiel weckte stürmische Heiterkeit; der Witzbold wurde beklatscht wie nie wieder in seinem Leben. Unter dem Zeichen dieses Abends stand sein Aufenthalt in Jena mehr als unter dem der Arbeit. In geselligem Kreise einer Reihe talentvoller Studenten entfaltete er spielerisch die Kräfte seiner Begabung, im Wirtshaus, in Wohnungen oder, was ihm besonders zusagte, hoch droben im Turmstübchen des großen Stadtturmes. Zu seinen Freunden zählten der spätere Dramatiker August Klingemann, der später bedeutende Arzt Ludwig Friedrich Froriep, der nachmalige berühmte Naturphilosoph Henrich Steffens, und ganz besonders eng verbunden waren ihm der Braunschweiger Winkelmann und der Estländer Wrangel. Als ein unvergeßliches Erlebnis bezeichnete es Brentano nach vielen Jahren, daß ihn der erste Sommer in Jena auch mit Karl Friedrich von Savigny zusammenführte, dem späteren großen Rechtsgelehrten. Daß Brentanos Art, Späße auf die Spitze zu treiben, bisweilen auch ernste Auseinandersetzungen — wie z. B. mit Steffens um den Tasso-Übersetzer Diederich Gries aus Hamburg — heraufbeschwor, konnte nicht ausbleiben.

Aus dem Studium wurde nicht viel. Einige Kollegs hat Brentano zuweilen besucht. Zu ernsterem Betriebe fehlte ihm jedoch die unentbehrliche Grundlage, für die noch so große Begabung und Phantasie keinen Ersatz bietet, während sie im Gegenteil schadet. Beim Anhören wissenschaftlicher Vorträge erging es Brentano wie später auch bei Predigten. Einzelne Sätze oder Worte nahmen seine Phantasie ins Schlepptau und entführten sie in ferne Gebiete, und hatte sie dann irgendwo wieder einen Ruhepunkt gewonnen, so war die Verbindung mit dem Gedankengang des Redners bereits durch eine solche Kluft getrennt, daß der Versuch, ernsthaft wieder anzuknüpfen, von vornherein verlorene Mühe war. Diese beiden Schwächen, die der mangel-

haften Vorbildung — die er selbst nie abgeleugnet, sondern in bittern Stunden seiner durch Phantasie gleichfalls gefährdeten Schwester Bettina als warnendes Schreckbild hingestellt hat — und die einer Phantasie, die ihn hin und her warf wie der Sturm ein Schiff, dessen Steuer gebrochen, sie taten das Ihre, um ihm die Abneigung gegen die Philosophie zum Widerwillen daran zu steigern, der sich entweder in starken Worten der Geringschätzung, in Späßen oder in witzig-satirischen Verzerrungen äußerte. Ihre zahmste poetische Umschreibung ist der 1801 im „Godwi" niedergeschriebene Satz: „Was ist die heiligste, stolzeste philosophische Ansicht (anderes) als die Krankheit der Flamme, die zu verlöschen droht, um sich selbst zu sagen: ‚Ich bin das Licht und entzünde alles.'" Schon in Jena entstanden von seiner „Philisterabhandlung" unter anderm die Teile, die sich spöttisch gegen die Philosophie — vorzüglich Fichtes und Schellings — wandten. Sein Übermut ließ ihn bereits damals diese Abhandlung in Fichtes Gegenwart vorlesen, trug ihm aber eine gewiß nicht leichte, auch nicht unverdiente Abfuhr ein.

So mag es etwelchem Unmut zu danken sein, daß der ruhelose Jüngling recht bald Jenas satt wurde und an seinen Freund Salomo Bartholdy nach Halle schrieb, er plane, nach Berlin zu gehen. Was ihn doch hielt, war eine tiefe Liebe, die ihn ergriff. Bartholdy konnte ihn, den „kleinen incroyable, trève de folies", noch im Juni mit Frankfurter Liebschaften necken — bereits am 9. Juli bat ihn ein Freund aus Frankfurt: „Schreibe mir doch etwas von der Geschichte deines Herzens und von den Revolutionen, die die kleine Mereau nach und nach darin anrichtet . . ."

Es ist dem Abkömmling der beziehungsreichen Familie nicht schwer geworden, in Jenas Gesellschaftskreisen rasch Fuß zu fassen. Da begegnete er bald auch der graziösen, zart-schönen Gestalt der Sophie Mereau, einer umschwärmten Frau, die in der Blüte ihrer Jahre stand. Geboren am 28. März 1770 als zweite Tochter des herzoglichen Obersteuerbuchhalters Schubert in Altenburg, genoß sie eine treffliche Bildung in Sprachen, Zeichnen und Musik, trat auch frühzeitig mit glücklichen Dichtungen hervor und folgte am 4. April 1793 dem Dr. jur. et phil. Bibliothekar Friedrich Ernst Karl Mereau, der bald danach zum außerordentlichen Professor der Rechtswissenschaft aufrückte, in die Ehe. Diesem Bunde, der wohl mit zwei Kindern,

einem 1800 im Alter von sechs Jahren verstorbenen Sohne Gustav und der am 3. September 1797 geborenen Tochter Hulda, gesegnet wurde, blieb das Glück der innerlichen Gemeinschaft in so hohem Maße versagt, daß die sich von ihrem Manne verkannt und mißhandelt fühlende Frau allmählich von ihm abrückte und sich, da ihr Herz heiß schlug, Huldigungen fremder Männer und Jünglinge in entsprechend gesteigertem Maße gefallen ließ. Nicht zum wenigsten trug Schillers ausgemachte und seit der Aufnahme eines ihrer Gedichte in seine „Thalia" 1791 bezeugte Wertschätzung ihrer Poesie dazu bei, ihr einen Schein von geistiger, künstlerischer Größe zu leihen. Es blieb auch nicht unbekannt, daß sie Goethen Wohlwollen abgewonnen hat.

Ihren großen Augen, hinter denen es wie verhaltene Glut lagerte, und die viel zu jung waren, um auf Resignation auszublicken, und ihrem bezaubernden Wesen erlag Clemens Brentano leicht und schnell. Gar bald durfte er in ihrem Hause ein und aus gehen, allein um sie sein, ihr vorlesen, bei ihren Schriftstellerarbeiten behilflich sein; seine Huldigung wurde Schwärmerei und feurige Glut, die auch bald mit der Glut ihres Herzens zusammenleuchtete. Die Zeit kam im Fluge, daß eine gemeinsame Flamme auflohte.

Die Seligkeiten seines Herzens flossen durch den Griffel seiner Hand aufs Papier. Noch war Brentanos sich regender Künstlergeist von der romantischen Strömung, an deren Ufer er stand, nicht mit fortgerissen; stand doch auch Sophie Mereau abseits von ihr und so treu im Gefolge Schillers und Goethes, daß sie erst viel später ein wenig aus der Reihe heraustrat. So bestimmen denn die beiden Häupter Goethe und Schiller, leise spürbar auch Hölderlin, die ersten poetischen Niederschläge der zwischen Clemens und Sophie aufblühenden Liebe. Eins von den Gedichten aus dieser Zeit setzt in noch ganz unfreier, fast mechanischer Anlehnung an die Vorbilder zunächst die ewigen Götter, die allmächtig, unendlich, ewig, frei, fest in dem Wechsel und in der Dauer beflügelt, einig, eines und alles sind, den im Fallen und Steigen unbeständigen Fluten der Zeiten und alles Zeitlichen entgegen; und es erhält eine eigentlich persönliche Note erst durch die Gedanken über die Liebe, auf die es hinzielt: Der Macht der Liebe bedienten sich die Götter, um ihn, den Dichter, „aus des Zweifels, der Sünde nächtlichen Gräbern" emporzuführen zur „heiligen Schwelle des Lichtes". Aufjauchzend dankt er es dem Himmel, daß

er versteht zu lieben, daß er durch die Liebe den Gott begreift; brünstig ruft er der Erde zu:

„Freue dich, Erde,
Denn mich verstehet
Zu lieben, zu küssen,
Denn mich umfasset
Ein treues Weib!"

In andern dieser Gedichte sind deutliche Spuren davon zu erkennen, daß sich der Jüngling, immer noch in Goethes, Schillers und Hölderlins Gefolgschaft und wenig tiefdringend, mit höchsten Problemen von Leben und Kunst trägt. Wohl sind es meist großsprecherische Worte, die an und für sich des künstlerischen Eigenwertes entbehren. Aber wichtig bleibt an ihnen, daß wir erkennen: Unter dem Eindruck der großen Liebesleidenschaft, die jeden Anstrich von Liebelei — wenn sie ihn überhaupt je besessen — flugs verloren hat, und im geistigen Austausch mit der Geliebten keimt in Brentano der Wille zum Künstler auf.

Dieser erwachte Wille zur ernsten Kunst brachte auch bald seine erste kleine Ernte ein: Clemens lieferte Sophien für einen geplanten Sammelband eigener Dichtungen das „Fragment eines Briefes über Wilhelm Meisters Lehrjahre" 1799, das nur die „Beschreibung des Eindrucks" dieses Goetheschen Werkes liefern will, das er als eines der größten und schönsten Erzeugnisse des menschlichen Geistes hinstellt, neben dem die deutsche Literatur „durchaus nichts Ähnliches aufzuzeigen" habe. Auch ein zweites Bruchstück, „Der Sänger", lyrisch gesättigt, das die wehmütige Jugenderinnerung eines vom harten Lebensweh angefochtenen Sängers — man denkt sofort an Goethes Harfner — enthält, ist wohl schon um die gleiche Zeit entstanden. Anonym, aber Freunden wie Friedrich Schlegel und seiner Gefährtin Dorothea nicht geheim, traten diese beiden Fragmente erst 1801 in dem Bändchen hervor, dem Sophie Mereau den Namen „Kalathiskos" (d. h. Körbchen) gab.

Die älteren Romantiker, Goethe, Schiller und Wieland.

Fast unvermittelt bricht jene erste Richtung von Brentanos Dichtkunst, die durch die besprochenen, nur handschriftlich überlieferten „Faseleien" vertreten wird, ab; fremde, neue Worte und poetische

Gedanken lassen den Gefolgsmann der Klassiker schnell der Vergangenheit angehören. Clemens Brentano ist, als er mit Dichtungen vor die Welt hintritt, vom Scheitel bis zur Sohle eine Kreatur der neuen, revolutionär umgestaltenden Richtung im deutschen Kunst- und Geistesleben, der Romantik. Deren Häupter hatten zunächst getrennte Bahnen in gleicher Zielrichtung verfolgt, ihre Wahlverwandtschaft erkannt und Jena zu der Hochburg ihres Wirkens auserkoren. Als Brentano dorthin kam, fand er neben den romantischen Philosophen Fichte und Schelling und dem genialen Physiker Ritter schon den Professor August Wilhelm Schlegel vor, dessen Gattin Caroline, eine der geistreichsten Frauen aller Zeiten, jetzt wie später Führerin, Anregerin und Mittlerin des ganzen romantischen Kreises wurde, auch als er sich 1799 durch den Zuzug von Friedrich Schlegel, dessen Freundin Dorothea Veit und Ludwig Tieck erweiterte; häufig in Jena zu Besuch und durch regen brieflichen Austausch mit den gleichstrebenden Freunden eng verbunden war auch Novalis.

Zu Carolines Salon, in dem auch trotz ihrer andern literarischen Richtung Sophie Mereau ihre Tribute an Huldigung und Verehrung einforderte, hatte auch Clemens Brentano Zutritt. Obgleich man den Feuerkopf, dessen schwärmerischer Gefühlsweichheit und poetischer Begabung man sich unter der schimmernden Hülle fliegender Geistreichigkeit und forciert toller Witzkunststücke kaum versah, in fühlbarer Weise nicht eben ernst nahm, so fesselten ihn doch die Bestrebungen der Romantiker bald so völlig, daß er sich und sein Künstlertum ihrem Programm verschrieb. Das aber umfaßte die Pflege einer Kunst, deren Wesen Brentanos feines Gefühl und die musikalische Struktur seines Seelenlebens verwandt war: nämlich die künstlerische Pflege des Unter- und Unbewußten, des Musikalischen und des Malerischen, und zwar völlig unter dem Zepter der selbstherrlichen und selbstschöpferischen Phantasie, die die klassische Klarheit, Plastik und Gesetzmäßigkeit verschmähte.

Brentano schloß sich besonders eng an Tieck und Friedrich Schlegel an, an Tieck so eng, daß dieser es für angebracht hielt, seinen schwärmerischen Nachahmer in einer literarischen Satire seines „Poetischen Journals“ (Jena 1800) öffentlich an den Pranger zu stellen. In der Parodie „Der neue Herkules am Scheidewege“ ist Brentano der lästige, backfischhafte Bewunderer, der dem Autor seine verworrenen

Reimereien vorliest, und der, als ihm wütend die Tür gewiesen wird, befürchtet, sogar das Abschiednehmen bis zur Religion zu treiben. Brentano ließ sich indessen nicht abschütteln, sondern nahm die Parodie gelassen hin, und schließlich hat er noch zu Tieck ein so gutes Verhältnis gewonnen wie zu keinem Mitgliede des Jenaer Kreises. Auch Tieck dachte später freundlicher von Brentano, den er in seinem „Phantasus" in der Gestalt Manfreds noch einmal porträtiert hat. Keinem fühlte sich Brentano für Anregungen so verpflichtet wie ihm, keinem als nur ihm erklärte er sich als „treuesten, liebendsten Schüler und Diener". Nach Jahren der Trennung traf er ihn für längeren Verkehr in Prag wieder. Tieck ließ sich damals auch von Brentanos Märchen bezaubern, weniger von einer Vorlesung der „Wehmüller". Tiecks letzte Äußerungen über Brentano sind durchaus in freundlichem Tone gehalten, zum Teil anerkennend, aber mit altersklarem Blick das „Diffuse, Willkürliche und Sonderbare" an den Werken dessen bedauernd, den er selbst einst mit seinen Dichtungen auf den Weg der Willkür, die kein Gesetz über sich duldet, geführt hatte.

Verschränkter war Brentanos Verhältnis zu den Schlegels. August Wilhelm verhielt sich gegen Brentano offenbar gleichgültig. In seiner Gattin Caroline, die später Schellings Gattin wurde, erstand Brentano eine strenge Richterin. Sie hat ihm ihren Salon nie verweigert, aber nie ein Hehl daraus gemacht, daß ihr seine forcierten, unnatürlichen Geistreichigkeiten, die in dem romantischen Treibhause ins Kraut der Tollheiten, Verschrobenheiten, auch wohl der kühnen Impertinenzen aufschossen, nicht behagte. Dabei ist es ein Zeichen ihrer inneren Größe, daß sie, die erste deutsche Frau, die zu der Hoheit von Goethes Kunstwerk ein tiefes Verhältnis gewonnen hat, nicht anstand, die fein erfühlte Bedeutung der in den „Godwi" eingestreuten Lieder zu rühmen, obgleich sie diesen Roman Brentanos sonst auch reichlich verwildert fand.

Dagegen haben Friedrich Schlegel und Dorothea, seine nachmalige Gattin, kein ehrlich Spiel mit Brentano gespielt. Sie haben sich ihm ins Gesicht freundlich, oft herzlich, immer als erklärte Freunde gegeben, aber von ihm untereinander und gegen Dritte nie anders als mit bedauernder Geringschätzung, oft geradezu in schlechten Worten gesprochen, in denen es wie höhnisches Lachen klingt. Den Mut und die Ehrlichkeit, den Jüngling aus den Sackgassen, in die er Friedrich

Schlegels eigener, sehr zum Übertreiben geneigter Art blindlings nachsetzte, mit überlegener Ruhe, sei es auch mit dem Tieckschen Prügel, zurück auf gangbare, ins Freie führende Straßen zu geleiten, fanden sie nicht, wollten oder konnten sie vielleicht nicht finden. Statt dessen spielen sie ängstlich Verstecken mit einem bissigen Distichon, das Friedrich Schlegel auf Brentanos „Godwi" verfaßt, und von dem Brentano doch erfuhr. Es ist eins von den wenigen Malen, daß Brentano, der eine wahre Virtuosität in der Menschenerkenntnis entfaltet hat, hier doch blind geblieben ist. Wo es anging, hat er Gelegenheiten und Einladungen wahrgenommen, sich Friedrich Schlegel zu zeigen, gleichsam „dem Hoheprieſter, ob er noch Aussatz an sich hat". Ein schlimmes Licht fällt auf Friedrich Schlegel, wenn man seiner wenig lauteren Haltung zu dem Verhältnisse Brentano-Sophie gedenkt, das natürlich in Jena kein Geheimnis war. Es steht fest, daß Schlegel hierbei doppeltes Spiel getrieben hat. Er, der Mittlerdienste leistete, ist mit Briefen Brentanos an Sophie nicht einwandfrei umgegangen — aus keinem anderen Grunde, als weil er selbst als eifersüchtiger Rivale Brentanos in die Schranken trat, und zwar aus sinnlicher Begierde. Erst 1802 erkannte Brentano die Unwahrheit, auf der seine Beziehungen zu Schlegel aufgebaut waren, und die „Freundschaft" sank zusammen; seinem Freunde Winkelmann, der dem Liebesbunde die lautersten Dienste geleistet, der Brentano auch schon vor Schlegel gewarnt hatte, schrieb er 1802 im Februar, er wisse nun sicher, daß er von Schlegel gemißbraucht sei in seiner ganzen Freundschaft. Nur der Schrecken rang Dorothea Schlegel nach Sophies plötzlichem Tode Worte menschlichen Mitgefühls ab — innerlich blieb man sich fremd und feind, so nahe man sich auch später in Wien äußerlich noch einmal kommen sollte. Wie eine erhaschte willkommene Gelegenheit mutet es an, wenn sich Dorothea 1812 am 3. April ausgerechnet gegen Varnhagen von Ense ein letztes Mal schriftlich über Brentano ausspricht: „Über Clemens Brentano urteilen Sie sehr übereinstimmend mit mir; so fand auch ich ihn, als ich ihn vor zwölf Jahren sah. Seitdem muß er sich aber notwendig etwas gebessert haben, wenn ich nicht annehmen soll, daß er wirklich vom bösen Geist besessen ist, alle seine wirklich schönen Gaben oft wie mit einer plötzlichen Grimasse vernichtet."

Mit Novalis ist Brentano persönlich nicht in Berührung gekommen; von ihm hörte und las er nur. Seinen Dichtungen konnte

er bis auf die geheimnisvoll flutenden „Hymnen an die Nacht" im großen ganzen nicht viel Geschmack abgewinnen; über das „Osterdingen"-Fragment äußerte er sich sogar gelangweilt und wegwerfend; die süß-innigen religiösen Gesänge des früh Verblichenen übten ihre Wirkung erst später auf den religiösen Lyriker Brentano, der den Weg zu seiner Kirche wiedergefunden hatte.

So stand zum romantischen Kreise ein Jünger, der mit seinem blühenden Talente vor allen Köpfen der romantischen Dichtergeneration imstande war, den Wert der romantischen Theorien in lebendige Kunst umzuprägen und mit Dichtungen, die aus dem Herzen, nicht dem Kopfe, zum Herzen, nicht zum Ohre sprachen, romantisches Leben über anknüpfende Nachfahren hinweg in die Gegenwart und Zukunft zu retten. Von den Lehrmeistern hat niemand ihn gewürdigt, in einem ihrer Almanache, Taschenbücher oder in einer ihrer Zeitschriften vor die Öffentlichkeit zu treten.

Der enge Anschluß an die Romantiker hatte zur Folge, daß Brentanos Beziehungen zu Goethe vorderhand nicht bedeutend waren, und daß er zu Schiller, der in schroffe Gegnerschaft zu den Romantikern gedrängt worden war, keinerlei Beziehungen gewann. Brentanos Blut wallte allzu hitzig und wild, als daß es ihn zu der ruhigklaren Persönlichkeit Goethes sehr gedrängt hätte, dessen Werke er zu preisen wußte, ehe er doch das tiefe innere Verhältnis zu ihnen gewonnen hatte. Goethe hat sich zweifellos für den Ungebärdigen bei den mehreren Besuchen nicht sonderlich eingenommen gezeigt, obgleich er in ihm Maximilianens Sohn vor sich sah. Brentano äußerte sich hierüber später gelegentlich: er sei selten zu Goethe gekommen, weil der ihm zu vornehm-langweilig gewesen. Für die dichterischen Erzeugnisse des Romantikerjüngers hatte Goethe zunächst noch ebensowenig übrig wie Schiller. Und trotz allem Lobe, das Brentanos und Arnims Bundestat, „Des Knaben Wunderhorn", bei Goethe fand, blieb doch im innersten Kern Goethes Meinung über Brentano wie Arnim bestehen, wie er sie am 30. Oktober 1808 gegen Zelter aussprach: „Alles geht durchaus ins Form- und Charakterlose. Sie suchen das, worauf es ankömmt, immer wo anders als da, wo es entspringt, und wenn sie die Quelle ja einmal erblicken, so können sie den Weg dazu nicht finden." Ihnen fehle die Erkenntnis, „daß die höchste und einzige Operation der Kunst die Gestaltung sei, und in der Gestalt

die Spezifikation, damit ein jedes ein Besonderes, Bedeutendes sei und bleibe".

Dem ehrwürdigen Wieland begegnete Brentano nicht gerade mit der Ehrerbietung, die ihm gebührt hätte; mit respektlosem Schabernack versuchte er ihn aufzuziehen. Erst allmählich wurde er inne, welcher Persönlichkeit er gegenüberstand, und die Verehrung, die er der Kunst des „Oberon"-Dichters mehr und mehr entgegenbrachte, wurde dem von Tieck und den Schlegels erbittert angefeindeten Dichter ein stiller Trost.

Liebeswirren. „Godwi" und andere erste Dichtungen.

Zu längerem Aufenthalt reiste Brentano auf Wielands Gut Oßmannstedt im Juli 1798, als seine Großmutter mit ihrer Enkelin Sophie den ehemaligen Jugendgeliebten besuchte. Nachdem er von da ein Stück Thüringen durchwandert hatte, begleitete er im Oktober Großmutter und Schwester in die Heimat. Während der Ferien knüpfte sich zwischen ihm und der Gattin seines Bruders Franz, Antonie, geb. v. Birkenstock, einem kunstverständigen Wiener Kind, so enges Vertrauen, daß er es wagen durfte, an sie nach seiner Rückkehr in die Universitätsstadt durch Sophie Mereaus Hand die erste Nachricht nach Hause zu geben. Nun blieb er fast ein Jahr von Frankfurt fern.

Der folgende Winter 1799/1800 und der Sommer 1800 wurde für Brentano die erste fruchtbare Zeit seiner Kunstbestrebungen. Die Anregungen und Herzenserfahrungen, die ihm Jena gegeben, wurden durch Reisen nach Dresdens Galerieschätzen und in die Sächsische Schweiz, auch durch Ferienausflüge nach dem Rhein ergänzt, wo sich sein leichtentzündliches Herz an den Reizen der schönen Walpurgis entflammte und er sich von der abenteuerlichen französischen Emigrantin Madame de Gachet in neue Liebe verstricken ließ. Seine Seele aber geriet in ernste Wirrnisse durch die Wendung, die das Verhältnis zu Sophie nahm. Brentanos seligste Veranlagung war die denkbar stärkste Sehnsucht nach dem Besitz dessen, was er liebte; seine unseligste, daß, wenn er es besaß, die Leidenschaft der Sehnsucht wie unter einem Zwang in den Unsegen des Besitzes umschlug. Er begann dann stärker und stärker nicht bloß den andern Teil, sondern ebenso sich selbst zu quälen bis zu seelischer Zerfleischung. Er, dessen ganzes

Leben in einem sehnsüchtigen Suchen nach einem festen Halt für seine vor Frost zitternde, in heißen Fiebern erschauernde, ewig ruhe- und heimatlose Seele zu einem Leben ängstlichster Unrast wurde, war glücklich, wenn er einen solchen Ankerplatz sah, unglücklich, wenn er an ihm angelegt hatte. So erging es ihm nach dem glücklichen Liebesfrühling, der ihm mit Sophien beschieden war. Ihr Tagebuch erzählt von „glücklichen, heiteren Stunden", daneben mehr und mehr von „schmerzhaft-süßen Stunden", „Kränkungen", „Mißverständnissen" und „schrecklichen Szenen". So konnte neben ihr in seinem Herzen eine andere Raum finden: Minna Reichenbach in Altenburg, eine Freundin Sophies. Brentano, der sich mit dem Gedanken getragen, sich ewig mit Sophie zu verbinden, erklärt im Juli 1800 Minnas Schwester Julie, diesen „schönen Traum voll Gift" habe er längst aufgegeben, weil sie nur schön sei. „Die Schönheit zerbricht in jeder Fessel"; Sophie müsse sich selbst eingestehen, daß sie an ihm „zur Verbrecherin geworden" sei. Es ist die schwüle Zeit, in der dann nach wenigen Wochen Sophie in ihr Tagebuch eintrug, daß „der Umgang mit Brentano gänzlich aufgehoben" worden ist.

In Brentano rang und kämpfte es. Er vertraute es Julien an, er habe ihre Schwester geliebt, als er sie zum erstenmal gesehen. In diesen Plagen zwischen Sophie und Minna habe er Jena verlassen müssen, „um nicht zum Selbstmörder zu werden und Sophien nicht mehr in ihrem erkünstelten Leben zu stören". Damals, im Juli 1800, war er nach Altenburg gegangen, hatte Liebesqual gelitten, war erkrankt, und Gesundung hatte ihm Minna selbst erst ermöglicht, als sie ihm — entsagte. In diesen Tagen schrieb er, sich aufrichtend, an Julien die Worte, die dem Sinne nach, teils auch wörtlich, schon im ersten Godwi-Bande begegnen: „Ich bereute in meinem Leben noch nichts und habe noch nichts mir selbst zerstört als mich, und es ist mir eine Freude geworden, denn ich tat es um anderer willen. O, ich habe noch viel, was ich hingeben kann, sehr viel, ehe die wenigen Jahre vorüber sind, die ich so einsam noch leben werde.

„Hinunter mit der alten Welt,
Die neue zu erbauen,
Ich hab' der Liebe mich gesellt,
Will nicht nach Trümmern schauen,
Aus Kraft und nicht aus Reue dringt,
Was die Vergangenheit verschlingt." —

Der diesen gewaltsamen Schnitt in sein Leben tat, stand schon mitten im literarischen Leben. Das bedeutendste Erzeugnis der Zeit seiner Jenenser Studien, die somit weit mehr dem Leben als der Wissenschaft gegolten haben, war „Godwi oder Das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman von Maria." In der Tat ein verwilderter Roman! Was Brentano, der sich hier wie noch öfter in seiner Frühzeit unter dem Namen „Maria" verbirgt, mit dem Buche wollte, sagt er selbst in der Vorrede, indem er ihm zugleich selbst das Urteil spricht: „Dies Buch hat keine Tendenz, ist nicht ganz gehalten, fällt hie und da in eine falsche Sentimentalität. Ich fühle es itzt. Da ich es schrieb, kannte ich alles das noch nicht, ich wollte damals ein Buch machen, und itzt erscheint es nur noch, weil ich mir in ihm die erste Stufe, die freilich sehr niedrig ist, gelegt habe. Ich vollendete es zu Anfang des Jahres 99, hatte mich damals der Kunst noch nicht geweiht und war unschuldig in ihrem Dienste. Ich werde sie an diesem Buche rächen oder untergehen. Diese Blätter gebe ich nicht wie ein Opfer hin, nein, sie sollen die Flamme nähren, in der ich ihr einst mein reines Opfer bringen will. Du wirst mir darum wohlwollen, lieber Leser, daß ich mich mit diesem Buche, das nur zu sehr mehr von mir als sich selbst durchdrungen ist, gleichsam selbst vernichte, um schneller zur Macht der Objektivität zu gelangen und von meinem Punkte aus zu tun, was ich vermag. Es ist mir schon itzt ein inniger Genuß, alle Mängel, die ich vor zwei Jahren hatte, zu übersehen; sie alle zu verbessern, dazu müßte ich auf der letzten Höhe stehen, die ewig vor uns flieht. Doch will ich schneller, kunstreicher und begeisterter immer vorwärts schreiten, damit der Raum, der mich vom Ziele trennt, stets kleiner wird und endlich nur dem Seher sichtbar bleibt." Die Subjektivität und die hinter ihr stehende eigenartige Persönlichkeit stützen den Roman, den die auf ihm lastende literarische Tradition, Goethes „Meister", Heinses „Ardinghello", Tiecks „Lovell", Schlegels „Lucinde", in der Technik Jean Pauls Manier, sonst erdrücken würde. Einem Minus an künstlerischer Zucht, an Auswüchsen von Tollheit und Zerrissenheit wird die Wage gehalten von einem Plus tiefster und schönster Poesie, die besonders in den eingelegten Liedern von Brentanos späterer Lyrik nicht übertroffen worden ist. Sein Inhalt? Wiederzuerzählen ist er nicht; das würde schon eine Aufstellung der Verwandtschaftsverhältnisse lehren, die nicht ohne Mühe aus dem

breiten Neben- und wirren Durcheinander herausgeschält werden könnten. Allenfalls kann der Gesamtinhalt in einem allgemeineren Satz angedeutet werden: Ein Bild der Welt soll „Godwi" sein wie Goethes „Meister"; Godwi, ein Jüngling, wird durch die Fülle der Lebenserscheinungen geführt, um die Erkenntnis des bleibenden Wertes im Leben der Liebe, der Kunst, der Wissenschaft zu gewinnen. Aber über dem bunten Wirbel des Eigenerlebten, das Brentano über seinen Roman ausschüttet, verliert er sich völlig. Auerbachs auf Jean Paul gemünztes Wort hat hier seine Statt: er dichte wie ein spazierender Hund. Das Gute, auf das er bei seinem planlosen, verwilderten Schweifen stößt, ist zufällig, ist gut um der „unschuldigen Oberflächlichkeit" willen, die jetzt wie später als glücklichste Kraft seine Hand führte und seinen Sang leitete. — Der erste Band des Romans, dessen Verlag Wieland vermittelte, erschien 1801, den Altenburger Freundinnen und Sophiens Schwester Henriette gewidmet. Den zweiten Band ließ Brentano noch 1801 (wenngleich mit dem Erscheinungsjahr 1802) folgen; ihn widmete er Bettinen. Gewaltsam reißt er uns dem Ende der Vorgänge zu: der Dichter Maria geht zu Godwi selbst, um von ihm das Ende des Romans zu erfahren, dessen erster Teil ihm in Briefen in die Hände gekommen sei. Bei der Abfassung des zweiten Teils erkrankt der Dichter, schreibt in Hast, den Tod ahnend, weiter, um seine Begräbniskosten noch herauszuschlagen, und stirbt. Freunde beschließen das Buch mit „einigen Nachrichten von den Lebensumständen des verstorbenen Maria".

So bleibt der „Godwi" nicht als Kunstwerk, dagegen als formloses Gefäß für einzelne kostbare Perlen von Poesie und für die wilden, ungezügelten Ausflüsse der Gedanken- und Sinnenwelt des jungen Brentono ein geschichtlich wertvolles Buch. Sein literarischer Erfolg war gering. An dem künstlerisch nicht immer keuschen Bekenntnisbuche wollten von den wenigen, die es lasen, die meisten Verschrobenheit, Aberwitz, Dementia, Hysterie, Wahnsinn feststellen. Heinse lobte den Roman und das in ihm waltende Genie. Arnim erklärte dem Dichterfreunde: „Nur dir ist es gelungen, in ‚Godwi' einen jungen, werdenden Dichter darzustellen." An der üppigen Sinnenglut und dem heißen Dichtertemperament hatte Chamisso helle Freude: „Nur erst die ersten Blätter, aber welch ein Kernteufel scheint in ihnen zu hausen! Verhält er sich nicht zu ‚Wilhelm Meister'

wie der gärende Most zum Weine?" Des höhnisch-spöttischen Urteils der Jenenser Schule wurde schon gedacht.

*

Hatte Brentano schon im „Godwi" Gelegenheit zu literarischer Satire gefunden, so galt sein erster dramatischer Versuch völlig der Tendenz. Der Jünger fühlte sich stark genug, in seiner Parodie „Gustav Wasa" (1800), dem ersten und einzigen Bändchen einer geplanten Sammlung „Satiren und poetische Spiele von Maria", seine Meister Tieck und Schlegel gegen Kotzebues Angriffssatire „Der hyperboräische Esel" (1799) zu schützen. Sein Gegenhieb erfolgte ganz in der Richtung und Manier des Tieckschen „Gestiefelten Katers". Höchstens insofern kam er über den Lehrmeister hinaus, als ihn seine in Witzkunststücken hyperbolisch geneigte Art dazu verführte, „der Tieck des Tiecks zu sein", Tieck potenzieren zu wollen. In der Ausübung des „Willens seiner Oberen" parodierte Brentano in seiner Satire Schillersche Verse, besonders sein „Lied von der Glocke", wie er sich auch in ihrem Sinne darin über Knigges „Umgang mit Menschen" lustig machte. Sein toller Spaß ließ selbst die gestrenge Richterin Caroline „fast von dem Stuhle fallen vor Lachen". Sonst war es über „Gustav Wasa" in der literarischen Welt bald still. Nur die „Neue allgemeine deutsche Bibliothek" hielt es für angebracht, seine Angriffe als plump und verfehlt, gereimt und reimlos — aber äußerst ungereimt zurückzuweisen.

Endlich entstanden in Jena Brentanos Beiträge zu der von seinem Freunde August Klingemann herausgegebenen Zeitschrift „Memnon" (1800). Über des ersten Bandes erstes Stück kam der „Memnon", ein heute höchst seltenes Buch, nicht hinaus. In ihm fanden sich als Beiträge „Maria"-Brentanos unter einigen Gedichten die „Phantasie für Flöte, Klarinette, Waldhorn und Fagott", fernerhin das Märchenfragment „Die Rose", die beide gänzlich unter Tieckschem Einflusse stehen.

Erster Aufenthalt in Marburg. Göttingen. „Ponce de Leon."

Während Brentano, zerrütteten Herzens, in dem Sophie Mereau mächtiger war, als er sich gestehen wollte, die Herbstferien 1800 in Frankfurt verlebte, traf ihn ein schwerer Schlag: an einem bis zum

Ausbruche des Wahnsinns gesteigerten Nervenfieber verstarb am 19. September 1800 auf Wielands Gut die Schwester Sophie. Wieland verewigte sie als Laïs im „Aristipp" und der Bruder in seiner ergreifenden Totenklage.

Freund Winkelmann, mit dem ihn die Hochschätzung der Verschiedenen verband, teilte seinen Schmerz. Er war auch Vermittler zwischen den entzweiten Liebenden Clemens und Sophie Mereau. Selbst hingerissen von ihren inneren und äußeren Reizen, im regen Verkehr mit ihr, die am 21. Juli 1801 von ihrem Manne geschieden wurde und schon seit einiger Zeit mit ihrer Tochter Hulda in Kamburg lebte, berichtete er seinem Freunde genau von ihr, die er gern als „die Poesie" bezeichnete: den „Godwi" habe sie mit großem Interesse gelesen und besonders viel Freundliches über die letzten Partien bemerkt; in einzelnen wahren Momenten habe er in ihr ein rührendes Gefühl für ihn, Clemens, erkannt. Rührend ist die Neigung, die Winkelmann ihm entgegenbrachte: „Wenn Du nur wüßtest, was alle von Dir hoffen! Und ich, der sich zuerst Dir geweiht, sollte ich nicht am innigsten an dir hängen?" —

Zum Winter 1800 ging Brentano nach Marburg, das trotz manchen Unterbrechungen für eine Reihe von Jahren sein fester Standort blieb; er folgte dem freundschaftlich geliebten Savigny, der sich dort habilitiert hatte. Savignys bezwingende Ruhe und Sachlichkeit zog Brentano an und war heilsam für ihn; wiederum bedrückte sie ihn nicht selten, so daß er über die wohlfunktionierende, anscheinend gefühllose „Studiermaschine" manch unwilliges Wort fallen ließ. Sein Studium scheint Brentano damals aufgegeben zu haben; wenigstens findet sich sein Name in der Marburger Matrikel nicht. Wohl aber fand er unter den Studenten jetzt und später eine Reihe von Freunden: seit dem vergangenen Winter war Borstell hier immatrikuliert, 1800 kamen dazu der Freiherr von der Malsburg, der Koblenzer Johann Claudius Lasaulx, 1802 Jakob und 1803 Wilhelm Grimm, 1803 endlich von Jena her auch sein Bruder Christian als Student der Medizin.

Nach einem Winter, der unter der Ausarbeitung des zweiten Godwi-Bandes verstrich, weilte Brentano mit Savigny im Elternhause. Die Fäden zwischen dem Freunde und Gundel Brentano spannen sich enger. Wieder wurde der Rhein besucht. In Rüdesheim, droben

von der Schloßruine der Gisela Brömserin, seinem Lieblingplatze, aus genoß er die Romantik des Stromes; wie immer war sein Herz bewegt, und in Goethes Lied vom König in Thule strömte sich seine Begeisterung aus. Mit Bettina vereinbarte er in dieser Osterzeit, einander brieflich Kopf und Herz auszuschütten. Der Briefwechsel wuchs zu einem duftenden Blumengarten an, zu einem der schönsten Erzeugnisse jugendlicher Herzen, deren Fülle überschäumen mußte. Clemens Brentano hat überhaupt mit sein Heiligstes und Schönstes in seine Briefe versenkt, die sich oft zur Höhe reiner, süßer und weher, starker und weicher Poesie aufschwingen. Bettinen hat er selbst später gebeten: „Bewahre meine Briefe, lasse sie nicht verloren gehen, sie sind das Frömmste, Liebevollste, was ich in meinem Leben geschrieben, ich will sie einstens wieder lesen und in ihnen in ein verschlossenes Paradies zurückkehren . . ." Und noch später: „Halte sie heilig, sie sollen mich einst an mein besseres Selbst erinnern, wenn mich Gespenster verfolgen, und wenn ich tot bin, so flechte sie mir in einen Kranz!" Um die Briefe an Bettinen hätte Achim von Arnim den Freund küssen mögen. Nach dem Tode des Bruders, 1844, flocht Bettina sie ihm zu dem „Frühlingskranz", „wie er selbst schriftlich verlangte".

Zum Sommer 1801 zog Brentano, angelockt durch Freund Winkelmann, nach Göttingen, ließ sich auch am 21. Mai als Student der Philosophie immatrikulieren. Wiederum blieb es bei diesem letzten Ansatz zum Studium. Um so fruchtbarere Arbeit gedieh dem Dichter. An „Godwi" wurde die letzte Hand gelegt, ein Preisluſtspiel, das im Frühjahr am Rhein begonnen war, rüstig gefördert. Endlich führte hier ein gütiges Geschick Brentano mit dem Studenten der Physik Achim von Arnim zusammen. Eine Freundschaft wurde geschlossen, deren Segen der Geschichte angehört. Überaus glückliche, ungetrübte Wochen vereinigten Brentano, Arnim und Winkelmann in fröhlichem, dem Leben und der Kunst geweihtem Treiben. Für alle drei war das Haus des Verlagsbuchhändlers Dieterich der liebste Treffpunkt.

Aus dem Frohsinn dieser Tage, die Brentanos Mut schwellten, unter denen dennoch die Schwermut einer gewaltsam unterdrückten Sehnsucht lagerte, erwuchs sein Lustspiel „Ponce de Leon". Brentano hatte, seit er dem Romantikerkreise räumlich ferngerückt war, allmählich seinen Weg zu Goethes Kunst gefunden. Auf ihm wandelnd

spürte der Romantiker bald den Segen von Goethes klar-heiterem Genius. Deutlich begann er zu erkennen, daß er es nicht den Tieck und Schlegel, sondern Goethe zu verdanken habe, „daß sein Schmerz Klage, sein Unglück Kraft, seine Trauer um Liebe Streben nach Kunst wurde". Schon sein Verdikt über die hemmende Reue, sein Ruf nach Kraft in dem Bekenntnisbrief an Julie Reichenbach war ja ganz Goethisch.

Der Keim dieser Dichtung war freilich nicht ein inneres Erlebnis, sondern ein rein äußerlicher Anlaß. Indes floß inneres Leben des Dichters reichlich in sie hinein. Ende November 1800 hatte Goethe, auf Schillers Anstoß hin, in den „Propyläen" eine dramatische Preisaufgabe gestellt: dreißig Dukaten waren darin für „das beste Intrigenstück" versprochen; als Termin für die Einsendung war Mitte September 1801 angesetzt worden; allen Stücken war eine öffentliche Besprechung, dem besten dazu die Aufführung verheißen worden. Unter dreizehn Stücken befand sich eins mit dem Kennwort: „Laßt es euch gefallen" — Brentanos „Ponce". In seinem Begleitschreiben an Goethe sprach Brentano sehr bescheiden von seinem Lustspiel; auf die ausgesetzte Belohnung mache er keinen Anspruch; er erwarte Goethes freies öffentliches Urteil, das ihn bescheiden werde, auf immer diesen Zweig der Kunst zu verlassen oder mit Liebe und Fleiß fortzufahren. Er sei jetzt erst zu reflektierender Lektüre von Shakespeare und Goethes Poesien gekommen, habe bisher wenige Schauspiele gesehen. Das vorliegende Stück sei sein erster Versuch. Für eine eventuelle Aufführung ermächtige der fromme Verehrer den Meister zu jeder Art von Eingriff.

In Wirklichkeit ist es Brentano ernster um sein Stück zu tun gewesen, als es nach seinen bescheidenen Worten scheinen will. Mit großer Spannung und „kindischer Bangigkeit" spähte er nach einer Rezension aus, erwartete er Goethes Bescheid — umsonst. Nach Verlauf eines Jahres, am 6. September 1802, erbat er die Handschrift zurück. Goethe erfüllte den Wunsch und schrieb dazu ein paar freundliche Worte, indem er den „guten Humor und die angenehmen Lieder" des Stückes lobte und für die ihm gebotene Unterhaltung dankte. „Ponce" teilte darin das Geschick aller Einsendungen; keine von ihnen erfuhr auch nur eine öffentliche Erwähnung. — Im Preisausschreiben war verlangt, das Stück solle bei „absoluter moralischer Gleichgültigkeit"

rein auf „Heiterkeit und Freiheit des Gemüts" zielen. Brentano will das Ziel erreichen, indem er das Lustspiel, angelehnt an Shakespeares Charakterlustspiele und die italienische Maskenkomödie, „in dem Mutwill schöner Menschen zu finden" sucht. Und unleugbar hat er eine solche Reihe glücklicher Momente gefunden, daß die Kritik „mindestens die Lust, vielleicht selbst den Beruf zur Bühne" ihm zuerkennt und zugibt, daß die Vision einer poetischen Komödie über „Ponce" schwebe. Es hat sogar durchaus nicht als ausgemacht zu gelten, daß „Ponce" für ewig von der Bühne ausgeschlossen sein müßte, wenn eine feine Hand die gar zu wilden Triebe vorsichtig verschnitte. Denn bei aller erstrebten Straffheit, die den „Ponce" gegen den „Godwi" auszeichnet, — vor einem Zuviel konnte sich der Dichter selbst nicht retten. Sein Mittel, jenen unschuldigen Mutwill zu erzielen, ist ganz aus dem Ton des Jenenser Romantikerkreises geboren, der Witz, der um jeden Preis Witz sein will und sein muß und schließlich verstimmt und zur Plage wird, nicht bloß dem Leser, sondern sich selbst. Der wundervolle Unterstrom zarter Gefühlstöne, der manchmal in herrlichen Liedern aufrauscht, fließt viel zu tief und zu heimlich, um gegen die tollen und aberwitzigen Verrenkungen, die einen unerschöpflichen Reichtum an innerm Wert mehr vortäuschen, als in Wahrheit besitzen, eine genügende Gegenkraft zu bilden.

Den Kern der im ganzen, trotz den vorgeschriebenen Intrigen, leidlich durchsichtigen Handlung bildet ein Vorwurf, der die Gefahr seiner dramatischen Behandlung in sich birgt: Der schöne, eitle Edelmann Don Gabriel Ponce de Leon wird durch die Liebe — erst durch eine eingebildete, verträumt-phantastische, dann durch eine wahre, bewußte — von einem haltlosen, unklaren, melancholischen Träumer zu einem Menschen erweckt und gebildet, der dem Leben mit hellsicherem Auge ins Antlitz schaut und auch erkennt, daß jedes Edlen Ziel der Dienst für die Gemeinschaft, das Vaterland, ist. Das aber ist kein Problem für dramatische Behandlung, sondern für eine erzählende Dichtung; der tiefste Bruch, durch die äußerliche Witzmaschinerie nur verdeckt, aber nicht ausgefüllt, liegt darin, daß diese grundernste Handlung durch Witz und eine intrigenhafte Maskerade, um der Preisaufgabe zu genügen, in eine Komödie umgebogen werden mußte.

Wie alle Dichtungen, ist auch der „Ponce" trotz des äußerlichen Anstoßes ein Stück Bekenntnis von Brentanos „heiliger Geschichte

seines Innern" geworden. Ponce ist Brentano selbst; in dem zwiefachen Liebesverhältnis, das Ponces Seele spaltet (er spielt mit der Liebe zu Valeria und gesundet an der wahren Liebe zu Isidore, der Schwester seines Freundes Don Felix Sarmiento), hat man mit überzeugender Wahrscheinlichkeit das Widerspiel des Zwiespaltes gesehen, der Brentano zwischen Sophie Mereau und Minna Reichenbach hin und her warf. Die Anregung zu der spanischen Einkleidung seiner Fabel erhielt Brentano aus einer öden Märchenerzählung der Madame d'Aulnoy in dem „Cabinet des fées", die ihm, wenn nicht im Original, so im vierten Bande von Bertuchs „Blauer Bibliothek" (Gotha 1790) zugänglich war. Die Dramaturgie des Lustspiels, die auf reinste Freude über und durch den Mutwillen gestellt ist, ruht auf den Schultern von Friedrich Schlegel, der ähnliche Gedanken bei der Betrachtung der aristophanischen Komödie entwickelt hatte. Was Brentano endlich in seiner „Vorerinnerung" dem Spiel vorausschickt, berührt sich mit Tiecks „Briefen über Shakespeare" in seinem „Poetischen Journal" (1800). „So, wie es Gott geschaffen", ließ er das Lustspiel 1803 unter Freund Winkelmanns Hilfe drucken; es erschien, dem Herzoge von Aremberg gewidmet, in Göttingen bei Heinrich Dieterich 1804.

Der Göttinger Freundeskreis ging mit Semesterschluß auseinander. Brentanos Studienzeit war damit äußerlich zu Ende.

Arnim. Verbindung mit Sophie Mereau.

Arnim unternahm eine große Bildungsreise. Brentano wandte sich bald nach Hause, mit Winkelmann etwas entzweit. Dann aber reiste er im November plötzlich nach Jena, wo er alte und neue Freunde fand.

Die Sehnsucht nach Sophien trieb ihn. Er hatte ihr auf die Kunde von ihrer Scheidung sofort geschrieben, sie ihm in freundlich-herzlichem Tone geantwortet. Doch so sehr er sich bemühte, zu einer mündlichen Besprechung, von der er alles hoffte, zu gelangen — die weigerte sie hartnäckig, selbst als am 2. Januar 1802 die Aufführung von Schlegels „Jon" sie beide in Weimar in ein Haus zusammenführte. Bitter enttäuscht reiste er mit Wrangel, von Ritter, „dem größten Menschen unsrer Zeit", bis Gotha begleitet, nach Marburg ab, nun von Schlegels feindlicher Einwirkung auf Sophie überzeugt und fortan „mit Friedrich sehr steif, mit der Veit mehr noch". Er stürzte sich, um sein Herz zum

Schweigen zu bringen, auf altdeutsche Dichtungen und versuchte sich im Übersetzen in die neuhochdeutsche Sprache.

Sein leidenschaftlich geführter Briefwechsel mit Bettina und Arnim war seine ganze Freude. Als Arnim im Mai seine Ankunft in Frankfurt ankündigte, jubelte er in Wiedersehensfreude und in heller Begierde, ihn seiner Schwester zuzuführen. Die Schmerzen der Vergangenheit dünkten ihm eine heiße Steppe, in der er geschmachtet, bis ihm „aus purpurner Abendröte Bettina geworden". Arnim sei der anbrechende junge Tag, der labende Wasserstrahl aus dem Felsen, ein Freudenstrahl, ein klingend Wasser. Acht seligen Tagen in Frankfurt folgte die für beide Freunde ewig denkwürdige Rheinfahrt, die sie bis Koblenz gemeinsam unternahmen; Clemens hielt hier eine Liebschaft mit der seinem Freunde Lasaulx verlobten Benedikte Korbach fest, der er sein Lied „Der Schiffer im Kahne" sang, Arnim fuhr allein bis Düsseldorf, traf den Freund rückkehrend in Koblenz wieder, und hier nahmen beide auf der fliegenden Rheinbrücke für Jahre Abschied voneinander. Wie waren doch die beiden traut dahingezogen! Ein Freundschaftsglück war erblüht, wie es die Geschichte der Dichtung nicht viele kennt. Brentanos und Arnims Liederfrühling war angebrochen; „da brausten Reime wie Schäume". Arnims Gedanken schwollen gar zu dem Plan einer Singschule am Schaffhausener Rheinfall auf. Schon begann beider Sammlertätigkeit, die besonders Brentano einen Bestand alter Bücher und Handschriften eintrug, wie er heutzutage in einer Privatbücherei nicht mehr würde vereinigt werden können; er gewann damit die Grundlagen für die Sammlung alter deutscher Lieder, für Görres' Arbeiten, Hilfsmittel für die Brüder Grimm, von der Hagen, Docen — kurz, bedeutende Grundlagen und Stoffmassen für die jung erwachte Wissenschaft vom deutschen Geistesleben.

Wenige Wochen verlebte Brentano im August und September 1802 in Marburg mit Savigny; hier entstanden die Anfänge seiner „Chronika eines fahrenden Schülers". Im Oktober war er wieder in Frankfurt; damals nahm die Liebe zu Benedikte ihr Ende; „gegen wenig Menschen", erklärte er, „war ich reiner und wahrer". Darauf besuchte er seinen Rhein wieder und zog über Koblenz und Köln nach Düsseldorf, wo er längere Zeit mit Besuchen in der Gemäldesammlung, in eifrigem Theaterbesuch, im Umgang mit Künstlern, in

näherer Beschäftigung mit der Musik und endlich mit der Dichtung seiner „kleinen Oper" „Die lustigen Musikanten" zubrachte. Dies liebenswürdige Werkchen in Düsseldorf im Rampenlicht zu sehen, gelang ihm ebensowenig, wie seinen „Ponce" dort auf die Bühne zu bringen.

Das Singspiel verrät eine Fröhlichkeit unter Tränen. Brentanos Herz war wieder bedrängt von angewachsener Sehnsucht nach Sophie. Es krampft sich zusammen in dem Gedanken an Schlegel, der alles verdorben. In einer Schauspielerin, die Sophies Züge trägt, der er aber nicht nähertreten mag, weil dies philinenhafte Geschöpf „in der Nähe tödlich ist", liebt er in heißen Gedanken die Ferne. An seinen Bruder Christian schrieb er nach Jena: „Nichts, nichts kann die Erinnerung an die Mereau in mir vernichten. Gott weiß es, ich liebe treu und sterbe treu, freudlos, leidenlos." Christian wandte sich an Sophie, die inzwischen nach Weimar verzogen war; Clemens sei zertrümmert, in ihrer Hand liege es, ob er seine Ruhe, sein Leben wiedererlangen werde. Seine Vorstellungen hatten zunächst nur den Erfolg, daß Sophie an Clemens ein Bild Maximilianes, das er in ihre Hände gelegt, zurücksandte, jedoch mit der Aufforderung, nicht anderen, sondern ihr direkt einfach und wahr zu erklären, weshalb er sich über sie zu beklagen habe. Damit war endlich der Bann, in den sich beide selbst hineingezwungen hatten, gebrochen. Noch ein ungestümes Tasten und Suchen auf seiner Seite, das wahr bleibt trotz bedenklichen Worten über Sophie gegen Arnim, erzwungen kaltes Auf-die-Folterspannen auf ihrer Seite, und sie ließ sich von ihm finden. Weit genug hatte er sich in selbstquälerischer Pein treiben lassen. Er hatte

„ein Gelübd' getan,
Kein andres Weib zu küssen.

„Gewaltig regt es sich in mir,
Zu leben und zu lieben,
O süße Frau, wär' ich bei dir,
Ich wollt' dich nicht betrüben."

In krankhafte Liebesgelüste, die an Novalis erinnern, hat er sich gesteigert. „O wüßtest Du, wie ich Dich liebe, Dich, und so unglücklich, daß ich die seltsamsten, traurigsten Künste anwenden muß, mich zu betrügen und zu glauben, ich hielte Dich in meinen Armen, ach, wenn ich Dich sehen könnte, küssen könnte, könnte — könnte!"

Da sich die Theaterpläne in Düsseldorf nicht hatten verwirklichen wollen, war Brentano zu Anfang des Jahres 1803 über Göttingen nach Marburg zurückgekehrt in Savignys „Einsiedelei", die hoch droben am Berge im „Forsthof", dicht unter dem Schlosse lag. Da sang er sich die Sehnsucht vom Herzen. Im März trieb ihn die Unruhe nach Frankfurt; unterwegs blieb er ein paar Tage in Wetzlar, wo er „bei dem schönsten Wetter Briefe und Lieder in Wolken schrieb".

Die Liebeshoffnung, in der er jetzt lebte, gab ihm nun auch die Kraft, eine andere Liebe zum Schweigen zu bringen, die er seit Jahren in seinem brünstigen Herzen trug: zu Goethes Suleika, Marianne von Willemer, die dem Brentanoschen Hause, besonders Antonien, herzlich befreundet war. Ein Brief an Arnim, der damals auf seiner großen Reise in Paris weilte, erzählt von der ganzen Geschichte dieses Verhältnisses (Mai 1803): „Hier auf dem Theater war vor ein paar Jahren" — es handelt sich um den Herbst 1799 — „Marianne Jung, ein unschuldig treu Kind, Tänzerin. Ich liebte sie still weg, der Bankier Willemer nahm sie von der Bühne und machte sie zu seinem Pflegekind. Die Jung liebte mich, weinte oft in meiner Nähe, ich sprach davon mit Willemer, seine Eifersucht vertrieb mich, wir haben uns noch lieb, so so! Da ich morgen abreise, so ließ ich der Jung durch Bettinen sagen, ich würde noch an ihrer Loge stehn, sie solle mich doch freundlich ansehn: ich ginge weg, es werde mir sehr wohltun. Nun sah mich auch das liebe Kind gar freundlich an, und . . . da schrieb ich zu Haus das Lied für sie, auf die Melodie: ‚Da droben auf jenem Berge', die ich sie selbst singen lehrte:

„Es stehet im Abendglanze
Ein freies, heiliges Haus . . ." (S. 81 dieses Bandes.)

Diese Szene und dieses Lied machten Brentanos Herz frei. Innige Verehrung für Marianne blieb bestehen; in der Gestalt der Biondette (in den „Romanzen vom Rosenkranz") zahlte er ihr den sie verewigenden Tribut, und das Gockelmärchen eignete er ihr zu.

Weniger tief und beständig war die Liebe Brentanos zu Bettinens unglücklicher Freundin, der Frankfurter Stiftsdame Karoline von Günderode. Der Grundcharakter dieses Verhältnisses, das etwa seit 1800 datiert, war Freundschaft, und nur 1802 sind gelegentlich glühendere Worte zwischen den beiden gefallen. Wohl hat freundschaftlicher Austausch von Gedanken über Dichtkunst beide noch einige

Jahre in Verbindung gehalten, doch waren die Beziehungen wohl schon längere Zeit vor Karolinens Ende (26. Juli 1806) erloschen. — Im April 1803 war endlich Sophies erlösendes Wort in Frankfurt eingetroffen. „Ich will Sie sehen." Ihres Herzens Anteil an seiner Seele sprach sich in der Mahnung aus: „Gebrauchen Sie die einfachsten, natürlichsten Mittel, den Dämon namenloser Unruhe zu verbannen, der in Ihnen, nicht außer Ihnen wohnt. Sie haben viel Talente; aber viel Talente ohne Willenskraft gleichen einem zarten, blütenbeladenen Zweig ohne Stütze, den seine Zierde selbst nur tiefer herabzieht." Clemens zögerte keinen Tag. Der Plan, Arnim in Paris zu besuchen, wurde aufgegeben. Anfang Mai war er in Jena, angeblich um seinen Freund Wrangel das letztemal zu besuchen, bevor er Deutschland verließ. Seine Bitte um persönliche Aussprache fand Gehör. Die Liebe hüllte sie in Flammen, und diese verzehrten augenblicklich alles schlackenhafte Ungemach der Vergangenheit, das beide einander bereitet hatten. Sophie schrieb in ihr Tagebuch: „Frühling des Gemütes. Großer Wechsel. Blumen, Liebe, Andacht, Leben." Sie bekennt sich, daß sie „endlich bestimmt die eigentlichen Vergehungen ihres Lebens hat einsehen, endlich die wahre Quelle ihres Unglücks hat finden" können. Aus Clemens jubelte es: „Süßer Mai, du Quell des Lebens!..." Ein seliger Sommer vereinte die beiden in Weimar, Jena, Kamburg. Arnim bekam zu hören: „Sophie liebt mich so, wie ich sie nicht geliebt, sie liebt mich so sich selbst vernichtend, daß ich nicht weiß, woher ich alle den Liebreiz aufbringen soll, den sie in mir findet... Alle Bitten des Vaterunsers sind mir gewährt, ich habe nichts mehr zu verlangen und werde nun arbeiten, dichten und dich mit lieben..." Als die beiden im August sich trennten, da geschah es nur unter dem festen Vorsatz, sich bald zu gemeinsamem Weg durchs Leben zu vereinigen, und zwar in Freiheit; mit dem Gedanken an Ehe hatten sie nur einige Wochen verliebtes Spiel getrieben. Was wollte die Welt, was kirchliche Bedenken, was das klatschende Weimar, was die zeternde Verwandtschaft!

Diesen seligen Tagen gehört die Büste an, die Friedrich Tieck, des Dichters Bruder, von Brentano modelliert hat. Sie zeigt den schönen lockenumrahmten Kopf, die edle freie Stirn, die leuchtend großen Augen, aus denen die Sehnsucht blickt, die Lippen, um die die hungrigen Sinne tanzen.

Sophie reiste nach Dresden, Clemens nach Marburg, ihr dort ein Quartier zu suchen und zu bereiten; er fand es in dem Hause des altehrwürdigen Obersten Henndorf an den Terrassen gegen das Lahntal hin. Noch zitterte ihm das Herz von dem Weh der Trennung; er sang ruhiger, doch voller Sehnsucht das „Scheidelied". Auf kurze Zeit ging er nochmals zu den Seinen in die Heimat. Er wußte alle gegnerischen Stimmen zu beruhigen, selbst die eifersüchtige Bettina zu versöhnen. Als praktischer Grund zu dieser Reise kam in Betracht, daß er im September großjährig und Herr seines stattlichen Vermögens wurde; da gab es mancherlei anzuordnen. Die ihm so zuteil gewordene Selbständigkeit — 1200 Taler an jährlichen Zinsen waren ihm sicher —, Rücksichten auf seine Familie und Scheu vor Klatsch verstärkten nun doch seinen Wunsch nach geregeltem Ehestande mit Sophie. Sein Drängen fand endlich Gehör. Das „geheimnisvollste Wunder, so auf Erden die Götter tun, was nie enthüllt, nie kann verborgen werden", kam ihm zu Hilfe; Sophie schrieb ihm Ende Oktober: „Clemens, ich werde dein Weib — und zwar so bald wie möglich. Die Natur gebietet es . . ." Brentano jauchzte auf. Er fuhr ihr, „die ihm schenken sollte, was er vom Himmel begehrte, ein Kind", bis Eisenach entgegen; am 29. Oktober wurden sie in Marburg in der lutherischen Pfarrkirche getraut.

Der Verkehr des Ehepaares in Marburger Kreisen war gewiß rege genug. Noch war Savigny hier tätig, bei ihm wohnte Christian Brentano; eine Journalgesellschaft erweiterte die Beziehungen zu Professoren, darunter besonders dem Philologen Friedrich Creuzer; zu Superintendent Justi, einem mit hohem dichterischen Verständnis ausgestatteten, fein und kräftig urteilenden Mann, traten Clemens und Sophie in geselligen Verkehr; im Nachbardorfe Goßfelden saß der befreundete Pfarrer Bang, die studierenden Brüder Grimm gingen in dem neuen Heim ein und aus. Solche Zerstreuung aber — brauchte Brentano gar bald. Seine unselige Neigung, zu quälen, was er liebte — und dabei selbst die größte Qual zu empfinden —, zu zerstören, was er besaß, brach nur zu schnell hervor. Er, der die Ehe ersehnte, um frei zu werden, empfand sie bald als fesselnde Unfreiheit. Der noch eben in seliger Inbrunst an Arnim geschrieben hatte: „Sie ist das einzige Weib, die jener unendlich ähnlich sieht, die ich mit Dichteraugen in ihr gesehen" — er lernte unter harten Schmerzen

fühlen, daß er einem Menschen verbunden war, einem Weibe, das von allen, die ihm im Leben begegneten, seiner Idee vom Weibe am nächsten kam, aber dies Ideal nicht restlos verkörperte — was kein menschlich Weib vermocht hätte. Denn Brentano maß Menschen mit gleichem Maße wie Kunstwerke: nach jener letzten Höhe der Idee, „die ewig vor uns flieht". In dieser grundromantischen Neigung aber lag, wie für die meisten anderen Romantiker, so ganz besonders für Brentano scharf ausgeprägt die ständig wirksame Ursache für sein Mißverhältnis zum Leben überhaupt — ein Mißverhältnis, das mit starker und kalter, organischer Notwendigkeit dem Bruche zudrängte. Die Katastrophe aufzuhalten, wäre kein Mensch imstande gewesen, kein Freund, keine Geliebte, kein Arnim, keine Sophie. Hinzu kam noch, daß Brentano von seinen übergewaltigen Sinnen belauert wurde, wohin er sich wenden mochte, oft von ihnen ergriffen, gepeitscht, schier zu Tode gehetzt wurde, wenn sie hungerten. Brentano war selbst der Tannhäuser, von dem er hat singen wollen.

So wird die Entwickelung, die die Dinge nahmen, verständlich.

Am 1. März 1804 schrieb Clemens an Arnim nach London: „Du liebst mich noch, das ist mir mehr wert als alle Pläne, alle Kunst. Ich bin nun schon vier Monate verheuratet, in acht Wochen werde ich den Aushängebogen meiner Nachkommenschaft erhalten." Das erwartete Kind solle Achim Ariel heißen, Arnim sein Taufpate sein. „Ob ich glücklich bin, willst Du wohl wissen: es ist mir wohl, ich werde geliebt von Sophie, aber ich sehne mich nach Dir." Im Sommer wollte er Marburg verlassen, den Rhein besuchen und im Winter nach Dresden ziehen. Am 2. April heißt es: „Du mußt nicht glauben, lieber Arnim, als sei ich unglücklich oder verändert durch meine Verbindung mit Sophie; nein, ich fühle mein Dasein durch sie verschönt, aber beflügelt sehe ich es nicht. Sie ist ein gutes Kind und eine freundliche Frau, die ich liebe, aber ich bin ohne Gehülfe, ohne Mitteilung in meinem poetischen Leben, ich möchte sagen in meinem poetischen Tod." Welche Mattigkeit bricht mehr und mehr in diesen Worten durch, in denen das, was von Liebe spricht, durch „aber" eingeschränkt wird!

Glückliche Stunden blieben freilich auch der Zeit nach dem Flitterwochenrausch nicht völlig fern. In ihnen wurde die „Chronika" gefördert, und als ein Erzeugnis vereinter Kräfte erschienen im Frühjahr 1804 „Spanische und italienische Novellen", an denen Brentano

seit 1802, Sophie seit dem Sommer 1803 gearbeitet hatte. Der Öffentlichkeit wurde als einziger Übersetzer nur Sophie genannt.

Am 11. Mai kam Sophie nieder; das ersehnte Kind, Achim Ariel Till getauft, starb, fünf Wochen alt. Clemens war durch den Verlust erschüttert. Um den Eindrücken eines unglücklichen Winters und dieses Schmerzes zu entgehen, und weil Savigny mit seiner jungen Frau ins Ausland reiste, Creuzer einem Rufe nach Heidelberg folgte, so trennten sich auch Clemens und Sophie im Juli leicht von Marburg. Mit Hulda Mereau, die Sophien belassen war, besuchten sie zunächst Frankfurt, wo Sophie eine wohltuend herzliche Aufnahme fand. Das Neue, der anregende Kreis, das Frankfurter rege Theaterleben ließen Sophien bald die trüben Marburger Eindrücke vergessen. Zu ihrem Glücke besaß sie die Kraft, sich im schwersten Leiden zu fassen.

Heidelberg. „Des Knaben Wunderhorn." Sophies Tod.

Frankfurt war nur Zwischenstation. Endgültiges Ziel war Heidelberg, das damals einer neuen Blüte entgegenging. Creuzer hatte herzlich eingeladen: Geselligkeit, Leben und Mut, was er sich für eine fröhliche Existenz wünsche, sei dort zu finden.

Brentano reiste Anfang August voraus, mietete eine schöne Wohnung am Paradeplatze und rief voller gewisser Hoffnung auf ein frohes Glück Sophien herbei. Hatte man in Marburg das Bedauern über den Wegzug beider öffentlich ausgesprochen, so bekundete man in Heidelberg ebenso öffentlich die Freude, das Künstlerpaar bei sich zu haben. Die Aufnahme bei den Professoren war denkbar warm. Zu den altbekannten Freunden Fries und Creuzer kamen unter andern der Philosoph Daub, der Rechtshistoriker Thibaut, der Philolog Böckh; auch der alte Voß zeigte sich zuerst durchaus freundlich. Alles aber trat für Brentano zurück, als nach zwei Jahren, 1806, Joseph Görres, ihm von der Koblenzer Schulzeit her bekannt, nach Heidelberg kam, um Eingang in die akademische Laufbahn zu suchen.

Auch in diesem anregenden Kreise, in der Schönheit des Neckartales ging nur zu bald das fröhliche Dur im Leben des Paares in traurige Weisen über, die Harmonie in quälerische Mißklänge. Der Quell von Brentanos Dichtung stockte. Willkommen war daher Arnims Rückkehr nach Berlin. Jetzt trat es völlig zutage, in wie hohem Maße der aufrechte märkische Edelmann für Brentano nicht bloß Freund,

sondern auch eine starke Stütze wurde, an die Clemens sich und sein Leben lehnte und rettete. Arnims Einladung, zu ihm nach Berlin zu kommen, wurde jubelnd begrüßt; Sophie erhoffte sich gleichfalls das Beste, sie ließ den Gatten ziehen, redete gar zu. Voller literarischer Pläne bestieg Clemens am 27. Oktober 1804 den Reisewagen; nach kürzerem oder längerem Aufenthalte in dem Wallfahrtsorte Waldürn, in Würzburg, Gotha, Weimar und Leipzig sah er am 13. November Arnim ins Auge. Glücklich waren die Berliner Wochen, während deren die Sehnsucht nach Sophien, schon in der Zeit der Abreise erwacht, Brentano peinigte. Mit heißen Worten überschüttete er sie. Sie mußte ihn vermahnen: „Einen größeren Don Quichote wie Dich trug gewiß nie die prosaische Erde! Zu Hause sitzt sein treues Weib, liebt ihn, lebt eingezogen arbeitsam, trägt ihn in und unter dem Herzen und ist ganz zufrieden — er reist ganz lustig durch die Welt, . . . aber weil . . . ihm gar nichts fehlt, so kämpft er gegen Windmühlen! . . ." Sie erkannte sein Unglück, sein stetes Sehnen nach dem Entfernten.

Clemens machte durch Arnim eine Reihe neuer Bekanntschaften, darunter die des Kapellmeisters und Komponisten Friedrich Reichardt, der an seiner Muse Gefallen hatte, sah kurz Tieck in Ziebingen, lernte Arnims Gut Wiepersdorf kennen. An Berlin selbst reizten ihn besonders die Wirkungen der mondbeleuchteten Architektur; er scheint sie geradezu entdeckt zu haben, mindestens war er der erste, der sie poetisch zu verwerten und zu gestalten verstand. Literarische Absichten traten zurück. Doch als er am 19. Dezember von Berlin schied, war zwischen beiden ein Beschluß gefaßt, der für die deutsche Geistesgeschichte von größter Tragweite werden sollte: Arnim versprach, im Frühjahr nach Heidelberg zu kommen, um dort mit Brentano an der Sammlung alter deutscher Lieder zu arbeiten. Bis Arnim ankam, stellten die wieder in neuem Glück vereinten Eheleute die „Bunte Reihe kleiner Schriften" zusammen, deren erster und einziger Band unter Sophies Namen, der freundlich verehrten greisen Sophie von La Roche gewidmet, 1805 erschien. Clemens, ja auch Arnim, der „wunderholde, einzige Freund", verbargen sich mit eigenen Beiträgen unter Sophies Namen.

Noch ein kurzer Ausflug nach Frankfurt, von dem Clemens fast verärgert zu seiner Gattin heimkehrte, und mitten in den Neckarfrühling hinein trat Arnim. Schwer getrübt wurde die Zeit jugend-

frischen Beisammenseins, in das Sophies zweite Niederkunft (im Mai) fiel, durch den nach wenigen Wochen eingetretenen Tod dieses zweiten Kindes, eines Mädchens. Von den Ehegatten war es wieder Sophie, die am ehesten die Fassung gewann; immer wieder fand sie Kraft, alles Leid zu tragen. Doch trotz diesem Schmerz, trotz peinigendem Rheumatismus, der Clemens befiel — ein unvergängliches Werk, das die Jugendfülle ausstrahlt, in der es entstand, ist in diesen Monaten geschaffen worden: „Des Knaben Wunderhorn."

Brentanos und Arnims Absicht war bei dieser Sammlung die, altes kostbares Gut vor dem Untergange zu retten, mit der Hebung des Schatzes der Dichtung, deren allgemeines Darniederliegen sie gerade die Höhe der Goetheschen Kunst lehrte, frische Quellen zuzuführen und — nicht zuletzt — dem zum großen Teil in Selbstverleugnung und Selbstverrat kauernden deutschen Volke einen Spiegel von deutscher Art und Kraft vor die Augen zu rücken. In Absicht und Ausführung ist „Das Wunderhorn" eine literarische und nationale Tat. Für die deutsche Kunst wie für das Geschick des Vaterlandes ist in Heidelberg ein Herd erglommen, an dessen wärmender Glut und leuchtendem Brand Volks- und Kunstgeist sich entzündet haben. Das deutsche Volk hat dieser Sammlung der beiden Liederbrüder selbst das beste Urteil gesprochen, indem es sie ganz zu seinem Besitze machte; sie ist ein Buch, aus dem Volke für das Volk geworden, so gut wie Grimms Märchensammlung. An hohen Leistungen vor dem „Wunderhorn" und an wissenschaftlich einwandfreieren Sammlungen nach ihm hat es nicht gefehlt — seine Stellung in Kunst und Leben aber ist unerschüttert.

Brentano steht in Denken und Fühlen dem Volksbewußtsein ungleich näher als Arnim; auch ist in den Rekonstruktionen und Ergänzungen seine wunderbar feine Anpassung an den archaisierenden Ton des originalen alten Volksgutes, an dessen Schlichtheit, Natürlichkeit, auch an seine die höchsten Kunstschöpfungen erreichende Kunst des keuschen Andeutens und Verschweigens vom künstlerischen Standpunkt aus der rücksichtslosen Art der Arnimschen Eingriffe und Umgestaltungen weit überlegen. Arnim will straff geregelten Rhythmus und verletzt dabei den melodiösen, ganz auf das Singen eingestellten Fluß des Volksliedes; was ihm hierbei fehlt, ist Brentanos Stärke. Vorwiegend Arnims Eingriffen in die Volkslieder ist es daher zuzuschreiben, daß Gegner und Neider von Fälschungen, Unterschiebungen

und gar Trug sprachen. Brentano hingegen konnte sich den Spaß machen, den ganz ihm gehörigen „St. Meinrad" tatsächlich unterzuschieben. Feinen und feinsten Spürnasen blieb dies verborgen; und daß das „Lied vom Star und dem Badwännelein" eine neue Schöpfung Brentanos ist, darum wußten für lange Jahrzehnte nur die Brüder Grimm.

Für Brentano verband sich mit der Herausgeberarbeit am „Wunderhorn" übrigens ein rein wissenschaftliches Interesse; er hat sich mit dem Plan getragen, alles, was sein Sammeleifer seit Jahren zusammengetragen, dereinst in einem „Versuch einer Geschichte des deutschen Volksliedes" vorzulegen. Die förderſame Zustimmung, durch die Goethe, dem es gewidmet war, öffentlich das „Wunderhorn" auszeichnete, ermunterte die Herausgeber wie den Verleger, ihren Freund Zimmer in Heidelberg, dem ersten im Herbst 1805 (mit der Jahreszahl 1806) erschienenen Bande 1808 noch zwei nachzuschicken; den Anhang „Kinderlieder" hat Brentano allein dargereicht.

Im August 1805 reiste Brentano mit Arnim nach Frankfurt, ließ dort den Freund nach einigen Wochen über der Korrekturarbeit am „Wunderhorn" zurück und suchte selbst in Wiesbaden Heilung seines Leidens. Übelbefinden reizte ihn diesmal dazu, aus der Ferne Sophien zu quälen. Vorwurfsvoll ruft er ihr zu: „Sag' mir nie mehr, Du wolltest kein Kind — hätte ich eins, ich wäre ruhiger." „Ohne Kind ist die Ehe unbegreiflich, mit diesem Segen aber ist sie Gottes Segen selbst." Er klammerte sich mit neidischer Ängstlichkeit an die Hoffnung auf ein Kind, wenn er an den Segen in den Familien der Brüder dachte. Aus „hinlänglicher Freundlichkeit" wurden zerrissene Laute: „Mein Weib, meine Qual und meine Freude!" Und jetzt zum erstenmal spritzte er Gift in seine Briefe: sie habe ihn „mit einem andern Verhältnis betrogen, diese Treulosigkeit habe alles Vertrauen, alle Ehre, alles Glück in Ewigkeit gestört". Sophie war der Verzweiflung nahe.

Allmählich erholte er sich, konnte er gar mit seiner rheinischen Walpurgis zum Tanz gehen, die Sehnsucht nach Sophien erwachte, er rief sie zu sich, und mit ihr und Arnim besuchte er den Rhein. Am 25. September war das Paar wieder in Heidelberg. Arnim schied im Dezember, von vaterländischer Pflicht abgerufen, von den Freunden. Endlich kehrte auch in ihre ermüdeten Herzen Ruhe und stilles Glück ein, zugleich damit Freude am dichterischen Schaffen. Sophie

griff auf eigene Arbeiten zurück, Clemens holte die „Chronika" wieder hervor und versenkte sich in die Welt der Märchen; die Sammelarbeit für weitere „Wunderhorn"-Bände erhielt ihn in steter Fühlung mit Gelehrten und freundlichen Beiträgern aller Fernen, und an geselligem Leben in Heidelberg mangelte es nicht. Ausflüge nach Worms und in den Odenwald waren willkommene Erfrischungen, weniger angenehm ein Umzug, der nötig wurde; eine Wallfahrt mit Sophie und Hulda nach Waldürn bot seinem Herzen religiöse Beruhigung. In diesem Frohmut wurde Brentanos „Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg und seinem Traum auf der Brücke" im Juli gedichtet. Ein paar angeregte Wochen flogen im Umgange mit dem Meister Tieck, teils am Neckar, teils am Main dahin.

Aus Sophies traurigen, oft noch heimlich verweinten Augen hatte es wieder still zu leuchten begonnen, sie fühlte neue Hoffnung. Arnim war in fröhlichen Worten von neuem Patenschaft angetragen. Schon zu den Freunden unterwegs, wurde er aber von den Wogen des ausbrechenden Krieges mit fortgeschwemmt. Lange Zeit war er für Clemens verschollen, der ihn in dem Greuel des Krieges untergegangen glaubte. Mit seinem Leben für das bedrängte Vaterland einzutreten, der Gedanke hatte für Brentano stets etwas Gräßliches. Als endlich im Juli des nächsten Jahres Arnim den ersten Brief Brentanos erbrach, las er von dem tiefsten Unglück, das Brentanos Leben zerbrochen hat. Am 31. Oktober 1806, morgens 2 Uhr, war Sophie bei der Geburt des dritten Kindes mit dem Kinde zugleich gestorben. „Wie eine Heilige froh" hatte sie ihre Schmerzensstunden ertragen, dem Kind selbst die Wiege bereitet. Dann hatte sie ihn fortgeschickt. „Da ich nach Haus kam, hörte ich Sophie jammern: ‚Lieber Clemens, rufe mir den Arzt, ach Gott, ach Gott, stärke mich!' Ich rief den Doktor Mai. Um 12 Uhr kam die Mutter Lasaulx und sagte: ‚Das Kind ist da, man sucht es zu beleben, es ist ein Mädchen.' Und ich sprach: ‚Lebt mein Weib? ich habe keine Freude an Kindern, sie sterben!' — ‚Ihr Weib ist sehr schwach!' — Da hörte ich Sophie schwer, schwer atmen; sie sagte: ‚Lebt mein Kind?' und starb, und die Erde starb, alles starb!"

Auguste Busmann.

In Sophies Todesstunde ist Brentanos Leben in Stücke zersprungen. Sophie ist sein Lebensglück gewesen trotz aller Selbst-

peinigung und aller Selbstzerfleischung, in die ihn seine dämonisch-rastlose Natur auch in der Zeit dieses Liebes- und Eheglücks gedrängt hat. Sein fürderes Leben war ein Stöhnen aus weher Brust, deren Wunden sich nicht schließen wollten und sollten. „Ach, daß ihm Sophie hat sterben müssen!“ seufzten die Vertrauten seines Herzens, Arnim und Bettina, noch nach langen Jahren, wenn ihre Augen ihm auf wirre Pfade nachblickten, auf denen er sich von ihnen zusehends entfernte, bis er ihnen als fremder Pilger mit vergrämtem Gesicht das letztemal zum Abschied vor die Augen trat, um dann seine Rechnung mit dem Himmel zu machen, sich in den Mutterschoß seiner Kirche zu flüchten und dort unter Preisgabe der in ihm wohnenden Lebensmächte für den großen Rest seiner Lebenstage ein Haltloser den Halt und ein Friedloser den Frieden zu suchen. Sein Gefühlsleben weist unverkennbar Züge von Dekadenz auf. „Blumen und Gras sind sehr traurig für mich; ach, könnte ich nur noch traurig sein, ich blute aber kalt, und spiegle mich im Dolch und grinse und lächle“, schreibt er eben in jenem Briefe, der Arnim Sophies Tod vermeldet (Juli 1807). Sogar Spuren fast perversen Fühlens und fast perverser Selbstbeobachtung sind vorhanden.

Brentanos Leben ward nunmehr eine Flucht vor sich selbst, diese Flucht raubte ihm oft die Besinnung, und die Besinnungslosigkeit stürzte ihn in Verirrungen, die wohl den Anschein von freventlichem Leichtsinn an sich tragen, aber in Wahrheit Äußerungen des Bruches in seiner Seele sind. Ein Glück bleibt es dabei, daß der wunden Seele Lebenskraft genug innewohnte, die in ihm den Dichter nicht in Kunstverirrung verstummen, in Lebensverneinung versinken ließ. Denn sein in Lust und Schmerz geübtes Herz hatte der Welt noch viel Neues zu reichen, sein Mund noch vieles auszusprechen, was aus vergangenen Tagen in seiner Brust lebte. Und die Zeit der folgenden Jahre, die die Welt bewegten, war zu groß und zu mächtig, um ihn nicht in ihre Höhen und Tiefen mitzureißen.

Freunde, unter ihnen besonders Görres, stützten Brentano in den Tagen der Trauer. Sophie fand, ihren Todesengel im Arme, ihre Ruhestatt auf dem St. Annenkirchhof vor dem Mannheimer Tor in Heidelberg. Hulda nahm Brentano als sein Kind an, um sie nicht ihrem „rauhen und unbarmherzigen Vater“ in die Hände geben zu müssen; er tat sie in das Heidelberger Erziehungsinstitut der be-

freundeten Caroline Rudolphi. Brentano wurde zu seinen Frankfurter Angehörigen geleitet, fand diesmal ganz besonders in Melinens Seele, wie in dem „ruhigen Spiegel eines klaren und schuldlosen Quells", Erquickung, und reiste Ende November nach Heidelberg zurück. Einsam trauernd aß er, nach seiner eigenen Schilderung, sein Brot in Tränen, saß die kummervollen Nächte weinend auf seinem Bette — die himmlischen Mächte hatte er anerkannt. Über dem Ordnen des Nachlasses seiner Frau gewann er Fassung und Ruhe wieder; auch fand er schärfste Worte der öffentlichen Erwiderung auf schamlosen Zeitungsklatsch, der sich an den Tod seiner Frau gewagt hatte. Im Frühjahr 1807 war ihm sogar solcher Frohsinn wiedergekehrt, daß er imstande war, mit Görres gemeinschaftlich die tolle Schnurre zu schreiben: „Entweder wunderbare Geschichte von BOGS[1] dem Uhrmacher, wie er zwar das menschliche Leben längst verlassen, nun aber doch, nach vielen musikalischen Leiden zu Wasser und zu Lande, in die bürgerliche Schützengesellschaft aufgenommen zu werden Hoffnung hat, oder Die über die Ufer der badischen Wochenschrift ausgetretene Konzertanzeige. Nebst einem medizinischen Gutachten über dessen Gehirnzustand." Diese versteckte Satire gegen Aufklärung (Nicolai), Philisterei (Kotzebue, Voß und andere) und gesellschaftlichen Mechanismus ist eine so überspannt tolle Ausgeburt, daß ihr kaum mehr als literarhistorisches Interesse zukommt: sie half den mehr und mehr anwachsenden Gegensatz zwischen Voß und den Romantikern verschärfen, wie sich denn in dieser Zeit Brentano eigenwillig mit Voß und dessen Partei gründlich verhetzt hat. Immerhin mag sie damals manchen Lachmuskel gereizt haben, nicht zum wenigsten den ihres Paten, Jean Pauls.

In den ersten Maitagen fuhr Brentano, nachdem er zwei vorteilhafte Angebote zu Reisen nach Italien abgelehnt hatte, nach Frankfurt, um bei Bettinen zu sein. Doch traf er sie nicht an und schloß sich deshalb gern seinem Bruder Georg zu einer mehrwöchigen Fahrt nach Holland an. Im Juli war er wieder in Frankfurt. Schon regte sich in ihm mächtige Sehnsucht nach Arnim, dem glücklich Wiedergefundenen. Aber er erklärte dem Freunde, ein innerer fester Glaube gehe ihm wie eine Schraube durch die Seele und schraube ihn an die Stelle, wo sie sei, über allem ruhe, „ein fallender Berg, aber

[1] Der Name wurde aus den Anfangs- und Endbuchstaben der Namen der beiden Verfasser gebildet.

nicht alle mögen ihn halten, daß er die Spinnerin und die Weberin nicht erschlägt ..."

So sprach Brentano am 17. Juli. Fünf Tage später, im abendlichen Trubel von Napoleons Durchzug durch Frankfurt, stammelte er einem Mädchen Liebeserklärungen. Hierfür kann nur gelten, was er später, diesen rätselhaften Vorgang unter dem Bilde einer irren Fahrt über das Meer symbolisierend, gesungen hat:

„Und steuerlos an tückischen Gestaden
Sah ich mein Schiff auf schlechter Sandbank stranden.
Ein Seegespenst mit dünner Mövenstimme
Verlocket mich, daß ich zum Wahnsinn schwimme."

Im Hause des den Brentanos freundschaftlich und geschäftlich verbundenen Bankiers Moritz Bethmann hatte er dessen Pflegetochter und Nichte Auguste Busmann, ein sechzehnjähriges Mädchen (geb. 1. Januar 1791), kennen gelernt, sie sich in ihn verliebt, er sich von ihrem niedlichen Gesichtchen — das Bettinen unangenehm, ohne Straffheit und Reinheit, verwaschen erschien — und scheinbar „entsetzlich verständigen, entschlossenen, jungfräulich schüchternen" Wesen übertölpeln lassen. Ohne zu lieben, war er „in eine Art von Fieber" gefallen, das ihn „wie eine feurige Wolke umgab". Die Heirat zu erzwingen, weiß sie ihn arglistig nach Kassel zu entführen, er läßt alles willenlos geschehen, seine und ihre Verwandtschaft dringt, alle Schande zu vermeiden, auf die Heirat, seine Brüder aus Angst, Bethmann möchte sie geschäftlich im Stiche lassen, das Aufgebot wird bestellt, und er läßt sich am 21. August in der katholischen Petrikirche zu Fritzlar in Gegenwart Lulus und ihres Gatten ihr antrauen nach vorgeschriebener Beichte und Kommunion. — Die Scham hat nicht lange still geschwiegen. „Die ganze Handlung war so läppisch, so elend, die Kirche schien über mir einzustürzen, und eine innere Trauer vernichtete mich, daß ich ohne Würde, ohne Rührung drei Sakramente empfing, Gott verzeihe mir meine Schuld!"

Das Paar zog nach Kassel. Beider Wohnung am Königsplatz war nach kürzestem Rausch der Ehe ein Platz kalten Nebeneinanders und bald ekten Gezänks. Die Bücherschätze und die Erinnerung an Sophien mußten ihn trösten. Im Oktober hielt es ihn nicht länger, am 23. entwich er nach Giebichenstein bei Halle, um sich bei Kapellmeister Reichardt mit Arnim nach zwei Jahren der Trennung wieder-

zusehen. Am 9. November trafen sich die drei Männer mit dem Ehepaar Savigny, Bettinen und Melinen an Goethes Tafel in Weimar. Von da zog die ganze Gesellschaft (ohne Reichardt) nach Kassel, wo Brentano mit Arnim und der sich ihm damals entscheidend zuwendenden Bettina bis zum Januar 1808 beisammen war. Hier wurde für die weiteren „Wunderhorn"-Bände alles vorbereitet. Brentano freute sich, durch diese Arbeit etwas Geld zu verdienen; nicht nur sein Abenteuer war über seine Verhältnisse kostspielig geworden — auch das Pensionsgeld für Hulda machte ihm Sorge. Deshalb machte er sich damals auch an die neue Herausgabe von Jörg Wickrams treuherziger Geschichte „Der Goldfaden". Von den geplanten Neuausgaben älterer volkstümlicher Geschichten war es die einzige, die zustande kam; sie erschien 1809 in Zimmers Verlag. Wie bei den „Wunderhorn"-Liedern ist Brentano auch bei der Bearbeitung des „Goldfadens" nur mit Zögern und zartester Hand zu Eingriffen in die Sprache des Originals geschritten.

Arnim war inzwischen nach Heidelberg gegangen. Von dort empfing Brentano, der sich für vorübergehende Zeit mit Auguste leidlich auf Friedensfuß gestellt hatte, freudig seine Einladung zur fleißigen Mitarbeit an der von ihm vorbereiteten „Zeitung für Einsiedler". Der Plan zu diesem Organ, das programmatisch die Bestrebungen der jungen Romantik verkörpern sollte, war in Kassel von den Freunden, die beiden Grimm einbegriffen, gemeinsam geschmiedet worden. Die Zeitung, von Männern wie Goethe und Uhland in ihrem Werte wohl erkannt, wurde leider von Voß' Partei, die seit Brentanos eigensinnigen Plänkeleien vom Frühjahr 1807 her in Harnisch war, mehr und mehr in literarische Gegnerschaft gedrängt, und das ließ den jungen Keim nicht zum rechten Wachstum kommen. Ihr Leben dauerte darum nur fünf Monate, vom 1. April bis 30. August 1808. Die in den Blättern ruhenden Schätze schickte Arnim dann in Buchform als die „Tröst-einsamkeit" hinaus — einen jetzt höchst seltenen Band. Brentano hat reichlich beigesteuert: an Gedichten sein eigenes Lieblingslied „Der Jäger an den Hirten", „Die Einsiedlerin", „Auf einen grünen Zweig", Verse aus dem BOGS, aus seiner Sammlung „Kinderlieder", die Übersetzung eines italienischen Volksliedes, „La Zingara"; an erzählenden Beiträgen den „Bärnhäuter", und die Übertragungen des „Malespini" (aus dem Italienischen, die sprachgewandte Auguste war hieran

beteiligt) und des „Gaston Phöbus“ (aus dem Französischen). Ein Beitrag („Die Apfelhüterin“) von ihm blieb wegen vorzeitigen Eingehens der Zeitung ungedruckt liegen. In den erbitterten Zeitungskrieg gegen den plump fechtenden Voß hat Brentano auch öffentlich eingegriffen.

Der Burgfriede in Brentanos Ehe war nicht von Dauer. Auguste trug gewiß nicht allein die Schuld daran — Bettina sprach es offen gegen Arnim aus (11. März), sie wünsche Augusten zu Menschen, „die ihr nicht den ganzen Tag vorpredigen“. Die Unverträglichkeit steigerte sich zu solchen Auftritten, daß beider Angehörige auf dringenden Rat der Freunde (Jakob Grimm wurde ins Vertrauen gezogen) die sich in Launenhaftigkeit quälenden Ehegatten zu trennen beschlossen. Ende April brachte Brentano Auguste zu dem befreundeten Pfarrer Mannel nach Allendorf bei Treysa und eilte nach Heidelberg. Er war glücklich. Arnim teilte mit ihm sein lustiges Quartier im „Faulpelz“ am Schloßberg; mit Görres haben die Freunde ganze Nächte unter geistvollen, witzigen Gesprächen und Gitarrenliedern zugebracht. Und merkwürdig — jetzt in der Trennung konnte wieder Sehnsucht Brentanos Herz beschleichen; er sang seiner fernen Gattin das Lied von der „Einsiedlerin“, und auch in ihren Briefen an ihn klingt es freundlich und verständig. Ende Juni besuchte er sie sogar in plötzlicher Wallung in Allendorf, erlebte indessen nur zwei Tage schrecklicher enttäuschender Szenen.

Nach unstetem Hin und Her zwischen Frankfurt und Kassel schloß er sich kurzerhand mit Augusten seinem Schwager Savigny an, der einen Ruf an die Universität Landshut angenommen hatte, und reiste im September mit Auguste, Savignys und Bettinen nach Bayern ab. Savigny blieb in Landshut, die übrigen fuhren nach München weiter. Da aber brach das Übel mit erneuter Heftigkeit los. Trotz aller Freude, die Brentano am Besuch der Galerie fand, trotz dem Verkehr mit Tieck, der damals in München weilte und ihn sich mit abfälligen Äußerungen über Arnim entfremdete, mit F. H. Jakobi, mit Kapellmeister Peter Winter, mit dem er sich zu künstlerischer Arbeit zu verbinden anfing: die Not seiner Ehe quälte ihn fort und fort; trostsuchend flüchtete er sich zu der stillen heiligen Erinnerung an Sophie, „so wie in der ersten Liebe“, und war zu Tränen traurig. Im Oktober bezog er die ihm und seiner Frau bereitete Wohnung in Landshut,

deren schöne Lage über der Isar nicht verhinderte, daß sie ein Schauplatz höllischer ehelicher Peinigung wurde. Landshut mit seinen Professoren, über die sich Brentano samt und sonders nur lustig gemacht hat, erschien ihm trostlos. Im Februar 1809 floh er nach München. Auguste, von Görres gelegentlich treffend der Braut von Korinth verglichen, die sich in Brentanos Nacken verbissen, verfolgte ihn, vollführte widerwärtige Selbstmordszenen, indessen er entrann und sich wochenlang bei einem Exbenediktiner in den Bergen verbarg, bis seine „Gift-Marzibille", wie er sie einmal bezeichnet, im März nach Allendorf abgeschoben wurde und er froh aufatmend nach Landshut hinunterstieg. Hier erlebte er unter Ängsten die Schrecken der Kämpfe vom 16. und 21. April, begeisterte er sich mit Bettinen an den Heldengestalten der gefesselten Tiroler. In seiner Ehe wurde nun endlich der Scheidungsprozeß angestrengt, der 1811 zum Abschluß kam. Auguste ging nachmals eine neue Ehe ein und endete — wie es heißt, um ihren Mann zu ärgern — am 17. April 1832 ihr Leben freiwillig im Main. Clemens Brentano aber trug noch lange schwer an der Erinnerung. „Mein ganzes Leben wird nicht hinreichen, das Entsetzen, das Gräßliche, Wahnsinnige und Ekelhafte, was ich mit dieser verrückten Mißgeburt erlebt habe, aus meiner Seele zu löschen", schrieb er am 8. Dezember 1812 an Melinen. Die Geschichte dieser zweiten Ehe Brentanos ist eine Krankheitsgeschichte.

Berlin.

Inzwischen waren Arnim nach Berlin und Görres nach Koblenz zurückgegangen. Brentano, des schlimmen Weibes ledig, lebte wieder auf. Zugleich kehrte ihm nach allem Ungemach die Sehnsucht wieder, sich an dem Freunde völlig wieder aufzurichten. Zwar hatten sich in die vergangene Zeit wohl Tage geschlichen, in denen Arnim gegen Brentano wegen dessen nicht ganz einwandfreier Manöver, die sein Verhältnis zu Bettinen leicht hätten stören können, verstimmt gewesen war. Doch voller Herzlichkeit sind wieder die Worte, mit denen Arnim ihn damals am Schluß seines „Wintergartens", einer Novellensammlung, begrüßte. Die „ungemein liebreiche" Einladung von Reichardts Tochter Luise rief Brentano aus dem Bayerlande ab. Am 28. Juli 1809 teilte er Arnim seine unmittelbar bevorstehende Abreise mit. Er fuhr über Nürnberg und Bamberg nach Jena, besuchte hier am 8. August

Goethe, der ihn freundlich empfing, und ward in Halle herzlich willkommen geheißen. Aus frohen Tagen bei Reichardts in Giebichenstein, im engen Verein mit Wilhelm Grimm, der bei dem berühmten Reil Heilung seines Herzleidens suchte, mit Steffens und Lafontaine wurden unversehens mehrere Wochen, indessen Arnim sehnsüchtig wartete. Erst am 11. September konnte Arnim in heller Freude Brentano und Wilhelm Grimm in Berlin als seine Gäste empfangen. Brentanos für drei Wochen geplanter kurzer Besuch, dem ursprünglich eine Fahrt zu Bettinen nach Landshut und von da nach Rom folgen sollte, wurde unter der Fülle von Anregungen der Zeit und unter dem Gewinn bedeutender Beziehungen zu einem zweijährigen Aufenthalt. Wesentliche Unterbrechungen waren nur ein gemeinsamer Ausflug auf Arnims Besitzung Friedenfelde in der Uckermark (Ende 1809) und eine Reise beider nach Böhmen (Sommer 1810), wo sie sich mit Savignys und Bettinen auf dem von der Brentanoschen Familie erworbenen Gute Bukowan für mehrere Wochen trafen.

Berlin hatte mittlerweile Jena abgelöst. Es war, zunächst neben Heidelberg, Mittelpunkt romantischen Denkens und Dichtens geworden. Fichte, Schleiermacher, vorübergehend auch A. W. Schlegel, der der Romantik nahestehende Kleist, dazu die jüngere Dichtergruppe, die sich unter dem Zeichen des „Nordsterns" zusammengefunden hatte, darunter Chamisso, Fouqué, Varnhagen von Ense, Eduard Hitzig, sie alle hüteten Jenas Erbe in der preußischen Hauptstadt. Zwar war die „Nordstern"-Gruppe zur Zeit, als Brentano in Berlin eintrat, von der Not der Zeit größtenteils zersprengt worden. Aber ihr Haupt, Chamisso, erlebte damals noch die persönliche Bekanntschaft des mit Begeisterung verehrten Godwi-Dichters; er schrieb entzückt an Varnhagen, der gefeierte Brentano erfülle in Berlin die Bühne, und vor ihm komme keiner zu Wort und nichts zur Sprache. In der Tat durfte sich Brentano eines allseitig warmen Empfangs erfreuen. Ganz abseits stand von Anbeginn nur Schleiermacher; der wollte nichts von ihm wissen. Bei Brentanos sarkastisch witzelndem Wesen konnte es freilich nicht ausbleiben, daß sich gar mancher seiner Freunde, mit am frühesten gerade Chamisso, von ihm mehr oder weniger wieder zurückzog, und aus Arnims Brief vom 14. Juli 1811 an Jakob Grimm wird sogar deutlich, wie es an der Zeit war, daß Brentano für längere Zeit nach Böhmen abreiste, damit in Berlin manches von ihm vergessen werde.

Dem ersten Schwall von Fragen und Erzählungen folgten bald ernste philologische Erörterungen zwischen den dreien, Grimm, Arnim, Brentano, sowie mit dem ersten Vertreter der neuen germanistischen Wissenschaft, von der Hagen, über das Nibelungenlied; auch die Frage eines vierten Wunderhornbandes wurde von Brentano angeschnitten, doch sollte sie ihre Lösung erst 1854 durch einen andern finden. Studien in alten Geschichten fesselten die Freunde an die Häuslichkeit; die Jagd auf seltene Bücher, bei der sich Brentano wie ein „Gottesbücherspürhund" bewährte, führte sie auf Pirschwegen durch Berlins Straßen und Gassen. Brentano hat gewißlich große philologische Interessen gehabt, hat auch philologische Arbeiten — z. B. über das Volkslied — geplant. Ihm konnte gar Wilhelm Grimm eine Modernisierung des Nibelungenliedes zutrauen, da er wie Goethe das Eigentümliche des Alten genügend schätze, aber auch das Moderne in der Gewalt habe. Doch überwog bei ihm mehr das Interesse am Künstlerischen und die Lust an Kuriositäten; dafür zeugt das noch erhaltene Verzeichnis seiner Bücherei, die er sich mit nimmermüder Freude und unter großem Müheaufwand gesammelt hat. Zweifellos hat die mangelhafte geistige Zucht und die andersgerichtete Veranlagung philologische Arbeiten Brentanos verhindert. Wie indessen sein ausgedehntes literarisches Wissen und sein erstaunliches Gedächtnis den beiden Grimms gedient hat, kann man aus deren wiederholten dankbaren Zeugnissen nur eben ahnen. Fast wie ein Witz berührt es unter dieser Erwägung, daß sich 1811 allen Ernstes das mehrfach bezeugte Gerücht verbreiten konnte, Herr Clemens Brentano sei vom Könige zum Professor der Ästhetik an der neuen Berliner Universität bestellt worden.

Nicht wissenschaftliche Bestrebungen hielten Brentano in Berlin fest. Ihn schlug die bewegte Zeit in Bann. Und hierbei wiederum machte sich nicht Neugier und Lust am Erleben geltend, sondern der Sohn der freien Reichsstadt Frankfurt, der schier Heimatlose, durch Erlebnisse und Länder Geworfene, gewann das Glück, mit einem Volke zu fühlen, für das nach der Nacht der schmählichsten Erniedrigung verheißungsvolles Morgenrot aufstieg. Wie der junge Goethe „fritzisch" gesinnt war, so begann jetzt Brentano preußisch zu fühlen und zu handeln, zweifellos mit unter dem Einfluß Arnims und anderer Patrioten, in deren Kreis er durch Arnim Aufnahme fand.

Den Auftakt vaterländischer Ereignisse bildete für Brentano die

Rückkehr des Königspaares nach Berlin (23. Dezember 1809), der er von einem Fenster des Schlosses aus zusah. Neuer Ansporn ging von dem glühendsten Preußen, Heinrich v. Kleist, aus, der Anfang Februar 1810 nach Berlin kam, in nächster Nähe von Arnim Wohnung nahm und sich mit Arnim und Brentano täglich am Mittagstisch traf. Den dreien öffneten sich die Häuser des Geheimen Staatsrats Stägemann, des Fürsten Radziwill, wie sie auch in die Zeltersche Liedertafel Eingang fanden, für die Brentano und Arnim poetische Beiträge geliefert haben. Mit diesen Vaterlandsfreunden allen trauerte auch Brentano tief um den Verlust der Königin Luise (19. Juli 1810). Seine Trauer ließ er in einer Kantate ausströmen, die im Verein mit Kleists Huldigungsgedicht an Luisen an künstlerischem Werte alle Gedichte, die auf die edle Frau geschrieben sind, überragt, auch Arnims Kantate, der das Gelegenheitsmäßige eingestandenermaßen anhaftet. Die mit äußerster Feinheit ausgearbeitete Dichtung befriedigte ihren Schöpfer selbst so, daß er sie der Kaiserin von Österreich zu widmen sich getraute, und daß er durch Vermittlung seiner Schwägerin Antonie eine Abschrift Beethoven zur Vertonung zustellen ließ. Beethoven lehnte leider ab; der Gegenstand sei für die Wiener nicht wichtig genug, ein anderes sei es in Berlin. Nicht ohne inneren Widerwillen überließ Brentano nunmehr seine Dichtung Reichardt, der sie mühevoll vertonte und Anfang 1811 in Berlin auch zur Aufführung brachte, anscheinend mit wenig Beifall.

Dieser patriotische Kreis, dem auch der feurige Adam Müller angehörte, schuf sich als Organ für breitere Wirkung die seit Oktober 1810 erscheinende Zeitschrift „Berliner Abendblätter", deren Schriftleitung Kleist übernahm. Brentano steuerte dafür die Umschreibung seiner „Empfindungen vor Friedrichs Seelandschaft" — einen Artikel, durch dessen Zustutzung Kleist seinen Beiträger empfindlich erboste — und Gedenkworte auf den „trefflichen deutschen Mann und tiefsinnigen Künstler" Philipp Otto Runge bei. Im Sinne der Abendblätterpartei schrieb er für den 15. Oktober 1810 die Kantate auf die Eröffnung der Berliner Universität, weitaus das bedeutendste von allen Gedichten, die dieses für das Vaterland so wichtige Ereignis angeregt hat. Die wundervollen Wechselgesänge der Kantate spiegeln den Geist Kleistscher und Müllerscher Worte, wie sie in den Abendblättern überliefert werden, zugleich aber Schleiermachersche Gedanken wider. Ob-

gleich die geplante Feierlichkeit der Eröffnung ausfiel, erlitt Brentanos Kantate, die sogleich als Flugschrift verbreitet wurde, an ihrer großen Wirkung kaum wesentliche Einbuße. Für die auf ungewisse Zeit hinausgeschobene Feier erbat sich Reichardt in den letzten Oktobertagen das Gedicht zur Komposition; mit der endlich doch ganz und gar aufgegebenen Inaugurationsfeier unterblieb auch die Aufführung der Kantate.

Auf Arnims Anregung trat eine Reihe gleichgesinnter Vaterlandsfreunde am 18. Januar 1811 zum ersten Male zu der „christlich-deutschen Tischgesellschaft" zusammen. Der Kreis schwoll zu einer stattlichen Tafelrunde auf, an der sich Arnim, Brentano, Müller, Kleist, Savigny, Fichte, Zelter, Clausewitz, Stägemann, Reichardt, die Fürsten Radziwill und Lichnowsky und wie sie alle heißen, alle vierzehn Tage trafen, die Liebe zu Thron, Altar und Vaterland zu pflegen und auf Rettung des Verlorenen und Erhaltung des historisch Gewordenen zu sinnen. Auf ewige Zeiten waren Juden und lederne Philister von ihr verbannt. Einen tiefen Einblick in den Geist dieses Kreises gestattet ein Werkchen Brentanos, das mit der Tischgesellschaft aufs engste verbunden ist: die Abhandlung von dem „Philister vor, in und nach der Geschichte". Die Philistersatire Brentanos ist das bedeutendste und umfangreichste literarische Erzeugnis des Kreises, in dem man es, um nicht nur „eine Reihe nebeneinander essender Menschen vorzustellen", schließlich zum festen Gebrauch erhob, daß die Tischgenossen mit guten Schwänken und Geschichten zur Freude des Ganzen beitragen sollten. Schließlich begann man darüber regelrecht ein Protokoll aufzunehmen, dessen Führung Brentano oblag.

Rechnet man zu diesen Beziehungen noch das überaus rege gesellschaftliche Leben, dem Brentano in Berlin nachging, die zahllosen Bekanntschaften, die er machte (darunter Wilhelm von Humboldt, Eichendorff, Graf Loeben, Theodor Körner), so kann man ermessen, wie reich an Erlebnissen für ihn diese Zeit war. Nicht ärmer war sie indessen an einsamer künstlerischer Arbeit. Brentano hat in Berlin seine Märchendichtungen rüstig gefördert, er ist damals zugleich in die äußersten Tiefen allegorisch-symbolischer Gesichte hinabgestiegen in seiner großangelegten Dichtung der „Romanzen vom Rosenkranz".

Als Arnim am 25. November 1809 an Bettinen schrieb, mit welch wunderbarer Ausdauer Brentano an seinen Rosenkranzromanzen

arbeite, wie er dazu sammle, in vielen Büchern nachlese, waren schon sechs Jahre der oft unterbrochenen Arbeit an diesem Werke verstrichen. Den Grundstock der Dichtung bildeten zwölf Romanzen, von deren „halber Vollendung" Brentano Mitte Mai 1803 an Arnim berichtete; er nennt sie dort „einen kleinen Roman", der in die gemeinschaftliche Gedichtsammlung der „Liederbrüder" kommen sollte. Auf ihn bezieht sich Wilhelm Grimm mit einer Äußerung des Bedauerns gegen Arnim, wie sehr „die eigentümliche Lebendigkeit und Beweglichkeit" von Brentanos ersten eindrucksvollen Konzeptionen durch späteres Überfeilen, Verbessern und Zusammendrängen leide; auch Jakob Grimm entsinnt sich in einem (ungedruckten) Briefe vom 15. Dezember 1810 gern dessen, was Brentano daraus vor Jahren vorgelesen, „zu Marburg, oben auf seiner grünen Stube, neben einer gestickten ovalen Landschaft, während der Savigny roten Wein in den Tee schenkte ..." Neue Teile entstanden in vollem Eifer und „wahrer Andacht" in der Heidelberger Ehezeit. Nach erneuter längerer Pause, die des Dichters traurigste Zeiten umspannt, fand er dann in Berlin Sammlung genug, namentlich im ersten halben Jahre, bis zum Frühjahr 1810, an seiner Dichtung, die er selbst liebte wie kaum eine andere, weiterzuarbeiten. — Über den sieben Jahren höchsten Glücks und tiefster Bitternis, die die Arbeit umspannt, verschob sich der Plan erheblich. Aus der romanhaft verschlungenen, rührenden und ergreifenden Geschichte von einer Familie, die in schwere Schuld verstrickt ist, wurde eine Weltdichtung katholisch-asketischer Richtung; die Schuld der Familie wird zu einer Gliederkette von Erbsünden, die Heiligkeit und Reinheit dreier jungfräulicher Schwestern erwirbt endlich die erlösende Gnade der Himmelsjungfrau, und die in einem mächtigen Zauberer von Klingsors Art verkörperte Macht des Bösen wird überwunden; an diese Lösung sollte sich die Einführung der katholischen Rosenkranzandachten knüpfen. Selig aus Gnade, selig im Glauben! Eine in der Idee große, an wundervollen epischen und lyrischen Momenten reiche, in meisterhafte Assonanzen-Quartette geformte Dichtung, die als Versuch, die Welt mit der Dichterphantasie zu bannen und symbolisch zu ergreifen, mit Dantes „Göttlicher Komödie" und Goethes „Faust" in einem Atem genannt zu werden nicht unwürdig ist und wie „Faust" im Verein mit Wagners „Parsifal" zu den deutschen Erlösungsdichtungen größten Stils gehört, obgleich sie um vieles vor der Vollendung zurückgeblieben ist. Daß sie

ein Torso geblieben, lag tief in Brentanos Wesen und Begabung begründet. Mit übergroßem, fast barockem Reichtum an äußerer Handlung belastete er, in nimmersatter, durch scharf beobachtetes und festgehaltenes Leben und durch ständiges Lesen kurioser Bücher genährter Lust, die Phantasie durch alle Welt schweifen zu lassen, das Gebäude seiner Dichtung viel zu sehr. Tannhäuser und der getreue Eckart, die Erscheinung der Zigeuner in Europa, der Ursprung der Rosenkreuzerei, der Pilgerfahrten und der Kreuzzüge, der bolognesische Bürgerkrieg des 13. Jahrhunderts — alles sollte organisch mit der Haupthandlung verbunden werden. Darüber verlor er die Herrschaft über seinen Stoff; wie einem Webemeister, der seine Fäden allzu fein verschlingen will, ballte sich ihm das Gewebe seiner Phantasie zu einem schier unentwirrbaren Knäuel zusammen — nicht ein geringer Beweis dafür, daß Brentanos Begabung weniger für die große Komposition geeignet war. Nachdem er lange, noch in das Jahr 1811 hinein, mit dem Stoff gerungen, ließ er ermattet von ihm; nie hat er sich ihm künftighin wieder zugewandt. Viele Jahre später gestand er Marianne von Willemer, die er unter einer großen Zahl von Verwandten und Freunden in den „Romanzen" porträtiert hat: er habe nur eine allgemeine Empfindung davon, daß er etwas Unaussprechliches, das ihn quälte, vergebens darin auszusprechen versucht habe; es sei unmöglich geblieben, und er habe die Arbeit fallen gelassen. Ja, der später in Gott, Jesu und der Kirche die ausschließliche Stätte seines Sinnens und Fühlens fand, konnte über eine Dichtung verächtlich („roh" nennt er gelegentlich das Talent, mit dem er an den Romanzen geschaffen) sprechen, deren apokryph-religiöser Kern uns als wesentliche Vorstufe zum Lebensumschwung von 1816 und 1817 erscheinen muß. Gegen diese innere Begründung des Abbruchs der Arbeit will ein anderes Ereignis, dessen hierbei zu gedenken ist, so gut wie nichts besagen: der frühzeitige Tod des Hamburger Malers Philipp Otto Runge. In mehreren Briefen hatte Brentano ihn im Frühjahr 1810, ermuntert durch Steffens, gebeten, die Romanzen durch Randleisten zeichnerisch zu verzieren. Die Zeichnungen sollten von dem geschichtlichen Ablauf der epischen Dichtung symbolisierend zu den „Gestirnen, die unsichtbar darüber wandeln", zu den „christlichen Mythen der Ober- und Unterwelt" überleiten. Runge sagte zu. Es ist wohl wahr, daß der romantische Farben- und Linienpoet seiner herrlichen Aufgabe nichts übrig-

gelassen hätte; aber der Tod, der ihn am 2. Dezember 1810 abrief, vereitelte den Plan und entriß uns ein hohes Kunstwerk. Für Brentano fiel damit ein äußerer Ansporn, seine Dichtung weiter zu fördern, weg.

In Österreich.

Brentano hatte mit seinen Geschwistern Christian, Bettina, Kunigunde und seinem Schwager Savigny im Juni 1809 die Bukowaner Gutsherrschaft in Böhmen gekauft, von der sich die Sozietät bald reiche Erträge erhoffte. Die Aufsicht an Ort und Stelle führte Christian, doch so wenig vorteilhaft, daß die Besitzung mehr Zubuße erforderte als Einnahmen erbrachte. Als sich im Frühjahr 1811 Arnim mit Bettinen vermählte und damit natürlicherweise von dem bisherigen unausgesetzten Verkehr mit Brentano abgezogen wurde, willigte Clemens, der dauernden Berufslosigkeit überdrüssig, darein, seinem Bruder in Böhmen zu helfen. Anfang Juli 1811 verließ er Berlin, und seit dem August war er als böhmischer Landwirt tätig. Die Zeit lehrte es, daß er keine sonderliche wirtschaftliche Stütze war. Enttäuschungen häuften sich; besonders widerwärtig wurde ihm mit der Zeit das einheimische Gutspersonal, gegen dessen Durchstechereien nicht Güte noch Zorn das geringste vermochte. Brentano, der anfänglich darüber noch lachen konnte, gab schließlich das Rennen auf und lebte in der schönen Waldlandschaft ganz der Beobachtung, der Forschung und der Poesie. Wollte er unter Menschen und Bücher, so wandte er sich für Monate nach Prag, wo er schon fast den ganzen ersten Winter unter großen Einschränkungen verlebte. Hier traf er wieder mit Tieck zusammen, knüpfte er wertvolle Beziehungen zu Karl Maria von Weber an, hier auch spann sich seine anfänglich ganz freundschaftliche Bekanntschaft mit Varnhagen von Ense, den er auf der Reise durch Teplitz aufgesucht hatte, zu einem höchst unerfreulichen Verhältnis aus, das, vielleicht nicht ohne jede Schuld Brentanos, mehr und mehr die Korrektheit missen ließ und von Varnhagen schließlich widerwärtig zugespitzt wurde. Es entspricht nicht adliger noch edler Haltung, daß sich Varnhagen die Handschrift einer Dichtung Brentanos widerrechtlich aneignete, daß er später Briefe des Dichters an Dritte, in denen von ihm selbst zu lesen war, „an seinen Fingern kleben ließ" und aus ihnen alles wegschnitt, was ihn bloßstellte, um

dann ungestört häßlichste Verleumdungen über Brentano in redseligem, selbstgefälligem Tone auszustreuen.

Auch nicht ohne Herzenserlebnis blieben die Prager Monate. Brentano, der sich als einzige Freude den Besuch des Prager Theaters gönnte, lernte durch Varnhagens Vermittelung eine Schauspielerin kennen und verlor für kurze Zeit sein Herz an sie, die bereits einem andern angehörte: es war Frau Auguste Brede, geb. Eulner (geb. 1782 zu Berlin), die vielumworbene liebreizende und begabte Gattin eines Schauspieldirektors, von dem sie sich getrennt hatte. Ihr Herz besaß der Ulanenmajor Karl Graf von Nostitz (1781—1838), der eine Zeitlang Prinz Louis' und Blüchers Adjutant gewesen war und sich nachmals in österreichischen und russischen Diensten hohen militärischen Rang erwarb. Wie sich ihr Brentano, beseligt von ihrem Antlitz und von ihrer Stimme, nahte, wie er zurücktrat vor dem narbengeschmückten Kriegsmanne, hat er in einem Gedichte „Durch die stummen Wälder" umschrieben; den ganzen Schmerz der geübten Entsagung stöhnt das Sonett „Geheime Liebe" aus.

Zu weit weniger als einem Herzenserlebnis gestaltete sich die in das Ende der Prager Zeit fallende Verbindung mit Rahel Levin, Varnhagens Freundin und Gattin. Der schriftliche und mündliche Verkehr zwischen dem Dichter und der geistvollen Jüdin war mehr ein ironisch-kokettes Spiel, in dessen Verlaufe Rahel manch tieferes Selbstbekenntnis Brentanos hervorzulocken wußte; sonst aber sind beider Äußerungen über ihr Verhältnis unklar und gesucht-widerspruchsvoll. Zu danken ist Rahel die Rettung jener entwendeten Handschrift, deren Rückgabe sie erwirkte.

Sonderlich wohl hat sich Brentano in Prag nicht gefühlt, viel weniger noch in Bukowan. Sein Weihnachtsbrief 1811 an Arnim ist bereits erfüllt von unduldsamen, selbstquälerischen Anklagen und von Sehnsucht, sich wieder an den Berliner Freund anzulehnen. Bitter enttäuschte ihn der Mangel an Liebe zu Vaterland, Wissenschaft, Kunst, Geschichte, Politik, den er in Prag zu spüren glaubte. Ihn hielt in Böhmen nur die Bitte, der Bukowaner Sozietät, die allmählich die Hoffnung auf hinreichendes Gedeihen der Unternehmung hatte aufgeben müssen und den Verkauf der Besitzung betrieb, leidlich aus der Affäre zu verhelfen. Mit um so größerer Freude begrüßte er die Nachricht, Arnim, Bettina und Gundel wollten die Teplitzer Quellen

gebrauchen. Ungesäumt fand sich auch Clemens, der selbst von heftigen Gichtschmerzen im rechten Arm geplagt wurde, als Kurgast in Teplitz ein, wo er am 7. August in die Badeliste eingetragen wurde. Er brachte eine volle Mappe mit: Erzählungen und Dramen. So konnte er dem Verwandtenkreise, der sich durch Christian noch erweiterte, reiche Vorleseabende verschaffen.

Früchte großen, dem Dichter selbst ungewohnten Fleißes in der Prager und Bukowaner Zeit waren die Erweiterung der Märchen, deren neue Zugaben Arnim „zierlich, zuweilen witzig, aber ohne Märchencharakter" fand, die burleske Geschichte von den „Mehreren Wehmüllern" und zwei große Dramen, „Aloys und Imelde" und „Die Gründung Prags". Auch an einem Roman, dessen Ursprünge sicherlich nach Berlin zurückweisen, hatte Brentano einiges gearbeitet und Varnhagen davon im Herbst 1811 vorgelesen. Von seinem Inhalt wissen wir aus Worten Varnhagens an Rahel, daß er „Das tote Meer" hieß, und daß in ihm „der Zustand einer Hure, die nicht lieben kann, aber geliebt ist, geschildert wird, ein Gegenstand, den gewiß nur Brentano so fassen kann". Eine Romanze, betitelt „Fragment aus einem ungedruckten Roman", will sich ihrem Inhalt nach recht wohl in Zusammenhang mit dieser und anderen Bemerkungen Varnhagens fügen.

„Aloys und Imelde" ist das Drama, an dessen Handschrift sich Varnhagen im April 1812 vergriffen hatte. Was daher Brentano davon in Teplitz vorlas, waren neue Ausarbeitungen, die über den zweiten Akt nicht viel hatten hinauskommen wollen und können, weil es dem künstlerischen Gewissen des Dichters mit der Zeit zuwiderlaufen mußte, seine Kraft an ein Werk zu verschleudern, das in seiner tendenziösen Darstellung des persönlichen Konflikts mit Varnhagen fast zur Schlüsseldichtung wurde und deshalb nur biographisch von Belang ist. Literarisch-künstlerische Bewertung erfordert nur die erste Fassung dieses Dramas, das erst hundert Jahre nach der Entstehung durch den Druck zugänglich geworden ist. „Aloys und Imelde" ist in gewollter Anlehnung an „Romeo und Julie" gedichtet. Oft genug weist Brentanos Drama auf die Parallele hin, und dann meist gleich noch auf die weiteren: „Hero und Leander", „Pyramus und Thisbe". In der Tat ist das Werk unter anderen zeitlichen und örtlichen Verhältnissen und anderen Begründungen nichts anderes als eine Dichtung

von der unglücklichen Liebe zweier junger Menschen, die nicht zueinander kommen können, weil tödlicher Haß ihre zwei Häuser trennt: „Das unverdiente, bittre Los, das junge Liebe zieht auf Nummern, die ein alter Haß gekaufet." Mit der Stärke pädagogischer Absichten variiert Brentano unablässig als Leitmotiv der Dichtung das alte fromme Kirchenlied:

„O Zorn, du Abgrund des Verderbens,
Du unbarmherziger Tyrann,
Du nagst und tötest ohne Sterben
Und brennest stets von neuem an;
Wer da gerät in deine Haft,
Bekömmt der Hölle Eigenschaft!

„O Liebe, wo ist deine Tiefe,
Der Urgrund deiner Wunderkraft?
Herz, nur ein einz'ges Tröpflein prüfe
Von dieses Quelles Eigenschaft;
O, wer in diesem tiefen Meere
Gleich einem Tröpflein sich verlöre!"

Zorn und Haß aber lenken nur Aloys' Vater, den Marquis Comingo, einen eifernden Katholiken, dessen Gier auf Land seines Nachbarn, des Marquis von Lussan, Imeldens Vater, gerichtet ist; Lussans Herz schlägt für die verfolgten Kamisarden und neigt dem grimmig lästernden Feinde versöhnlich zu. Gehäufte Mißverständnisse und böse Zufälle lassen Imelden dem ungeliebten spanischen Gran Benavides (der Kopie eines Inquisitors, einem Nachkommen von Colignys Mörder) die Hand reichen, und wiederum nur Mißverständnisse haben nach wiederholtem Blutvergießen zur Folge, daß sich Aloys den Tod gibt und Imelde ihm freiwillig folgt. Über den Leichen der Kinder reichen sich auf bittendes Zureden des zum Greisen ergrauten Kamisardenführers Cavalier die Väter die Hand zur Versöhnung. Nebenher laufen mehrere Nebenhandlungen, voller romantischer Verwickelungen und Abenteuer, wobei Brentano seinem Lieblingsmotiv von den unter Tränen lustigen heimatlosen Gauklern breiten Raum gönnt, und ein komisches Zwischenspiel in echter Manier Shakespeares oder Gryphius', dem Brentano nicht weniger als Arnim durch poetische Neubelebung den würdigen Tribut ihrer tätigen Verehrung gezollt hat. Historisches und Erfundenes, Zeitentsprechendes und Unzeitgemäßes mischen sich zu einem unförmlichen Gebilde un-

beherrschter Stoffmassen, das wohl reich ist an hochpoetischen Momenten und shakespearisch-originellen Szenen, aber der Kunstform des Dramas unsäglich fern steht und den Stempel des Unfertigen auf der Stirn trägt. Es ist eine wahllos in Szene gesetzte Erzählung nach französischen Quellen, ungebührlich aufgeschwellt durch eine Unzahl von Abschweifungen, die an dem Drama fast das Beste sind. Denn zum Drama fehlt an Brentanos Dichtung, deren Sprache durchaus epischen und lyrischen Charakters ist, in erster Linie Einheit und Abrundung im Aufbau und das Zwingende; Mißverständnisse und Zufälle leiten, und recht oft könnte es auch anders kommen. Es ist schade um den Aufwand an Geist und Poesie, der an diese verwirrend bunte Szenenflucht vertan ist, um die Fülle von poetischer Musik, die an opernhaften Theatercoups verloren geht. Wortwitze jagen einander in oft unerträglicher Spielerei, und Satire (z. B. gegen Pestalozzi) lugt nicht selten aus den Zeilen hervor, denen es sicherlich niemals beschieden sein wird, von der Szene herab gesprochen zu werden, so ernstlich Brentano es gedacht und gehofft hat. In den Scherzen, die nach Shakespeareschem Muster wie taghelle Lichter über den nachtdunkeln Grund der Tragödie tanzen sollten, weiß Brentano oft genug so wenig Maß zu halten, daß sie bedenklich ausarten und die Grenze zwischen Leichtigkeit und Frivolität überschreiten. Doch wäre dies alles immerhin vor gelegentlicher Drucklegung von dem Dichter leicht zu beseitigen gewesen; was aber nicht hätte wegfallen können, ohne daß das Ganze vollends zerflattert wäre, sind die Züge von offensichtlicher Sympathie, die Brentano für die Kamisarden zeigt, indem er die Gefahren und sittlichen Schwächen bloßstellt, die blind eifernder, starr unduldsamer Dünkel der Rechtgläubigkeit in sich birgt. Gestalten wie Comingo und den schurkischen Benavides hätte Brentano schon wenige Zeit später nicht verantwortet; der Preis asketischen Verzichts auf irdisch Gut und Wehe ist gegen sie kein ausreichendes Gegengewicht. So ließ er die Handschrift in seinem Pult und trennte sich von ihr, als er, ein frommer Büßer und Beter, nach Westfalen zog; er übergab sie Arnim in Hut.

Ungleich höheren Wert als Dichtung besitzt Brentanos Drama „Die Gründung Prags"; als Dichtung — während es sich als spezifisch dramatisches Kunstwerk nicht über den allgemeinen Tiefstand des romantischen Dramas erhebt. Wir verdanken diese Dichtung Bren-

tanos eifrigen Calderon-Studien, seinen Märchen- und Sagenarbeiten, am unmittelbarsten aber seiner Bukowan-Prager Zeit. Gedankenkreise, Haltung und Stil Calderonischer Kunst verrät „Die Gründung Prags" allenthalben. Seinen Stoff entnahm der Dichter teils Musäus' Volksmärchen „Libussa", teils der alten böhmischen Chronik Hajeks von Libotschan, doch hat ihm Kornmanns „Mons Veneris" (1614) außer für die Rosenkranzromanzen ohne Zweifel auch für „Die Gründung Prags" Anregung gegeben, so wie auch für manche Züge die „Alektryomantia" des Johannes Prätorius (1666). Unter Einflüssen zeitgenössischer Dichtungen ist am stärksten der von Zacharias Werners „Wanda" (1810) gewesen; auffällig deutlich steht hinter mancher Zeile Friedrich Schiller, den Brentano nach Zeiten der Verachtung mittlerweile schätzen gelernt hatte. Aber bei allem — Brentanos Libussa-Drama wäre undenkbar ohne das starke Erlebnis von Prags Schönheit, die der Dichter sein Lebtag gerühmt hat. In einem schönen Aufsatze in der Prager Zeitschrift „Kronos" (Januarheft 1813), in dem er sein Drama selbst ankündigte, erzählt er: „... ein dichter Morgennebel, dessen Schleier vor der steigenden Sonne zerriß und mir das herrlich getürmte Prag nach und nach in den Glanz des vollen Lichtes enthüllte, rief mir lebhaft die Vision Libussens vor die Seele, in der sie Prag vor ihren Seherblicken aus der Nacht der Wälder hervortreten, sich entwickeln und vollenden sieht; dazwischen das Geräusch des Volkes, das Geläute der Glocken, der Gesang der Prozessionen und das harmonische Getös kriegerischer Musik, alles dieses erweckte von neuem den lebhaften Wunsch, ja den Beruf in mir, die Gründung der vor mir in freudigem Frühlingsscheine schimmernden Stadt in einem romantischen Drama zu feiern." Also eine aus Farbe und Musik geborene Dichtung! Diese Herkunft merkt man der „Gründung Prags" in der Tat an, besonders den Anteil, den die Musik an ihrer Konzeption hat: Arnim traf das Rechte, als er bedauerte, daß Brentano von seinem ursprünglichen Plane, aus seinem Stoffe eine Operndichtung zu schaffen, abgewichen sei. Ausgeprägt opernartige Züge wechseln in Brentanos Libussa-Dichtung ab mit kantaten- oder oratorienhaften Momenten. Dem Titel entspricht der Inhalt des Werkes wenig. Die Gründung Prags ist lediglich der letzte halb äußerliche, halb symbolisch bedeutungsvolle Abschluß einer wiederum ganz und gar episch aufgebauten Szenengruppe des folgenden Inhalts: Die heroische, ihrer

elfischen Abstammung entsprechend mit übernatürlichen Gesichten begabte Libussa wird von dem noch herrenlosen Tschechenvolke zur Herzogin gewählt. Tückische Widersacher erheben sich gegen ihr weibliches Regiment und überfallen die Wehrlose, die nur durch das brave Eingreifen des von ihr nicht erkannten Bauern Primislaus gerettet wird. Dem Drängen des Volkes und dem Gebot der Sterne gibt Libussa endlich nach, unter Wunderzeichen wird eben dieser Primislaus vom Pfluge weg Herzog und ihr Gemahl; Sitte, Recht und Unbestechlichkeit werden mit ihm in das Land einziehen. Prag erschaut Libussa ahnungsvoll als Hauptstadt des Landes, als Wiege böhmischen Ruhmes, Glanzes und Glückes, zugleich als Quelle des Heils und des Glaubens. Das Sühneopfer einer christlichen Märtyrerin, Trinitas, die sich in das Land dunkeln Heidentums und Aberglaubens gewagt, hat dem Tage, der aus dem Tschechenvolk einen Staat gemacht, seine höchste Weihe gegeben.

Der Schwierigkeit, diesen Stoff, der sich der dramatischen Behandlung nur mit großer Mühe fügt, in die Kunstform des Dramas zu zwingen, war Brentanos lyrische und epische Begabung nicht gewachsen. „Die Gründung Prags" ist kein Drama, so sehr sich der Dichter um architektonischen Aufbau bemüht hat. Denn dies sein Bemühen ergab nicht viel mehr als rein äußere Ausprägung von dramatischer Gesetzmäßigkeit, die er durch eine schwer durchdringliche, mehr künstliche als organische Verwickelung (eine äußerst verschlungene Ringgeschichte) erreicht zu haben glaubte. Im übrigen umschreibt er mehr, als er gestaltet. Von romantischer Kunstanschauung aus wohlbegründet ist die üppige Zeichnung der mythologischen Elemente; in Ermangelung einer tschechischen Mythologie zimmerte sich Brentano ein umfängliches Gebäude slawischer Mythologie, dessen Verständnis er dem Leser seiner Dichtung durch einen stattlichen Apparat von Anmerkungen erschließen muß. Nicht als Bühnenwerk — es hat die Bühne nie gesehen —, wohl aber als Lesedrama oder besser als dramatische Dichtung hat „Die Gründung Prags" ihren hohen Wert. Sie ist in oft glänzender Sprache mit herrlicher lyrischer Poesie so stark erfüllt, sie gräbt so tief in Unterbewußtes, spricht in bedeutungsvollen Worten so hohe Weisheit aus, daß man ihr schon die Anlage zuschreiben durfte, ein Weltgedicht zu werden wie Goethes „Faust". Genau so treffend aber ist das über sie gefällte Wort, daß der Schritt aus ihr zu Grill-

parzers „Libussa" sei wie der „aus dem Chaos in die geordnete Welt". Brentano selbst hielt sein Werk für sein „bestes, vollendetstes", für „eine Arbeit, wie wenigstens Tieck keine aufweisen kann, und so schwer in ihrem Stil, wie auch keine Schillersche dasteht". Geteilt war, als nach vier Umschmelzungen die Dichtung 1814 (auf 1815 datiert) in Pest und Leipzig im Druck erschien, die Meinung der Freunde; in der breiten Öffentlichkeit fand das Buch so wenig Anklang, daß hierin mit ein äußerer Hauptgrund dafür zu suchen ist, weshalb Brentano es unterließ, der „Gründung Prags" als erstem Drama einer geplanten Trilogie einen „Mägdekrieg" und ein Drama „Ludmilla" folgen zu lassen, die beide den Rückschlag gegen die im ersten Drama angebahnten Entwickelungen (Staat und Christentum) und deren endlichen Sieg enthalten sollten.

An Leib und Seele erfrischt, schied Brentano von Teplitz, um in Bukowan letzte Anordnungen zu treffen und sofort nach der Mark zurückzukehren. Doch man erwartete ihn vergeblich. Die Arbeit an der „Gründung Prags" machte seine Gegenwart in Böhmens Hauptstadt nötig, wo ihm bedeutende Slawisten, Dobrowsky und Meinert, hilfreich zur Hand waren. Was ihn außerdem in Prag hielt, war die günstige Gelegenheit, im Verein mit zahllosen deutschen Flüchtlingen die Weltereignisse von dem nahen und sicheren Platz aus zu beobachten: Napoleons verunglückten Feldzug nach Rußland und Preußens Erhebung; auf letztere blickte Brentano angesichts der österreichischen Zurückhaltung mit einem freudigen Stolz, der ihn Arnim um den „schönsten, teuerst erkauften Namen Preuße" fast beneiden ließ. Mit Bängnis erfüllten ihn die Mißerfolge von Lützen und Bautzen, er erlebte Scharnhorsts tragisches Ende in Prag, und unter dem Zuge fortreißender Begeisterung konnte ihn wohl vorübergehend gar die Lust anwandeln, in Arnims Landsturmkompanie zu dienen. Als endlich auch für Österreich die Stunde tatkräftigen Eingreifens nahte, wandte sich Brentano Anfang Juli 1813 nach Wien, wo er im verwandten Birkenstockschen Hause günstige Wohngelegenheit hatte. Sonderlichen Eindruck machte Wien auf ihn nicht; es sei eine Stadt, „in der man sich gern bewegt, aber dichten kann man nicht, sie ist äußerlich und ohne Visionen und Gespenster", sprach er sich gegen Rahel aus. Er fand in Wien unter anderen wieder Adam Müller, Friedrich Schlegel (einen neuen Glaubensbruder, gegen den er seine begründete

Feindseligkeit einigermaßen unterdrückte) und Eichendorff. Körner war im Felde; in Verehrung nahte sich Brentano seiner Braut Toni Adamberger. Dem Zustande seiner ständig von Gegensätzen gespaltenen Seele entsprach es, daß er sich in dem streng katholischen Kreise der „Strobelkopf"-Gesellschaft nicht minder oft zeigte als in dem freier denkenden „Rebhühner"-Kränzchen. Der ausschließlich ästhetisch gerichtete Salon der Caroline Pichler öffnete sich ihm gleichfalls.

Unter den Eindrücken der weltgeschichtlichen Ereignisse kam Brentanos vaterländische Kunst zu voller Entfaltung. Der gleiche Mann, der einem eigenen Ausspruche nach keiner Sache fechtend hätte dienen können, nachdem er denken gelernt, er ließ doch seine Stimme in das Kampfgewoge laut hineinschallen. Schade nur, daß seine feurigen, leidenschaftlichen, grimmig-humorvollen Gedichte von einer zaghaften österreichischen Zensur zum allergrößten Teile niedergehalten und so um die ihnen unzweifelhaft sichere zeitliche Mitwirkung in der deutschen patriotischen Lyrik gebracht worden sind. Nur einige der Tiroler Kriegslieder sind durch Adam Müller und Eichendorff ins Feld gelangt; in Wien gedruckt erschienen lediglich 1814 „Österreichs Adlergejauchze und Wappengruß in Krieg und Sieg" (auf dem Leopoldstädter Theater „oft abgesungen"), „Die drei Namen der Liebe des Österreichers" (zum Geburtstage des Kaisers, 11. Februar 1814, verfaßt und tags darauf im Burgtheater als Einlage gesprochen) und der „Rheinübergang, Kriegsrundgesang", der, „den Tag nach der Nachricht dieses Übergangs" vollendet, von der Zensur sechs Wochen zurückbehalten und dann in der Vertonung Friedrich August Kannes im k. k. Operntheater gesungen wurde. In schroffem Gegensatze stehen die begeisterten Worte auf und über Österreichs Land und Herrscherhaus zu Brentanos Äußerungen in Briefen an Arnim, in denen im schärfsten Tone von Österreichs Misere, von der „infamen", „schlappen", rettungslos verfallenden „Austernnation" gesprochen wird, oder etwa mit Caroline Pichlers Notiz, Brentano habe Österreichs gespottet, „das sich Hoffnung mache, Napoleon zu schlagen". Dieser Widerspruch läßt sich nur heben, wenn man Brentano die ehrliche Absicht zu patriotischer Anfeuerung der von ihrer Diplomatie ständig zag in Abwarten und Verteidigung gehaltenen österreichischen Nation zuerkennt, und wenn man nicht vergißt, daß Brentano in Wien für ehrgeizige Theaterpläne Erfüllung erhoffte.

Freilich von den auf „Die Gründung Prags" gesetzten Hoffnungen ließ er gar bald ab; er las sie bei der Pichler vor, aber von der gegen Arnim erwähnten bühnengerechten Bearbeitung des ungefügen, alle erlaubten Theaterzeitmaße überschreitenden Werkes ist nichts bekanntgeworden, wohl weil die Zeit und der Wiener Geschmack dem grundromantischen Gegenstande abhold war. — Ein eigenartiges Geschick hatte eine neue Dichtung, die ganz auf Erfüllung der Zeitwünsche eingestellt war: „Viktoria und ihre Geschwister, mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte. Ein klingendes Spiel von Clemens Brentano." „Binnen vierzehn Tagen nach der Schlacht von Leipzig" arbeitete der Dichter das Werk mit angestrengter Mühe und unter peinlicher Anpassung an die lokalen Bedingungen aus, ständig beraten vom Grafen Pálffy, dem Pächter und Intendanten des Theaters an der Wieden. Dieser Ermunterung durch Pálffy folgte die Ernüchterung nur zu schnell: das Spiel wurde abgelehnt; eine hinreichend deutliche Anfrage Brentanos, „inwieweit die weisen Schranken der politischen Staatsgesinnung in dem sehr komplizierten Geschichtsmomente den Äußerungen des Theaterdichters beschränkend werden müßten", vermochte die Haltung des Grafen gewiß nicht zu verbessern. Brentano bekam es deutlich zu spüren, daß er in einer Zeit und in einem Lande lebte, „wo die Freiheit der Feder stieg und fiel wie der Kurs". Weniger, als er selbst es war, kann man heute von dem Spiel, das erst im Mai 1817 in Maurers Verlag in Berlin mit mancherlei Zusätzen gedruckt erschien, befriedigt sein, ganz besonders wenn man es mit dem Lieblingsspiel der Wiener, mit „Wallensteins Lager", vergleicht, an das es mit Fleiß angelehnt ist. Blasse, wirkungslose Allegorie, weitgetriebene Namenspielerei wetteifert darin mit derb-wienerischen Szenen, und sein Hauptwert liegt in den ursprünglich wohl größtenteils selbständigen Gedichteinlagen. Einen gewissen Grad von Interesse wird dem Spiel für immer die rührende Einflechtung von Theodor Körners Geschick erhalten; der Freiheitssänger (Siegemut im Spiel genannt) und seine Braut (Anna) tragen die Handlung; sein Ende und die Fülle seiner ungestillten Lebenswünsche werden mit wundervoller Zartheit und Innigkeit besungen. — Das gleiche Geschick wie „Viktoria und ihre Geschwister" erfuhr das viel frischere, viel näher unter dem Eindruck des Ereignisses stehende Festspiel „Am Rhein, am Rhein!" Es wurde unmittelbar nach dem Eintreffen der Nachricht

von der Befreiung des Rheins in wenigen Stunden niedergeschrieben; nach den bösen Erfahrungen mit Pálffy hatte sich Brentano dem Direktor des Burgtheaters zugewandt, und er fühlte sich von ihm so gütig empfangen, daß er, um sich „ihm verbindlich zu zeigen", ihm das Festspiel überreichte, in dem es hell von seinem Jubel über den Wiedergewinn des geliebten Rheines leuchtet. Das Festspiel wurde „höflich abgelehnt". — In seinen Aufzeichnungen spricht Brentano noch von einem letzten Festspiel „Östreichs Mut, Sieg und Hoffnung", das er gleichfalls für das Burgtheater geschrieben, und das am Ostersonntag 1814 gegeben werden sollte, ihm aber auch zurückgegeben sei; von diesem Festspiel ist nichts weiter bekanntgeworden.

Stand so über Brentanos patriotischen Theaterplänen ein Unstern, so eröffneten sich einer seiner früheren dramatischen Arbeiten glückliche Aussichten: am Burgtheater erklärte man sich bereit, seinen nach Bühnenbedürfnissen umgearbeiteten „Ponce" aufzuführen, der es seinerzeit in Düsseldorf nur zu unglücklichen Leseproben gebracht hatte. Die Bühnenbearbeitung, die den neuen Titel „Valeria, oder Vaterlist" erhielt, bedeutet so gut wie auf der ganzen Linie eine völlig äußerliche, ernüchternde Verstümmelung der Dichtung, die dabei von ihrem romantischen Zauber das meiste verlor. Mangelhafte Vorbereitung und unvorteilhafte Rollenbesetzung ergaben eine so schwache Aufführung (am 18. Februar 1814), daß der Dichter entrüstet das Theater verließ; das Publikum aber, dessen Geschmack ohnehin die romantische Dichtung gerade damals ganz und gar nicht entsprach, bereitete dem unverstandenen Spiel einen Empfang, der zu den schlimmsten Theaterskandalen überhaupt gehört. Arge Enttäuschungen verfolgten so den Dichter, der der Hoffnung voll nach der Kaiserstadt gegangen war, der sich, der Berufslosigkeit müde, um eine Anstellung in der Kanzlei des Hoftheaters bemüht, ja wohl auch mit dem Gedanken gespielt hat, als Hoftheaterdichter in Körners Stelle einzurücken; denn so negativ seine briefliche Bemerkung klingt, er sei „zu ängstlich, zu persönlich, zu langsam, zu ungeschickt im Konnexionensuchen", sich darum zu bewerben — der positive Gedanke liegt ihr doch unter. Mit verärgertem Schimpfen auf das „niederträchtige", „verfluchte" Theater ließ Brentano von der leidenschaftlichen Arbeit an diesen Plänen ab.

Es tut wohl, sich von diesen einander jagenden Mißerfolgen weg einer höchst ersprießlichen Tätigkeit Brentanos zuzuwenden: seinen

kritischen Bemühungen. Mit dem Beginn des Jahrgangs 1814 übernahm er die Theaterbesprechungen für Bernards „Dramaturgischen Beobachter". Mit erstaunlichem Scharfblick und höchstem Feinsinn übte er Kritik an Dichtung und Schauspiel; seine Bemerkungen über den Stil des Dramas, über dramatische Komposition, über Sprachtechnik, Szene und Bewegungen der Schauspieler gewähren uns tiefe Einblicke in den reichen Geist eines scharfen Kritikerkopfes, dem eine überaus gewandte, im besten Sinne journalistische Feder zu Gebote stand. Sie lassen uns wiederum tief bedauern, daß bei eigenen dramatischen Kompositionen die Schärfe seiner kritischen Erkenntnis der überwallenden Macht seiner revolutionär-unordentlichen Phantasie mehr als gut unterliegen mußte. Der berechtigt stolzen Freude am Kritikeramte schuf die schlimme „Ponce"-Angelegenheit, an die sich eine unglückliche Zeitungsfehde im „Beobachter" anknüpfte, allzu frühe Ernüchterung und ein allzu frühes Ende.

Zu diesem einen Lichtpunkt gesellen sich nur so vereinzelte andere, wie das große Erlebnis von Beethovens Musik, das sich in mehrere tiefbegeisterte Gedichte auf den Brentano persönlich bekannten Tonmeister ergoß, die Verehrung einer Reihe jüngerer Freunde, schließlich die „liebste Bekanntschaft" der „vortrefflichen" Nanny von Hügel, die dem Dichter den Wiener Aufenthalt sehr versüßte, daß sich Brentano im Frühjahr 1814 nach der Einsamkeit Bukowans zurücksehnen konnte. Die Abreise schob sich indessen um Wochen und Monate hinaus. Wie er sie zugebracht, steht dahin. Von bestimmten Unternehmungen ist mit Ausnahme seiner Beteiligung am Zustandekommen der wenig lebensfähigen „Friedensblätter" nichts bekannt. Er mag in einem Zustande schwächlicher Willenlosigkeit und Entsagung nach den schlimmen Enttäuschungen gelebt haben. Erst Ende August verließ er Wien und reiste über Prag zu Arnim, der ihn am 14. September 1814 in Wiepersdorf empfing.

Die Lebenswende.

Einige idyllische Wochen ließen Brentano an der Seite des Freundes das Wiener Mißgeschick vergessen. Zum Ende des Herbstes siedelte man nach Berlin über. Nicht so stürmisch wie früher wurde Brentano hier willkommen geheißen; nicht huldigte man ihm so wie wenige Jahre zuvor, da er in Berlin geradezu Mann der Mode gewesen war.

Aber Geselligkeit und Freundschaft fand er dennoch immer so reichlich, daß er darüber geraume Zeit vergessen konnte, wie einsam er im Kreise seiner Nächsten stand. Wieder verkehrte er bei Adel und Bürgeraristokratie, am häufigsten bei Frau von Kleist und bei Stägemanns, bis er schließlich einen fröhlichen Kreis jüngerer adliger Freunde fand, zu dem drei Brüder Gerlach, ein Graf Stosch, Voß, Bülow, Thadden, Christian von Stolberg, der Brentano von Landshut und Wien her bekannte Joh. Nep. Ringseis und andere gehörten. Die Interessen dieser Männer waren auf eine patriotisch-romantisch-genial-christliche Poesie gerichtet, und der Ton war anfänglich neben fromm-ernsten Tendenzen durchaus auch auf Witz und Scherz gestellt. Auch an Ausflügen fehlte es nicht: mit dem Onkel Laroche in nahe anhaltische Flämingwälder, mit dem genialen Architekten Schinkel, der seit dem früheren Berliner Jahr Brentanos „herrlicher und geliebter Freund" war, nach Muskau zum Fürsten Pückler, nach Wiepersdorf zu Schwester und Schwager. Die schöne Aussicht, gemeinsam mit dem damals schon sehr in Aufnahme befindlichen Karl Maria von Weber die Bühne zu erobern, schwand leider gar zu bald, so begeistert Weber für Brentanos Plan gewesen ist. Der aber ging auf nichts Geringeres hinaus, als auf der grundromantischen Tannhäuserfabel eine Oper mit dem Titel „Venusberg" aufzubauen. Brentano, der noch inmitten des Gestaltenkreises der „Gründung Prags" lebte, setzte für Tannhäuser einen Herzogssohn Jaromir ein, der den Lockungen der Frau Venus verfällt und seine junge Frau, eine Pflegetochter des treuen Eckard, verläßt. Reuig kehrt Jaromir aus dem Berge der Lust zurück, in der Hoffnung, daß ihm das Ergrünen eines Einsiedlersteckens Verzeihung seiner Sünde ankündigen solle: das geschieht nicht, in wilder Verzweiflung stürzt er in den sich wieder öffnenden Berg zurück. Seine Frau erfleht von Gott das Stabwunder herab, und da der Zug der Venus mit dem ewig verlorenen Jaromir vorüberzieht, ringt sie im Gebete mit Gott, der Berg der Lust stürzt in höllischen Flammen, die nur Tannhäuser-Jaromir nicht verzehren, zusammen, ein Kirchlein wird daraus, in das die treue Gattin rosengeschmückt hineingeführt wird. Jaromirs Gattin aber ist — Böhmens Heilige, Ludmilla; „zwischen dem Heidentum und Christentum" wird, wie in der „Gründung Prags", die Zeit angesetzt. Also überall enge Berührung mit der geplanten böhmischen Trilogie und der gemeinsamen Quelle,

Kornmanns „Mons Veneris“. Sonst noch nichts von der gewaltigen Verschmelzung der Tannhäuser- mit der Wartburgkriegsage, die dem größten Sohne der Romantik, Richard Wagner, gelang. Aber wahrlich: diese Fülle durch und durch musikalischer Szenen, Jagd, Waldeinsiedelei, Venuszug, Leichenbegängnis, Ballfest, Venusberg, Gebet, Höllenfeuer, Kirchengesang, bietet eine hervorragende Opernkonzeption! Es ist schade, daß es diesem Plane Brentanos nicht anders erging als dem, das Märchen vom Aschenbrödel zu einer Oper umzudichten: beide blieben in den ersten Anfängen stecken; einige flüchtig hingeworfene Szenarien sind die einzig überkommenen Reste ganzer Fluten von Poesie und Musik, die durch Brentanos Kopf gerauscht sind. Brentanos 1803 im Vorwort zu den „Lustigen Musikanten“ ausgesprochenem Wunsche, seine musikalische Poesie mit einem poetischen Musiker zu gemeinsamem Schaffen verbündet zu sehen, sollte bis auf das vertonte Singspiel die Erfüllung versagt bleiben.

Da er auch von dieser Hoffnung hatte ablassen müssen, wandte er sich einer andern Nebenrichtung seiner Begabung zu: seine alte Liebe für bildende Kunst, vorzüglich für Architektur und Malerei, wollte er in Schinkels Lehre so pflegen, daß er einen Lebensberuf dadurch gewinnen könnte. Beruf, Lebensaufgabe, geregelte Tätigkeit — das war mit zunehmenden Jahren gesteigerter Enttäuschungen Brentanos Sehnsucht geworden; das Elend der Berufslosigkeit hatte ihn schon in Landshut angetastet — jetzt rüttelte es ihn, da er sah, welchen Lebensinhalt, welch innere Festigkeit der Gelehrte Savigny, der Landwirt Arnim hatten. Über „allerlei Leisten und andere Leistungen“ ist Brentano zum Bauwesen bei allem Ernst der ersten Arbeiten nicht gekommen, und andere Pläne lösten den ersten bald ab: eine Buchhandlung wollte er kaufen, bot sich gar Görres für die mechanischen Arbeiten eines Korrektors und Korrespondenten des „Rheinischen Merkurs“ an, trieb die ihm verhaßte Algebra, weil ihm das „einen Widerstand, einen Druck“ gebe, begann neue Malstudien bei Joh. Erdmann Hummel — alles Vorboten seiner Lebenswende.

Der Freundeskreis, der sich nach dem Speisehauswirt namens Mai „Maikäferei“ nannte, wurde unvermutet durch Napoleons Rückkehr von Elba auseinandergerissen. Die Gerlachs und der still-edle Stolberg zogen ins Feld, Ringseis ging zum ärztlichen Korps ab. Stolberg blieb bei St. Amand; Brentano verewigte den teuren Ge-

fallenen in tief-ernsten Versen. In den anderen Gedichten, mit denen er Napoleons kurze zweite Herrlichkeit begleitete, ist er der grimmig-höhnische Lacher; sein Spott auf den aberwitzigen Maifeldkomödianten durfte sogar öffentlich erklingen. Herrlich stolzer Freude voll sind die Strophen auf Blücher, den Siegesgreis, die in den Rhythmen der Volkshymne „Heil dir im Siegerkranz" einherschreiten.

Aufgefrischte und neue Bekanntschaften mit Schauspielern und der Wunsch, den dramatischen Dichtungen Arnims zur Aufführung zu verhelfen, brachten Brentano wieder mit dem Theater in Berührung; sie trieben ihn zugleich nochmals der Tagesschriftstellerei zu. Was er im Oktober und November 1815 in der Spenerschen Zeitung (den „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen") über die Berliner Erstaufführung von Beethovens „Fidelio", „Über das moderne Theaterwesen im größten Teile von Europa, vielleicht überall", „Über die auf den modernen europäischen Schaubühnen zur Hauptsache gewordenen Nebensachen, Kostüme und Dekoration in Gegenwirkung mit Poesie und Schauspielkunst" (bei Gelegenheit der Aufführung von Paërs Oper „Achilles"), über Oper und Drama ausführte, reiht sich in der Sachlichkeit und Schärfe kritischer Einsichten würdig seinen Wiener dramaturgischen Aufsätzen an und kommt den Reformgedanken nahe, die durch Wagner volle Geltung erlangten: über das Verhältnis von Dichtung und Musik in der Oper. Letzte Ausläufer dieser dramaturgisch-ästhetischen Schriftstellerei Brentanos waren einige gemeinsam mit Arnim herausgegebene satirische „Briefe über das neue Theater", die im März und April 1818 in der Göttinger Zeitschrift „Wünschelrute" erschienen, und die ironisch-witzelnden Bemerkungen, die in seine Beiträge zu Gubitz' Zeitschrift „Der Gesellschafter" eingestreut sind.

Und doch — all diese literarische Betriebsamkeit, die durch Umgang mit Künstlern und Schriftstellern (E. T. A. Hoffmann, Friedrich Förster, Wilhelm Müller, Wilhelm v. Schütz, F. W. Gubitz u. a.) angespornt wurde, und all das gesellschaftliche Treiben waren, so sehr sie von Hause aus Brentanos Bedürfnis nach Geselligkeit entsprachen, im tiefsten Grunde mählich zu einer Art von Betäubungsmitteln herabgesunken, deren er im Drange innerster Nöte bedurfte. Nicht über Nacht war sein Leben in eine entscheidende Krisis getreten, der er sich jetzt nicht mehr entwinden konnte.

Das Lebensjahrzehnt seit Sophies Tod war gewiß immerhin reich an bedeutenden Erlebnissen, auch nicht unfruchtbar in künstlerischer Ausbeute gewesen, reicher aber an Enttäuschungen und Irrungen. Brentano hatte sich, meist hilflos umherschauend, in der Welt umhertreiben lassen. Hatte er seinen Arm nach einem Halt oder Ziel für sein Leben ausgestreckt, so war die tastende, suchende Hand leer aus leerer Luft zurückgekehrt. Darüber waren ihm die Jahre verstrichen, in denen sich das menschliche Leben zu voller Blüte entfaltet. Die eigentliche Paßhöhe seines innern Lebens, auf die der liederreiche Jüngling an Arnims und Sophiens Seite in jubelnder Luft und mit staunenswerter Leichtigkeit losgeschritten war, zu erreichen und zu übersteigen, war ihm nicht vergönnt. Der für sein ganzes Leben entscheidende Verlust Sophiens hatte seinen stürmenden Lauf jäh unterbrochen, und die folgenden Jahre lassen in aller Kraßheit an den Tag treten, wie bitter sich an Brentano die durch verfehlte Erziehungsversuche verschuldete, zum mindesten arg verstärkte geistige Zucht- und Ziellosigkeit rächen mußte. Irrungen und Enttäuschungen jagten sich. Darüber verlor er mehr und mehr die für künstlerisches Schaffen unbedingt notwendige innere Freiheit und Sicherheit, das unbeirrbare siegesgewisse Selbstvertrauen, den Glauben an seine künstlerische Sendung, der die ganze bezaubernde Leichtigkeit und Eleganz seiner frühen Kunst erst eigentlich ermöglicht hatte. Der Spiegel, in dem der Künstler Brentano die Welt eingefangen, hat mittlerweile (nach einem Worte des Dichters) „die Folie verloren, er ist durchsichtig" geworden.

Dem so über dem Leben das Dichten und über dem Dichten das Leben zerronnen und erstarrt war, er hatte diese Entwickelung seit geraumer Zeit selbst wachen Auges beobachtet, hatte schaudernd bemerkt, wohin er trieb. Mit gesteigertem Schrecken war er sich der Zwecklosigkeit seines in ausschließlichem poetischen Treiben erschöpften Daseins bewußt geworden. Aus Unzufriedenheit mit seinem Leben und seiner Kunst war Scheu davor, aus der Scheu Abscheu geworden. Der Einsame fühlte sich aus seiner Lebensbahn, seinem literarischen Wirken, seiner Familie „herausgescheitert". Er suchte aus den Wirrsalen an Stelle der verfehlten Paßhöhe einen Ausweg; sein ausgestreckter Arm fand endlich helfende, leitende Hände von Freunden, die seit Jahren sein Leben aufmerksam begleitet hatten. Sie führten den nicht lange Widerstrebenden seiner Kirche wieder zu, der er sich für lange

Jahre mehr oder weniger entfremdet hatte. Weder Haltung noch Gebärde des Dichters in dem Verlaufe seiner Lebenskrisis lassen ihn als einen Kämpfer mit wesentlich heldenhaften Merkmalen erscheinen, obgleich es bei der Stärke der in ihm wirkenden Lebensmächte nicht ohne Kampf geschah, daß er das Steuer aus der Hand gab. Wenn man sich daran gewöhnt hat, Brentanos Krise allerorten als eine für die Romantiker typische Erscheinung beurteilt zu finden, so ist es nicht minder wichtig, daran zu erinnern, daß, Bettinen ausgenommen, sämtliche Geschwister des Dichters bezeugtermaßen den gleichen Weg zu eiferndem Kirchenglauben geschritten sind in dieser gleichen Zeit, da die katholische Kirche Deutschlands einem bedeutenden Aufschwung entgegenging. Der typische romantische Kunstkatholizismus wiederum kann für Brentano so gut wie gar nicht in Betracht kommen: ein so schwer geprüftes Herz, dem, solange es schlug, religiöses Empfinden nie abhanden gekommen ist, konnte dieser Erscheinung entraten. Und an der Echtheit und Innerlichkeit seiner lange vorbereiteten Wandlung ist nicht zu zweifeln, so lange und so oft auch noch Eitelkeit und Gewohnheit dem innerlich längst mit sich Fertigen leichte oder schwerere Witz- und Scherzworte über die Formen der katholischen Kirche entschlüpfen ließen.

Die Wallfahrt nach Waldürn 1806, die Gewissensbisse über den Sakramentsempfang bei der zweiten Ehe (1807), die starken religiösen Gedanken, die die Rosenkranzromanzen tragen (besonders in der Arbeitszeit 1808—10), ferner Glaubensworte, die in der „Gründung Prags" wie in Briefen an die Rahel laut werden (1813/14), sie sind Zeugnisse dafür, daß der Quell von Glauben und Religiosität in Brentano wohl oft zurückgehalten worden, aber zu seiner Zeit auch hervorgetreten ist. Den Weg von allgemein religiösen zu christlichen Gedankeninhalten, von christlicher Religion zu speziell katholischem Glauben hatten ihn der Freund Ringseis und der bekannte Theolog und Priester Johann Michael Sailer, an den sich Brentano in seinen Nöten wandte, mit Vorsicht geführt. Schon im April 1814 erfuhr Goethe aus Ringseis' Munde, Brentano befinde sich in Gemütsaufregung, und er beginne, an seinem Unglauben irre zu werden. Im Februar 1815 erhielt Wilhelm Grimm vom Dichter „einen etwas ängstlichen Brief", dem er entnahm, daß Brentano „in völliger Reue lebe". Die letzte Schwierigkeit, Zweifel über die Berechtigung der

Formalität der katholischen Kirche, räumten die Freunde behutsam weg. Brentano, der das Kindergemüt besaß, seine Märchen zu schreiben, hatte den Weg in das Land seines Kindheitsglaubens wiedergefunden, als er, im Frühjahr 1816, den „Frühlingsschrei eines Knechtes aus der Tiefe" sang. Doch erst ein tiefes Erlebnis ward ihm zur letzten Station auf der Rückkehr auch zu der unschuldsvollen Betätigung der Formen seines Glaubens.

Anfang September 1816 lernte Brentano im Hause des Staatsrats Stägemann, wo sich abends Freunde und Freundinnen um die geistvolle, zartschöne Tochter Hedwig, Wilhelm Müllers „schöne Müllerin", scharten, die sinnig-ernste Luise Hensel kennen. Die protestantische Pfarrerstochter (geb. 30. März 1798 zu Linum in der Mark), deren Gesicht und Wesen ihn stark an die verlorene Schwester Sophie erinnerte, fesselte ihn von Stund' an, so wie auch sie bei ihrer Neigung zur katholischen Kirche deutlich ihr Interesse für den Dichter bekundete, dessen Seelenzustand sie bald begriffen hatte. Brentano wich nicht von ihrer Seite. Er suchte auch das bescheidene Heim auf, das sie mit ihrer verwitweten Mutter teilte. Sein Herz flammte in Liebesinbrunst auf, die um so heißer wurde, je mehr Luise die Unterhaltung auf ihr religiöses Ziel einstellte, und je weniger sie sein Liebeswerben zu beachten schien. Noch ehe der Herbst zu Ende ging, bat er sie um ihre Hand: sie verweigerte sie ihm, jetzt, wie bei später wiederholten Werbungen. Brentano war wie zerschmettert. Er schrieb ihr: „Ich bin sehr, sehr traurig in meiner Seele; ich schwebe zwischen Himmel und Erde, wie ein trauriger Gedanke. Mir geht ein Schwert durch das Herz, an dem ich nicht sterben kann, denn es kommt von Dir .... Ich Elender, was helfen meine Worte? Sterben wäre mir das Beste, und ich fühle es, ich muß von der Erde, bald, bald! ... Vergeblich! — Kennst Du dies schreckliche Wort? Es ist die Überschrift meines ganzen Lebens ... Fahr' hin in Deiner Heiligkeit, Du Törin, Du Wahnsinnige, aber ich sage Dir hier in die Seele, wenn Du vor den Herrn kommst, wird er Dich fragen: ‚Wo hast du das Herz dessen, den ich dir übergeben habe?' und ich werde Dir nachschreien mein Vergeblich bis jenseit der Ewigkeit ..." Ein schwacher Trost war ihm ihre Erklärung, sie wolle ihm nichts anderes als Schwester und Freundin sein. Aber tiefer und tiefer wurzelte ihre unablässige Mahnung, statt des Erdenglücks sein Seelenglück zu suchen und durch

den Beichtgang Frieden mit seiner Kirche zu machen. Die Stürme seines Herzens legten sich. Die Weihnacht schon sah ihn dem Ziele, das sie ihm wünschte, nahe; die Frömmigkeit ihrer Lieder, die ihm Luise auf den Tisch gelegt, überwältigte ihn. Brentano bat sie, ihm zu helfen, wenn er daran gehe, sein innerstes Leben zu Jesu zu bringen: „Ich glaube, daß Gott Dich mir gesandt." Sie wird ihm aus der leidenschaftlich Geliebten der Engel, der ihn aus der Wüste seines Lebens retten kann; ihre Nähe wirkt auf ihn beseligend und beruhigend, so wie Iphigenie die Furien in Orests Brust zum Schweigen zu bringen vermochte: „Ja, meine Liebe, ich danke Dir alles! Das Leben ist mit mir ausgesöhnt durch Dich, und mit Gott mich auszusöhnen, will ich jetzt auch eilen." So sehr ihm das Herz unter dem Entsagungszwange zuckte — er zögerte nicht lange: am 27. Februar 1817 legte er dem Stiftspropst Ambrosius Tauber die Generalbeichte ab; er empfing die Absolution und tags darauf das heilige Abendmahl. Die katholische Kirche konnte seit diesem Tage Brentano zu ihren treuen, eifrigen Söhnen rechnen. Äußerlich ist mit dem Beichttage Brentanos Krisis, beschleunigt durch die Zurückweisung heißer Liebesleidenschaft, zu dem Abschluß gelangt, den sie ohne Luise Hensel wohl später, aber ganz gewiß auch gefunden hätte; die Krise war mit geradezu organischer Natürlichkeit und Notwendigkeit über des Dichters Leben hereingebrochen und erforderte, gleichviel nach welchem Ablauf, diesen Abschluß. Luise Hensel hat an Brentano nicht leicht zu tragen gehabt; mit seinen Bestürmungen und Beschwörungen ist er, wie sie später selbst in auffallend scharfen Worten ausgesprochen hat, ihr oft „sehr lästig gewesen", und seine krausen Launen wollten ertragen sein; er selbst bezeichnet als Worte ihres „ersten, wahren Briefes" an ihn die: „Wie ein Bündel wardst Du mir gegeben in den Kirchenstuhl hinein." Nicht lange nach Brentanos Generalbeichte hat auch Luise Eingang in die katholische Kirche gefunden; nachdem sie Liebeswirren verwunden, in die Ernst Ludwig v. Gerlach, einer von Brentanos jungen Freunden, sie gebracht, hat sie am 7. und 8. Dezember 1818 ihren Übertritt vollzogen.

Verhältnismäßig spät ist den Freunden Brentanos Liebe zu Luise bekanntgeworden. Erst Ende Februar 1818 bekam Jakob Grimm durch Arnim von der Liebesaffäre zu hören; Arnim mochte Bescheid wissen durch Savignys, die sich bemüht haben sollen, Brentano und

Luisen zu verbinden, um ihm zu einem festen Halt und zu Ordnung zu verhelfen. Zu den jungen Freunden der „Maikäferei" kam die Kunde von dem Verhältnis gar erst Anfang März.

Brentanos religiöse Wandlung hatte man schon zu lange sich vorbereiten und entwickeln sehen, um sich über die vollzogene Tatsache noch zu verwundern oder von ihr überrascht zu sein. Der selbst im Innersten religiöse Arnim, der längere Zeit mit Brentano „Leben frommer Männer" hat herausgeben wollen, war anfänglich nicht wenig befriedigt, den Freund und Schwager eine feste Richtung gewinnen zu sehen. Befremdet wandte er sich nur allmählich ab, als er beobachtete, wie Brentano an der Seite seines Bruders Christian „aus dem ideellen Zauber der höchsten Liebe aller Religionen in das grauenvolle Hexenwesen des ausgearteten Katholizismus" trieb. In welchem Maße diese Gefahr in der nächsten Zeit drohte, bezeugen allerdings mancherlei recht merkwürdige Vorfälle, die aus Brentanos Umgang überliefert worden sind. Da sich Brentano zu der von Arnim erhofften Natürlichkeit der Lebensart nicht zurückfinden konnte, da er sich auch künftighin aller künstlerischen Arbeit und alles tieferen Gedankenaustausches mit Arnim enthielt, so schrumpfte die nicht mehr betätigte Freundschaft allmählich zu einem nicht eben großen Rest von Interesse füreinander zusammen. Gleichwohl hat Arnim Brentanos späterer Richtung seine Achtung nicht versagt, und die Erinnerung an die goldenen Jahre ihrer Seelengemeinschaft blieb beiden ein teurer Besitz; zwei Jahre vor Arnims Tode, am 7. Dezember 1828, dankt Brentano dem Freunde in seinem letzten Briefe „für alle alte Liebe und Vertraulichkeit".

In den drei Jahren, die der Verlauf der Lebenswende umspannt, hat Brentanos Muse nicht geschwiegen. Bekanntgegeben wurden, meist zu wohltätigen Zwecken, die „Viktoria", „Die mehreren Wehmüller", die Erzählung „Vom braven Kasperl und dem schönen Annerl", die von den „Drei Nüssen", ferner allerlei kleinere Geschichten und Abhandlungen in Gubitz' „Gesellschafter". Mit besonderer Aufmerksamkeit nahm man das Fragment der „Chronika eines fahrenden Schülers" entgegen, das Friedrich Förster für seine Sammlung „Die Sängerfahrt" (1818) überlassen wurde. Eine halb aus philologischen, halb aus religiösen Interessen entstandene Leistung war die zum Teil mit Luise Hensel besorgte Neuausgabe von Friedrich Spees „Trutz-

nachtigall", die 1817, mit kurzem Lebensabriß des ehrwürdigen Paters und einigen poetischen Beigaben aus Brentanos Hand versehen, in Berlin erschien. Auch ein neuer Versuch, die Märchendichtung zum Abschluß zu bringen, fällt in diese Zeit. Unser Innerstes ergreifen die Lieder, die der Seele des Dichters unter den Liebeswirren und Liebeskämpfen entströmten. Die sich gegen die geforderte Askese und gegen den aufgezwungenen Verzicht aufbäumenden Lebensmächte haben der Feder des Dichters nochmals eine erschütternde Kraft verliehen, und die fast psalmenartigen Gesänge, mit denen er sich zum unabwendbaren Ziele hindurchringt, sind Zeugnisse für die Stärke des Erlebnisses dieser Krise.

Abgesehen von wenigen verspäteten Nachzüglern seiner Muse ist mit diesen Gesängen der Berliner Tage Brentanos Künstlertum so gut wie erschöpft. Was er seither noch geschrieben hat, trägt deutlich die Merkmale alternder, flügellahmer Künstlerschaft an sich. Er hat zwar gelegentlich noch auf Drängen der Freunde oder in Wohltäterfreude zur Feder gegriffen und Vers- und Prosadichtungen in die Presse geschickt, aber deren künstlerischer Wert ist fast ausnahmslos sehr gering. Brentano hat das Versagen seiner dichterischen Kraft selbst gespürt. In der Zeit der Krise hält er in einem an E. T. A. Hoffmann gerichteten, nicht abgeschickten Briefe Gericht über sich und sein Dichten: „Ich bin leider so alt, daß mir die Worte nicht als rechtmäßige Bewohner, sondern als Mäuse, Raubtiere, Diebe, Buhler, Flüchtende und dergleichen mit meinen Empfindungen aus dem Maule laufen...!" Oder er spricht es mit halber Wehmut aus, Gott habe ihm die Andacht vermehrt, aber die Stimme genommen. Noch später fällt sein Wort, das Versemachen sei eine Hundearbeit, es wolle sich's nur keiner gestehen, wie er sich dabei abrackere. Gezwungen, erarbeitet, manieriert, gemacht sind denn auch fast durchweg die Verse, die seiner Feder noch entflossen, gleichviel ob sie geistlichen oder weltlichen Inhalt tragen. Keine noch so starke religiöse Inbrunst hat in Brentano mehr das Organ für eine kirchliche Kunst gefunden, die jemals an der Erhöhung der Weihe im Gottesdienste mitwirken könnte. An diesem Gesamtbilde ändern selbst die weitverbreiteten Erbauungsbücher nichts, die er verfaßt hat: in ihnen hat sich weniger der Künstler Brentano ausgewirkt als der katholisch-religiös, philologisch und geschichtlich interessierte Brentano, der feste Vorlagen und Quellen nach

mehr oder weniger festen wissenschaftlichen Grundsätzen bearbeitete. Das unfreiwillige Versagen seiner Kunst, deren Quell, einst überreich sprudelnd, mit fast erschreckender Plötzlichkeit aussetzte, hat wohl seine Ursache in einem Stumpfwerden und Ermatten seiner Sinne, denen nach den zermürbenden Schlägen seit Sophies Tode die Erschütterungen der letzten Glaubens- und Liebeskrise allzu gewaltsam zugesetzt hatten. Zugleich hielten ihn die hemmenden Mächte Reue und Furcht, die er als mutiger Jüngling schwungvoll aus seiner Brust verjagt hatte, unbarmherzig nieder; etwelcher dichterischer Aufschwung einer durch die Macht der Religion befreiten und erlösten Seele ist bei ihm ausgeblieben. Zu dem Zwange künstlerischer Unkraft und Ohnmacht gesellte sich der halb freiwillige Entschluß, den religiösen Grundsätzen mit aller Weltlichkeit auch alle weltlichen Kunstbestrebungen zu opfern. Mochten sich auch manchmal Brentanos Blicke zu den früheren Idealen seines Lebens zurückstehlen, so blieb ihm doch die Kunst, die nicht Jesu und Maria diente, verächtlich, wertlos, ja sündhaftes Blendwerk, geeignet, die Menschen zu vergiften. Erst ganz spät hat er sich, wie in einem letzten Erwachen, ihr scheu nochmals zugewandt. Als ein Glück ist es dabei zu bezeichnen, daß er nicht mehr Gelegenheit gefunden hat, Umarbeitungen früher verfaßter Dichtungen, z. B. der Märchen, in dem geplanten großen Umfange vorzunehmen.

Erlosch so mit der Lebenswende Brentanos künstlerische Kraft, so behielt doch sein Geist Lebendigkeit und Gelenkigkeit genug, um in Geselligkeit und Briefverkehr gar manchen Abglanz jugendlicher Geistesfülle zu beweisen. Jung blieb Brentano auch in der Sprunghaftigkeit seiner krausen Stimmungen und Launen, wobei er dem Kobold der Weltlichkeit manches Zugeständnis machte; wer ihn spät kennen lernte, konnte wohl glauben, in ihr noch starke Spuren einer dämonischen Natur zu finden.

Dem verheißungsvollen Glanz der Jugend ist so ein gar zu heißer, dürrer Sommer gefolgt, und heftige Wetterschläge haben nur wenig zu herbstlicher Reife durchkommen lassen. Der alte Brentano ist, als Mensch genommen, noch immer in vielem Betracht eine interessante Gestalt, noch voll von persönlichen Problemen und Rätseln, deren Lösung man sich abmüht seinen schärfer und schärfer werdenden Zügen abzugewinnen. Und für die Geschichte der katholischen Welt ist er im Alter eine Persönlichkeit von Bedeutung. Aber für die Geschichte

des deutschen Geistes, auf die es hier ankommt, sind die 25 Jahre Lebensraum, die Brentano mit der Vorbereitung auf das erhoffte Jenseits, dabei in stetiger Furcht vor dem Tode, ausfüllte, ohne Belang bis auf wenige Daten.

In Westfalen.

Brentano, der einst im „Godwi" der christlichen Religion den Untergang vorhergesagt hatte, richtete von nun ab all sein Sinnen und Trachten auf die Mehrung der Kirche; seine Bemühungen fielen mit den Bestrebungen der Zeit zusammen, da nach Überwindung der aufklärerischen Geistesrichtung die Kirchengläubigkeit bedeutend an Ausbreitung gewann und, wie es in solchen Übergangszeiten zu geschehen pflegt, von starken pietistischen Strömungen begleitet wurde, denen mancherlei Nachrichten von wunderbaren göttlichen Gnadenerweisungen reiche Nahrung zuführten. Der Kultus der westfälischen Augustinernonne Anna Katharina Emmerich (geb. 1774), von der seit 1813 das Gerücht ging, sie habe durch die Gnade Gottes Christi Wundmale empfangen, ist eine von einer Reihe ähnlicher Erscheinungen innerhalb eines kleinen Zeitraumes. Wundersame Kunde von ihr war schon 1815 durch Stolbergs Vater in Brentanos Freundeskreis gedrungen. Sailer und Christian Brentano empfahlen dem Dichter dringend, seiner jungen Frömmigkeit durch Anschauen dieser sichtbaren Gottesgnade mächtigen Anstoß zuteil werden zu lassen. Auch Luise Hensel sprach im gleichen Sinne zu ihm. Ihr Drängen schmerzte ihn. Nur schwer fügte er sich:

„Nun soll ich in die Fremde ziehen!
Ich weiß wohl, wie die Fremde tut;
Kein Ankergrund ist mir gediehen.
Weil ich dem ungerechten Gut
Auf meinem Schiffe Schutz verliehen,
Zerbrach es in des Sturmes Wut.
Die Woge hat mich ausgespieen,
Und kaum hab' ich am Strand geruht,
Soll ich schon in die Fremde ziehen . . ."

Im September 1818 reiste Brentano nach Dülmen ab und fand sofort Zutritt zu dem ärmlichen Lager der unsäglich schwer leidenden Jungfrau, deren Anblick ihn ebenso erschütterte, wie ihn ihre Leidensgeduld ergriff und ihre Offenbarungen und Gesichte fesselten. Von

Anbeginn hielt ihn der Wunsch fest, ihr Biograph zu werden und alle Äußerungen, die ihr Mund tat, als einen Gnadenschatz des Himmels aufzuzeichnen und allen Menschen zugänglich zu machen. Mehr und mehr erblickte er in der Verwirklichung dieses Gedankens den einzigen großen Zweck, den sein Leben noch haben könne.

Ehe er sich diesem Lebenswerk widmete, kehrte er im Januar 1819 nach Berlin zurück, um sich alles dessen zu entledigen, was zu seiner Künstlerexistenz gehört hatte, darunter besonders seiner bedeutenden Bilder- und Büchersammlungen. Derselbe Mann, der 1811 zu Tränen gerührt worden war, daß die Wiener Verwandten ein kostbares Büchererbe ohne Not verschleudert hätten, und der seine Bücherherrlichkeit aufs peinlichste behütet hatte, entäußerte sich jetzt des einstigen Trostes schwerer Jahre und der Quelle mancher seiner Dichtungen. Der noch erhaltene Versteigerungskatalog belehrt uns über Brentanos Bücherliebhaberei wie über die kunterbunte Mannigfaltigkeit seiner Interessen. Nur ganz wenige Kostbarkeiten, darunter die Quelle seiner italienischen Märchen, Basiles „Pentamerone", behielt er neben theologischen Werken zurück. Er hat sich im Verlaufe der kommenden Jahre übrigens nochmals eine stattliche Bücherei zusammengekauft, die erst nach seinem Tode versteigert wurde; sie enthielt fast ausschließlich katholisch-theologische Literatur.

Über dieser Auflösung seines Besitzes und im Umgange mit Savignys, Arnim, Luise Hensel und dem General Gneisenau, den Brentano um seines Ernstes und seiner Güte willen hoch verehrte, verstrichen diese letzten Berliner Monate schnell. Arnim war von der Haltung seines Freundes wenig erbaut: gegen Görres sprach er sich darüber aus, wie Clemens viel vom Teufel spreche, daß er ein katholischer Eiferer geworden, daß er Geistlicher werden wolle. Von dem Plan, die Visionen der Emmerich nachzuzeichnen, hielt er nicht viel; wie es wirklich geschah, sah er voraus, daß Brentanos Mitteilungen darüber „ihre Autorität durch die von ihm erhaltene Färbung verlieren" müßten.

Als Brentano eben an die Rückreise nach Westfalen dachte, trafen ihn „mitten auf den Trümmern" seines „reichen verflossenen Lebens" Briefe aus Dülmen, in denen er ersucht wurde, auf die Wiederkehr zu verzichten. Üble Nachreden, zu denen sein unruhiges Wesen und seine eigene, allzu bewegliche Zunge den Grund gegeben

haben mochten, hatten seine Stellung in Dülmen untergraben, und erst seinen inständigen Vorstellungen fügten sich die geistlichen Herren, die eifersüchtig die Stigmatisierte hüteten. Im April 1819 verließ er für immer Berlin und war, abgesehen von einem engen Freundeskreise, der um ihn wußte, für die Allgemeinheit so gut wie verschollen. Es ist kein geringer Beweis für das literarische Ansehen, dessen er sich zu erfreuen hatte, daß ein dichtes Gerank von Gerüchten seine Gestalt umwuchs. Zeitungen sprachen nach, was von Mund zu Munde ging: in seinem Vaterland (das man nicht nannte) wolle er sich in ein Kloster verschließen, oder er wolle polnischer Mönch werden, oder sich in Rom ganz der katholischen Propaganda anschließen. Diese Gerüchte von seinen Absichten durchliefen noch Jahrzehnte später die Welt als Nachrichten von wirklichen Tatsachen. Wahr ist daran nur, daß sich Brentano jetzt und später wiederholt um Aufnahme in den geistlichen Stand bemüht hat. Sein Wunsch scheiterte daran, daß dem einstigen Gatten einer protestantischen Frau, der von der zweiten Frau geschieden lebte, die geistlichen Weihen geweigert bleiben mußten — sprachen doch ohnehin seine wärmsten Freunde und Verehrer, darunter selbst katholische Geistliche, offen aus, daß er kaum zum priesterlichen Berufe geeignet gewesen. Berlin selbst entließ den ersten erfolgreichen Dichter seiner architektonischen Schönheiten mit einem Wunsche: „Der Gesellschafter", in dem die Blutmale der Emmerich kurzerhand als boshafte Betrügerei abgetan wurden, gab der Hoffnung Ausdruck, Brentano, dessen Entschluß offenbar aus dem Mangel einer wahrhaft tätigen Lebensweise hervorgegangen sei, möge es in der Abgeschiedenheit erfahren, „daß er unter den Menschen und in besonnenerer Richtung mit seinen Talenten und Kräften mehr nützen könnte, als er es jetzt vermag".

Seit dem Mai 1819 weilte Brentano annähernd fünf Jahre in Dülmen, mit rührendem Eifer an der Aufzeichnung der Gesichte und Offenbarungen der Nonne tätig. Band auf Band füllte sich mit seinen engen, zierlichen Schriftzügen. Nur wenig spielte die Welt in die fromm-stillen Stunden hinein, die ihn inmitten der Dürftigkeit von Katharinas Kämmerlein ein neidenswerter Reichtum von Gottes Hand dünkten. Ganz ungetrübt blieben sie übrigens nicht: Mißhelligkeiten und Streitereien zwischen Brentano und den geistlichen Hütern der Nonne haben den schwachen Frieden oft bedenklich gestört. Der

Aufenthalt in Dülmen wurde durch Fahrten nach Köln, nach Bocholt zu dem Jugendfreund v. Borstell (wobei die Freundschaft mit dessen Schwager Melchior Diepenbrock, dem nachmaligen Breslauer Kirchenfürsten, begründet wurde), ferner durch einen Besuch, den ihm Arnim im Herbst 1820 machte, und durch eine Reise zu den Frankfurter Geschwistersleuten in den Sommermonaten 1823 unterbrochen. Der Emmerich Tod (9. Februar 1824) nach qualvollen Leiden, die ihren Mund die letzten Jahre über fast völlig hatten verstummen lassen, warf Brentano wieder in ein unstetes, zielloses Wanderleben zurück.

Letzte Wanderjahre.

„Gott muß es fügen, ich kann nichts wollen" — unter dem Zeichen dieser an Görres gerichteten Worte standen die späten Jahre Brentanos, durch die er nicht selbstbestimmt gegangen ist, sondern von wohlmeinenden Mitmenschen hat geleitet werden müssen.

Frühjahr und Sommer nach dem Tode der Klosterfrau hat er unter der Ausarbeitung eines Registers zu den Dülmener Aufzeichnungen teils in Bocholt, teils bei Bonner Freunden zugebracht. Dann endlich leistete er den Einladungen seines Bruders Franz nach Winkel Folge; er war hier und in Schlangenbad auch mit Bettinen wieder zusammen, wobei sich in fast peinlicher Weise die tiefe Entfremdung der Geschwister geltend machte, die einander ehedem vergöttert hatten. Nach kurzem Aufenthalte im Frankfurter Elternhause folgte Brentano dem Koblenzer Stadtrat Dietz, um an der Seite von „unsres lieben Herrgotts Kanzlei in seiner Stadt Koblenz am Rhein", wie er den eifrigen Katholiken nannte, in den Dienst der inneren Mission zu treten. Koblenz war ihm von nun ab für etwa fünf Jahre eine Art heimatlicher Stätte, die er allerdings oft zu kürzeren oder längeren Fahrten verließ. Den Bemühungen beider Männer hatte Koblenz ein Bürgerhospital zu danken, indem auf ihr Betreiben bald Mitglieder des Nanziger Ordens der Barmherzigen Schwestern die Krankenpflege übernahmen; unter den ersten Helferinnen war auch Luise Hensel gewesen. In der Armenhilfe und im Erziehungswesen, seinem Lieblingsgebiet, war Brentano ebenfalls ein unermüdlicher Helfer und Förderer. Im übrigen gab ein Kreis gleichgestimmter Freunde Anregungen mancher Art. Alle freie Zeit aber verwendete Brentano auf die Durcharbeitung der Emmerichschen Offenbarungen.

Im Spätsommer 1825 besuchte er Görres in Straßburg, verabredete mit ihm allerlei Pläne, die auf Hebung der katholischen Kirche Deutschlands zielten, und unternahm von da Ausflüge nach Kolmar, zum Jesuitenkolleg im schweizerischen Freiburg, auch zu einer lothringischen Stigmatisierten Apollonia Filzinger im Zabernschen. Die Aufforderung, seinen Bruder Christian in Rom zu besuchen, lehnte er ab; auch später, von München aus, hat er die günstigsten Gelegenheiten zu einer Romfahrt ungenutzt gelassen. Dagegen haben ihn Frankfurt, das Lahntal, Bonn und die westfälischen Stätten mehrmals von Koblenz weggelockt (1826). An seine Heimatstadt Frankfurt fesselte ihn zu allermeist ein Freund, den er im Hause Marianne von Willemers 1823 gewonnen hatte: der Historiker Friedrich Böhmer, der in selbstloser Weise Arbeitskraft und Geduld in reichstem Maße an die Erhaltung und Überlieferung der Brentanoschen Dichtungen gesetzt hat. An seiner kerngesunden, zielsicheren Art gewann Brentano einen festen Rückhalt, ähnlich wie ehedem an Savigny. Seinem Zureden ist es sogar zu danken, daß Brentano den Widerwillen gegen weltliche literarische Arbeiten gelegentlich überwand; namentlich mit der Entstehungsgeschichte der Märchen Brentanos ist Böhmers Name eng verknüpft.

Von Bedeutung für Brentano war eine Reise nach Paris, die er in Dietz' Begleitung in Sachen der Barmherzigen Schwestern im März 1827 unternahm. Es ist ihm, wie er in seinen „Bildern und Gesprächen aus Paris" erzählt, nicht entgangen, daß diese Stadt eine „in allem Glanze berauschte Ausstellung von Lust und Laster" sei, bei der man das Gefühl habe, als stehe sie „über dem Abgrunde der Hölle" und könne „jeden Augenblick in die Tiefe stürzen". Aber gegen die Auswüchse ungebändigten Weltstadtlebens verschloß Brentano mit Fleiß die Augen; er suchte nur das geistliche Paris und war erstaunt und erfreut, es abseits vom „babylonischen Triumph" der Hauptstraßen auch reichlich zu finden. Zugleich nutzte er auf dieser Fahrt, die die beiden Reisenden auch nach Danzig führte, die oft dargebotene Gelegenheit aus, Notizen über die Geschichte des Ordens der Barmherzigen Schwestern zu sammeln, in der Absicht, auf die Segnungen dieses Ordens hinzuweisen. Als stattliches Buch gab er diese auf sorgfältigste Quellenuntersuchungen und eigene Beobachtungen gestützten Studien zum Vorteile des Koblenzer Frauenvereins 1831

heraus: „Die Barmherzigen Schwestern in bezug auf Armen- und Krankenpflege. Nebst einem Bericht über das Bürgerhospital in Koblenz“ usw. Diesem Buche, das in seiner strengen, aller poetischen und phantastischen Zugaben ledigen Sachlichkeit und in seiner schmucklosen, fast herben Sprache eine ganz und gar unbrentanosche, glückliche kulturgeschichtliche Studie ist, war ein ungeahnt großer Erfolg beschieden: nicht nur daß es dem Koblenzer Frauenverein eine namhafte Zubuße eintrug, daß es mehrere Auflagen erlebte — diesem Buche, für das Görres feurig warb, ist die große Ausdehnung des Arbeitsfeldes der Schwestern über Deutschland und Österreich zu danken. An sonstigen literarischen Arbeiten Brentanos aus dieser Zeit ist eine Vorrede, die er zu Diepenbrocks deutscher Ausgabe des Lebens Fénelons von Ramsay (1826 in Koblenz) schrieb, seine Mithilfe bei einer 1829 in Koblenz erschienenen Neuausgabe von Spees „Goldenem Tugendbuch“ und seine Beteiligung an Diepenbrocks „Geistlichem Blumenstrauß“ (1829) erwähnenswert. In das Ende dieser viel durchbrochenen Koblenzer Jahre fiel eine längere zweite Reise in die Schweiz, nach München und Regensburg (August und September 1828).

Seit Juli 1829 ist für drei Jahre Frankfurt Brentanos Heimatstätte. Der Umgang mit Böhmer, mit Geschwistern und mit dem Maler Philipp Veit (wobei wiederum neuer Verkehr mit dessen Mutter Dorothea Schlegel angeknüpft wurde) half ihm seine Abneigung gegen die Handelsstadt überwinden, in der er den ausgesprochen katholischen Akzent vermißte; dieser hätte ihn viel eher verlockt, Koblenz mit Bonn zu vertauschen. Zu gedenken ist hierbei ferner einer Dichtung Brentanos, die zwar gutem Zweck diente, aber erschreckend deutlich macht, welchen Tiefstand die dichterische Ohnmacht Brentanos erreichen konnte: es ist das „Moseleisgangslied“, 1830 im Frühjahr auf einen besonders schweren Eisgang bei Koblenz gemacht und auf Böhmers Kosten zum Besten einer schwer mitgenommenen armen Familie gedruckt. Die Ausarbeitung der Dülmener Gesichte setzte Brentano auch in Frankfurt unentwegt eifrig fort.

Erst in Regensburg, wohin ihn der durch Bischof Sailers Tod vereinsamte bischöfliche Generalvikar Diepenbrock im Juni 1832 einlud, brachte Brentano die erste Veröffentlichung aus den Mitteilungen der Emmerich zuwege: „Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi.

Nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerich, Augustinerin des Klosters Agnetenberg zu Dülmen. Nebst dem Lebensumriß dieser Begnadigten" (1833). Seinen Namen hat Brentano in diesem Buche verschwiegen. Das Wörtchen „nach" im Titel indessen deutet nachdrücklich genug an, daß es der Leser nicht mit dem reinen Abdruck Emmerichscher Worte zu tun hat, sondern mit einer Bearbeitung. Brentano hat zunächst die Visionen der Nonne, die gerade über Christi Passion laut Luise Hensels Zeugnis am wenigsten zusammenhängend waren, zu einem harmonischen Bau geordnet und durch Zusätze aus der Bibel verbunden, hat dem Text theologische und biographische Erläuterungen beigegeben, hat Unklarheiten und Unstimmigkeiten nach seinem Dafürhalten und gestützt auf seine reichhaltige theologische Bücherei richtiggestellt, Lücken ergänzt, hat allegorische, selbst polemische Bemerkungen einfließen lassen, ohne daß seine Zutaten als solche immer kenntlich gemacht wären. Die stilistische Einfalt, Glätte und Einheitlichkeit wird man gleichfalls für Brentanos Werk halten müssen. Seine Bemühungen, den Visionen so durch beigebrachte Zutaten und gelehrte Hinweise den Wert objektiver Wahrheit beizugeben, stehen recht im Widerspruch mit der feierlichen Art, in der das Buch selbst „den mindesten Anspruch auf den Charakter historischer Wahrheit" ablehnt. Sogar die Zuverlässigkeit der nackten Aufzeichnungen, die Brentano am Lager der Nonne und dann daheim aus der Erinnerung machte, ist anzuzweifeln, vom päpstlichen Stuhl aus auch angezweifelt worden, und Brentanos Papiere bleiben bei der Frage der Seligsprechung der Emmerich nach wie vor ausgeschaltet. Bei einer so ausgesprochen subjektiven und von der Phantasie beherrschten Natur wie der Brentanos konnten derartige Eingriffe gar nicht ausbleiben. Davon abgesehen aber besitzt die katholische Welt in dieser Passion ein klassisches Erbauungsbuch, dessen sie sich auch nach anfänglichem Zögern gar bald so eifrig angenommen hat, daß bis zu Brentanos Todesjahr sechs Auflagen nötig wurden, und daß es noch gegenwärtig in den Sprachen fast aller römisch-katholischen Länder Europas weit verbreitet ist. Der Reinertrag der ersten sechs Auflagen, 15000 Gulden, floß Diepenbrocks Schwester für ein Regensburger Krankenhaus zu. An dem Erfolge der Passion hat der vorangeschickte, außerordentlich fein und schlicht gestaltete Lebensabriß der Klosterfrau wesentlichen Anteil. Es ist bezeichnend, daß ein Mörike

entzückte Worte über ihn fand, indem er ihn gegen Kerner, den Beobachter der Seherin von Prevorst, als ein Muster edler Darstellung bezeichnet.

Sogleich nach der Passion begann Brentano ein „Leben der heiligen Jungfrau Maria", gleichfalls „nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerich", wiederum zum Besten milder Stiftungen zusammenzustellen. Seiner schwerer werdenden Hand fügte sich der überreiche Stoff nur langsam. Erst 1840 begann der Druck, und als Brentano starb, waren nicht mehr als 14 Bogen fertig; erst 1852 erschien das Buch, von Verwandten vervollständigt und herausgegeben. Die Durcharbeitung dieses Marienlebens steht gegen die darstellerisch vollendete Passion bedeutend zurück. Sein Erfolg war auch weit weniger groß, aber trotzdem bedeutend; noch heute ist es ein vielgelesenes Erbauungsbuch, das sich mehrere europäische Sprachen erobert hat. Andere Pläne, z. B. eine ausführliche Biographie der Emmerich, ein Leben Jesu, vermochte Brentano nicht mehr auszuführen; die Vorarbeiten zum Leben Jesu waren indes schon so weit gediehen, daß es 1858 und öfters gedruckt worden ist.

Sich von den Arbeiten an der Passion zu erholen, ging Brentano im Oktober 1833 von dem ihm allzu einsamen Regensburg weg nach München — vielleicht auch, daß er fühlte, wie sehr eine Unterbrechung des Zusammenlebens Diepenbrock willkommen sein werde. Er erzwang sich bei dem Maler Professor Schlotthauer ein Unterkommen, das er erst Ostern 1840 unfreiwillig mit einer neuen Wohnung vertauschte. Eine Anzahl von Reisen führte ihn im Verlauf der Münchener Jahre nach Salzburg, Tirol, Regensburg und Oberammergau. Sonst aber lebte er ruhig dahin; seine Tage waren frommer Religionsübung, der weiteren Arbeit an seinen Dülmener Aufzeichnungen und der Geselligkeit gewidmet, in der er noch immer Witz, Froh- oder Übellaune entfaltete. Mit den bedeutendsten Männern Münchens hatte er Umgang, mit Gelehrten (Görres, Ringseis) und Künstlern (Cornelius, Kaulbach). In erster Linie war er als werbender Katholik tätig: als solchen fand ihn 1837 Steffens wieder, und Brentanos Werbeeifer erhellt in gleicher Weise daraus, daß Kaulbach ihm wegen eines Bekehrungsversuches erzürnt sein Haus verbot, wie daraus, daß Geibel von Niebuhr (1838) in aller Deutlichkeit gewarnt werden mußte, sich nicht achtlos und träumerisch von den Görres und

Brentano einfangen zu lassen. Neben Böhmer, mit dem der freundschaftliche Briefverkehr rege blieb, erwarb sich seit 1837 Edward von Steinle Brentanos herzliche Zuneigung, die dem Dichter in der Zeit zunehmender ängstlicher seelischer Beklemmung viel Trost gewährte.

Wie verscheidender Sommertag mutet Brentanos letztes Herzenserlebnis an, das in diese Münchener Zeit fiel. Gleich in ihrem Anfang lernte er in Ringseis' Hause eine nicht mehr junge, doch anmutige, zarte, geistig rege, künstlerisch begabte Malerin kennen, die protestantische Schweizerin Emilie Linder (geb. 11. Oktober 1797 zu Basel), die als eine für Dichtung, Musik und Malerei begeisterte Dilettantin einen Kreis erlesener Köpfe um sich versammelte. Wie bei Luise Hensel bemerkte Brentano rasch ihre Neigung zur katholischen Kirche, und mit dem Wunsche, sie darin zur Entscheidung zu fördern, wuchs in dem Herzen des Fünfundfünfzigjährigen sehnsüchtiges Liebesverlangen. Er bat um ihre Hand. Emilie aber, die sich standhaft die Ruhe kühler Überlegung wahrte, schlug sie ihm aus. Sie mochte längst durchschaut haben, daß der interessante Mann nicht leicht zu ertragen sei, der nicht übertrieb, als er seinem Bruder Christian erklärte, für zwei von ihrem Schlage sei Frankfurt zu klein. Da fühlte Brentano den letzten Lebenstraum sich aus den Händen gleiten. Sein Herzeleid lieh seiner Dichtkunst damals Kraft zu den letzten Liedern, denen das innewohnende Erlebnis zur Bedeutung echter lyrischer Gedichte verhalf. Ergreifend ist es, wie es in dem Gesang „Die Abendwinde wehen" in die Klage der Entsagung von fernher klingt:

„Ich hör' ein Sichlein rauschen,
Wohl rauschen durch den Klee . . ."

Brentano und Emilie blieben trotz dieser Absage einander gut Freund, ja dem Dichter wurde für die Geselligkeiten im Hause der Freundin am Karlsplatz Amt und Rang einer Art von Hausmarschall übertragen. Es schmerzte ihn freilich, daß seine unausgesetzten Bemühungen, Emilie zum Übertritt zu bewegen, zu seinen Lebzeiten ohne den ersehnten Erfolg blieben; ja sein Drängen und Treiben lief Emilie, wie sie später aussprach, ganz zuwider. „Ich weiß, daß Clemens' Tod für meine Führung eine Art Notwendigkeit war", sagte sie; erst Ende 1843 wechselte sie den Glauben.

Diese lyrischen Herzensergießungen mögen aber in Brentano zugleich die Erinnerung an seine vielen unveröffentlichten Dich-

tungen geweckt haben. Und als Verleger ihn zu umwerben begannen, als auch Böhmer seine Dienste für die Herausgeberarbeit dringend anbot, überwand der Dichter seinen Ekel vor der Weltlichkeit. Er fügte sich Böhmers Vorschlägen willig, ja er ging sogar selbst an die ungewohnte Arbeit und schmolz die Märchen vom „Gockel" und vom „Fanferlieschen" um. Zu milden Zwecken wurde dann 1838 der neue „Gockel", erweitert um das „Tagebuch der Ahnfrau", dem Publikum übergeben. Auch auf die Bitte Mohrs aus Heidelberg, eine neue Auflage des „Wunderhorns" zu veranstalten, ging Brentano bereitwillig ein; er knüpfte unverzüglich (1839) mit Bettinen Unterhandlungen an, in der Hoffnung, auch damit etwas für seine Armen zu erwirken; gelinge das, schrieb er an Bettina, „so soll es Gott an Dir und Arnim und mir segnen". Die Verwirklichung des Planes gelang indessen nicht. Auf eine Zeichnung Steinles schrieb Brentano 1838 seine letzte umfänglichere Versdichtung, die Legende von der heiligen Marina, die 1841 zum Besten der durch den Donaueisgang um Regensburg Geschädigten gedruckt wurde. Endlich beteiligte er sich damals noch an den in der Entstehung begriffenen „Historisch-politischen Blättern" als Mitarbeiter.

Krankheit und Tod.

Um 1840 begann Brentano, dessen Leben von Krankheitsungemach wenig gestört worden war, an einem Herzübel zu leiden. Darüber wuchs die Ängstlichkeit, mit der er seinen religiösen Übungen nachging, im gleichen Maße wie die Trauer über die Heimatlosigkeit und der Schreck über das Hinschwinden der Geisteskräfte. Noch waren ihm 1841 heiter-angeregte Sommertage beschieden; sie bescherten ihm unter anderem die persönliche Bekanntschaft mit Justinus Kerner und mit Lenaus Freundin, der Schriftstellerin Emma Niendorf. Im September dieses Jahres entschloß er sich auch auf dringliche Einladungen, die Frankfurter Verwandten nach langer Trennung wiederzusehen. Zum letzten Male besuchte er hierbei mit Steinle den Rhein und zeigte dem Maler die Stätten, an denen seine Rheinmärchendichtung spielt. Böhmer erfuhr damals von der Befürchtung der Ärzte, Brentano neige zur Wassersucht, und sein Leiden sei nicht mehr aufzuhalten. Geistig schien Brentano in jenen Tagen verhältnismäßig rege; er las vor und versuchte sich selbst noch mit dem Gesang zur Gitarre. Erst in München, wohin er im November zurückkehrte, wurde

er selbst seines Zustandes gewahr; er ging von nun ab gänzlich in religiöser Bußübung unter. Es wirkt beklemmend, den frommen Erdenpilger von Ängsten und Zweifeln an Gottes Gnade und an der Vergebung seiner Sünden zernagt und zermürbt sich dahinquälen zu sehen, ohne die sieghafte, tröstliche und befreiende gewisse Hoffnung auf seinen Himmel.

Den schwerer und schwerer Leidenden pflegten die Freunde hingebend, auch Kerners Sohn Theobald war ihm zur Hand. Im Mai 1842 war die Krankheit so vorgeschritten, daß Brentano seinen Bruder Christian aus Aschaffenburg zu sich bat. Eine geringe Besserung wurde dazu benutzt, den Kranken nach Aschaffenburg in die Wohnung des Bruders zu bringen. Am 8. Juli traf man dort ein. Frankfurter Verwandte und Freunde kamen und gingen, dem Dichter die Hand zu reichen. Schwer ist er unter Sterbegebeten am Morgen des 28. Juli 1842 gestorben. Er ruht auf dem Friedhofe von Aschaffenburg.

Gedichte.

Einleitung des Herausgebers.

Brentano hat selbst keine Ausgabe seiner Lyrik besorgt, so daß dem nachträglichen Herausgeber Handhabe und Winke fehlen, eine Sammlung zu geben, die in Umfang, Auswahl und Gruppierung die Wünsche des Dichters erfülle. Aus einigen Ansätzen, die der Dichter selbst gemacht hat, geht wenigstens das eine klar hervor, daß es ihm keineswegs darauf angekommen wäre, jeden lyrischen Erguß aus seiner Feder einer Sammlung einzureihen, die der Welt das gewünschte Bild seines lyrischen Schaffens hätte geben sollen. Wenn je, so war in dieser Frage bei Brentano ein hinlängliches Maß von Selbstkritik vorhanden, und das war auch an seinem Platze. Es gibt nichts Ungleicheres als Brentanos Lyrik. Mit seinen Versen statt des halben Bandes drei ganze Bände dieser Ausgabe zu füllen, wäre ein leichtes. Dabei bliebe die Frage offen, ob die beste Kunst von Brentanos Lyrik nicht unter einem Haufen von Schutt nach Atem ringen müsse, oder ob dieser Schutt dazu dienen könne, wie ein tiefer Schatten das eigenartige Glanzlicht von Brentanos Poesie nur noch kräftiger und schöner aufleuchten zu lassen. Für die vorliegende Auslese kam es nicht darauf an, zu zeigen, wie schwach Brentano sein kann, sondern wie stark er als Lyriker ist.

Recht eigentlich in Brentanos Liederfrühling, in das Jahr 1803, fällt die erste Äußerung der Absicht, seine Lieder zu einem Strauße gewunden der Welt darzureichen. Aber nur mit dem Freunde Arnim brüderlich vereint mochte er hervortreten; eine „freudige Umarmung ihrer Jugend" sollte das Gedichtbüchlein sein. Arnim stimmte begeistert ein. „Lieder der Liederbrüder" sollte die Aufschrift werden. So sangen denn beide in rechter Liederlust; doch unter dem stillen Leid in seiner Gemeinschaft mit Sophie Mereau stockte Brentanos Liederquell wohl ein Jahr. Weder in Berlin 1804 noch 1806 kamen die „Liederbrüder" zustande. Das bleibt ewig zu bedauern. Denn

die „Trösteinsamkeit" mit den vereinzelten Beiträgen beider Freunde ist kein Ersatz, und das Schwergewicht der gemeinsamen herrlichen „Wunderhorn"-Leistung liegt keinesfalls in dem Persönlichen, das ihm von den beiden Dichtern innewohnt; dies Persönliche verleiht ihm nur den besondern Reiz. Was aber hätte uns eine gemeinsame Sammlung von Liedern der beiden sein können, aus der Freundschaftszeit, in der noch jeder von beiden sein künstlerisches Gewissen in den andern verlegte, es in ihm suchte und fand, in der die Verschlingung ihrer Dichterseelen so eng und innig war, daß den geschichtlichen Betrachter wohl der Wunsch beschleichen möchte, beide zu einer idealen Gestalt vereinigt zu sehen!

Brentano trat ein zweites Mal mit dem Plan einer Liedersammlung nach den Napoleonischen Kriegen hervor. Wir finden ihn in der Zeit der religiösen Einkehr und Umkehr, die ihn dazu drängt, sich mit seiner Dichtkunst in den Dienst der Nächstenliebe zu stellen. Was er in Not und Kampf und Sieg des Vaterlandes gesungen, das sollte dem Kampf gegen Not und Wunden, die der Krieg gebracht, nach seinen Kräften mit zum Siege verhelfen. Er lud öffentlich zur Subskription auf einen 20—25 Bogen starken Oktavband patriotischer Spiele und Lieder ein. An dem Umfange des geplanten und so bestimmt angekündigten Buches können wir ermessen, welch reiche Sammlung von vaterländischen Liedern in ihm hätte Platz finden sollen. Wohl sind zwei der Spiele („Viktoria" und „Am Rhein, am Rhein") und eine Anzahl Lieder von Krieg, Sieg, Helden und Mächten Europas auf uns gekommen, doch erscheint es sehr fraglich, ob wir das in dem Aufrufe Angekündigte in seinem vollen Umfange besitzen. Die Drucklegung der Handschrift ist unterblieben, wohl kaum wegen etwelcher Zensurschwierigkeiten, die vor Napoleons Niederlage nicht ausgeblieben wären, als noch „die Freiheit der Feder stieg und fiel wie der Kurs". Viel eher wird daran die Lauheit des Publikums schuld sein, die nicht einmal den Druck zu lohnen, geschweige denn den geringsten Ertrag für den edlen Zweck zu versprechen drohte. Nur schüchtern und viel zu spät trat „Viktoria" 1817 hervor. Das Scheitern des Planes zog die bedauerliche Folge nach sich, daß die Nachwelt Brentano herzlich wenig Raum unter den patriotischen Sängern der Befreiungskriege vergönnt, obgleich er vollauf berechtigt war, offen zu sagen, daß seine Kriegs- und Vaterlandslieder „wenig-

stens so wohl gemeint sind als andere". Ihnen wohnt solch leidenschaftliches Feuer, solche Wucht, solche Inbrunst, solcher Glanz, solche Mannigfaltigkeit der Töne inne, daß man Brentano wahrscheinlich in der ersten Reihe der Vaterlandssänger jener Tage erblicken würde, hätte nicht die Ungunst der Umstände und die allgemeine politische Enttäuschung die Verbreitung der meisten seiner Vaterlandslieder verhindert.

Ein erneuter schüchterner Versuch, Brentanos Gedichte gesammelt hinausgehen zu lassen, ging 1827 von dem Frankfurter Historiker Böhmer aus. Seine Bemühungen blieben erfolglos, obwohl er damals auch Arnim und Bettina um Mithilfe anging. Trotzdem behielt er sein Ziel unentwegt im Auge. Nach etwa zehn Jahren versuchte er einen neuen Vorstoß; dieser scheiterte indessen an Brentano selbst, der ihm am 15. Januar 1837 antwortete: Ihm grause es, wenn er an seine arme Poesie denke. „Im ganzen ist doch nur wenig und höchst Ungares da, was zusammengestellt erst seinen Unwert recht zutage stellen würde." Er zittere vor dem Gedanken des Geschwätzes darüber; er habe eine krankhafte Angst vor aller Öffentlichkeit. „Es ist eine solche Vortrefflichkeit in der Poesie eingerissen, daß ich mich schäme, mit meinen Hobelspänen hervorzutreten; man wird sie anzünden und mich auslachen, niemand wird eine Freude daran haben, niemand wird mich daraus kennen, und die Freunde werden achselzuckend sagen: ‚Wir glaubten, es sei mehr an seiner Poesie.'" Brentano spricht den Namen hier nicht aus, der ihm auf den Lippen schwebt: Freiligrath ist es, mit dem er sich scheut in die Schranken zu treten. Ganz ohne Hoffnung ließ er Böhmer nicht, bat ihn sogar, zu sammeln aus seinen bekannten und verschollenen Druckschriften. Böhmer ging frisch an die Arbeit und schrieb, was er erreichte, in ein Quartbuch zusammen, um es Brentano auf Wunsch zu letzter Durchsicht vorzulegen. Seine umfängliche Sammlung von Brentanos Liedern trat zwar nicht mehr zu Lebzeiten des Dichters hervor, sie leistete aber ihre ausgezeichneten Dienste 1852, als man unter seiner Beihilfe Brentanos „Gesammelte Schriften" herausgab. Ende 1839 hat Böhmer dem Dichter letzte Vorschläge über den Druck der Gedichte im Rahmen gesammelter Werke gemacht: es kostete Brentano eine schlaflose Nacht, darüber nachzudenken und dabei zur Empfindung zu gelangen, daß es ohne großes Beschweren seines Gewissens nicht wohl möglich sei. „Ein Durchsehen und Überarbeiten

von meiner Seite ist ganz unmöglich, auch ist mit dem Alter mein poetisches Talent in hohem Grade erstorben" (13. November 1839).

*

Die Lyrik durchdringt von Anbeginn Brentanos ganzes Wesen, all sein Schaffen, sein Dichten und Trachten; das lyrische Element erfüllt seine Briefe, gibt seiner Erzählungskunst die Stärke, zersprengt seine Dramen. Er ist ein lyrischer Charakter schlechthin; er mußte es werden gemäß der ihm eigenen Art und Intensität des Lebens und Erlebens, das stets nur sein Gefühl, die Hauptmacht seines Innern, berührte, und gemäß der ihm innewohnenden Musik, die, vermittelt durch das Organ des sangbaren Wortes, aus ihm hervorquoll. Wohl kamen auch für ihn Zeiten und Stunden, in denen das Gefühl matt, lahm, siech lag, und vollends in der Zeit, die der Krisis von 1816 und 1817 folgte, hat seine Dichtkunst nur noch schwache, oft über das Bedauern hinaus bis zum Erschrecken kraftlose Flügel; aber auch in dieser späten Zeit zucken sie noch manchmal auf und reißen den Dichter zu kurzem Fluge mit empor. Mit dem Alter unterliegt sein Singen mehr und mehr der Reflexion, womit sich für den eigentlich lyrischen Dichter zumeist das Versagen seiner Kraft ankündigt; dann stockt der melodische Fluß, der Klang wird dünn, statt entwickelter Musik erklingt ermüdende, steigerungslose Variation, das Berechnete, Gemachte, nach der Gewohnheit Geläufige, im Nachdenken Erpreßte vermag die Tatsache nicht mehr zu verdecken, daß dem Liede keine lebendige Seele eingehaucht worden ist, sondern daß es lebt, wie wohl ein Uhrwerk zu leben scheint. Das aber ist nicht der Liedersänger Brentano, der fortleben soll. Der Singende und Klingende ist der junge Brentano, der nicht singen und klingen will, sondern aus dem es singt und klingt; den das allgewaltige Leben sich zu einem Instrument erkoren hat, aus dem es seine Süßigkeit und seinen Schmerz, seine Seligkeit und seine Tragik, seine Ruhe und seine Leidenschaft ertönen läßt, wo und wann es auf ihm spielt; dem das rührend zart und peitschend wild in die Saiten seiner Seele greifende Leben noch nichts von Schmelz und Kraft genommen hat.

In dieser Allgewalt, die Leben, Gefühl und Phantasie über Brentano von Anfang an hatten, liegt die Stärke, aber, wie ein Schatten neben dem Licht, zugleich auch die Schwäche seiner Lyrik. Er hat sie

selbst erkannt und seinem Liederbruder bekannt (12. Oktober 1803): „Das Unglück, an dem die meisten meiner Arbeiten scheitern werden, ist das Zufällige des Guten darin, wodurch das Leidliche so kontrastiert wird, daß es bis zum Schleppenden sinkt. Ich habe daher kein Mittel, mich zu retten, als mit außerordentlicher Planmäßigkeit zu arbeiten, um nicht so ungleich zu sein. Die Planmäßigkeit aber ist mir selbst leider so gegen die Natur, da meine Natur sehr unordentlich ist; aber ich habe mir vorgenommen, die Ordnung in allem, was mich umgibt, mit Gewalt hervorzubringen." Doch war er der letzte, der seine Natur hätte bändigen können; es ist auch kaum zu spüren, daß er vom Willen zur Tat vorgeschritten wäre. Wohl uns, daß wir Brentanos Poesie einen nicht kleinen Vorrat des zufällig Guten zu danken haben; aber zu bedauern bleibt es doch, daß sich selbst in einer Auswahl des Besten die Ungleichheit breitmachen kann, die das Ergebnis von Brentanos allzu schwach durchgeführtem Kampf gegen schweifende Planlosigkeit ist. Hierbei fällt noch ins Gewicht, daß ihn eine spielende Gewandtheit in der Beherrschung der Sprache oft dazu verleitete, etwas in wohlklingende Worte und Verse zu fassen, von dessen Nichtigkeit und Gehaltlosigkeit nur schärfstes Hinsehen die Maske des Spielerischen abzulösen vermag. Glück seiner Begabung und Unsegen seiner Anlage stehen nirgend so schroff gegeneinander als in seiner Lyrik. Man hat ihm doch zu oft ein wenig mehr von dem Kunstverstande der Schlegel und Tieck, seiner Lehrmeister, zu wünschen. Freilich fällt entschuldigend für ihn ins Gewicht, daß die Zahl der Lieder, an die er vor ihrer wirklich erfolgten Drucklegung die letzte glättende und feilende Hand gelegt hat, gering ist gegen die Überzahl derer, die nach den Manuskripten in die nach seinem Tode erschienenen „Gesammelten Schriften" übergingen. Darunter sind viele Gedichte, die er eilig in Briefe geworfen hat, auch Gedichte statt eines Briefes, Gedichte, die im niedern Sinne als Gelegenheitsgedichte zu gelten haben. Bleibt es ewig zu bedauern, daß dem jungen Brentano eine Sammlung nicht geglückt ist, so bleibt es doch ein Glück, daß er es nicht in seiner Alterszeit unternommen hat, Lieder aus seinem Frühling zurechtzustutzen, deren innerstem Leben er völlig fremd geworden war. Denn daß er sich dann mit bloßer Feile und Glättung nicht begnügt hätte, das lehren einige von ihm merklich überarbeitete Gedichte. Zweien seiner besten Gesänge, die ihm selbst auch ganz besonders ans Herz ge-

wachsen waren, „O Mutter, halte dein Kindlein warm" und namentlich dem Lied des „Jägers an den Hirten" zum Beispiel, die prachtvoll in ihrer Inbrunst von Liebe und Freundschaft sind, zwängte der eifernde Katholik ein geistliches Gewand um.

Brentano ist fast durchweg persönlich. Kaum je tritt er völlig zurück, sondern letzten Endes spricht er sich in den Gestalten seiner Poesie selbst aus oder sucht er sich in ihnen. Sein Dichten ist Zwiesprache mit sich selbst, nicht selten bis zum strengen Gericht über sich gesteigert. Daher berühren sich seine Briefe so nahe mit seinen Dichtungen, und der Frühlingskranz, den ihm Bettina aus seinen und ihren Briefen flocht, wurde selbst zu einer Dichtung. Die Grenze zwischen Briefprosa und Poesie ist in der Tat oft so verschwimmend, daß der Brief zum Gedicht wird; es ist besonders reizvoll zu beobachten, wie sich die Stimmung im Briefe verdichtet und ungebändigte Stimmungsergüsse in rhythmisch gefügte, poetisch gebändigte Gebilde einmünden. Wie in den Briefen verhält es sich in Brentanos erzählender Dichtung, nicht anders auch im Drama. Im Einzelfalle zu entscheiden, ob eins seiner Gedichte, das organisch mit der Erzählung oder der Szene verbunden ist, erst nachträglich eingelegt oder eine Verdichtung der jeweiligen Stimmung ist, wird selten möglich sein, mit Ausnahme einer Reihe „Godwi"-Lieder, die ganz offensichtlich unvermittelt in den Roman gestreut worden sind, weil die Druckgelegenheit einmal da war.

Brentano hat seine Lieder größtenteils gesungen, nach eigenen oder fremden, ihm geläufigen Melodien; wir besitzen ungezählte Zeugnisse dafür, daß er seine Umgebung mit nichts mehr entzücken oder, wenn er sein Unwesen getrieben hatte, versöhnen konnte, als wenn er zur Laute griff und ein Lied anstimmte. Man kann auch kaum tiefer in das Geheimnis dieser Lieder eindringen, als wenn man sie laut spricht; dann zwingen sie ganz heimlich dazu, daß man Melodie in das Sprechen legt, die wundersam feine, wohl- und wehlautende Vokalwahl beim Sprechen ausprägt und so zu ihrem feinsten Reiz vordringt: dem im Klang der Stimme offenbarten, ganz in Klang aufgelösten Gefühlsgehalt. Es mag sein, daß die bereits vorhandene Sättigung mit Musik neben der Länge der meisten Gedichte und mangelnder Bekanntschaft die Komponisten von der Vertonung abgehalten hat. Die Zahl der vertonten Brentanoschen Lieder ist recht klein — nur „Der Spinnerin Lied" ist sehr oft, aber noch nicht in eben-

bürtiger Weise, komponiert worden; als namhafte Komponisten seiner Lieder traten Marschner, Reichardt, Herzogenberg, Riehl, Mendelssohn, Robert Schumann, Brahms hervor.

Gefühlsstärke und Musik, diese beiden innersten Merkmale von Brentanos Lyrik, ließen sich nicht erwerben. Der wahre Lyriker besitzt sie. Nur wer echte eigene Gefühle hat, kann den echten Stil des Lyrikers besitzen, echte eigene Lyrik singen. Auch als Jüngling schreibt Brentano nicht Gedichte, wie sie der Jüngling eben schreibt, sondern das Besondere, Eigene seiner Innenwelt äußert sich schon auf seine besondere, eigene Weise. Brentano weiß es selbst schon früh:

„Ein zartes Lied, es kann es keiner lehren,
Es schaffet sich im inneren Gemüt,
Wo Sehnsucht, Lieb' und himmlisches Verkehren
Beisammen sind."

Brentano ist sehr bald er selbst. Schon über seinem frühesten Gedichte (von 1795), das bekanntgeworden ist, liegt etwas von dem Glanz seiner späteren Dichtung, so wenig auch die Gefühlsweise dieser Verse als besonders charakteristisch angesprochen werden kann.

Den Jenenser Genossen der romantischen Schule, der sich erst von fast mechanischer Nachahmung Goethes und Schillers freimachen muß, lehrt weniger Schlegel als vielmehr Tieck eine feine Kunst für Auge und Ohr; es entstehen Gedichte, die (wie „Phantasie") mit sprachlichen Mitteln musikalische, auch optische Wirkungen erzeugen wollen, oft ohne Rücksicht auf sinnvollen Gehalt, ja auf Gestaltung etwelchen Gefühls, blaß, verschwimmend, echt Kunst für die Kunst. Der romantischen Modeliebe für romanische Formen zollt Brentano nur geringen Tribut. Goethe, dem er immer treu geblieben ist, wird ihm zum wahren Erlebnis erst eigentlich um die Wende von 1802/03; da erkennt er, wie das Große „still und fest ist, nicht im Winde schallt, sondern klingt, wenn man anschlägt". Von Tieck rückt er unter der wachsenden Vorliebe für Goethes Lied ab. Auch die rege Beschäftigung mit der mittelalterlichen Lyrik vermag seinen Kurs nicht zu bestimmen, viel mehr kann es das Volkslied; das wird ihm zu einer literarischen Tradition, unter der er sehr frühe stand, und die er selbst erst hat erneuen helfen.

Doch auch die eindringlichste literarische Anregung schafft keinen Lyriker: dazu machte Brentano erst das Leben und dessen höchste

Macht, die Liebe. Erste echte Töne vom Herzen für das Herz zwingt ihm der erste tiefe Schmerz ab, den er erlebt: der Tod seiner Schwester Sophie — deutlich Hölderlinsche und Novalissche Stimmung, und wie die „Hymnen an die Nacht" ein Vorklang von Wagners „Tristan". Sophie Mereau und Arnim lösen ihm die Zunge ganz; in Liebe und Freundschaft singt er nun sich selbst aus. Im August 1803 erklärt er Arnim: „Die Zeit, daß mich fremdes Urteil beschränkt, ist vorüber; ich weiß, was ich will, was ich kann, und bin zufrieden damit." Fortan bleibt er derselbe, ob im Liebeslied, in der Romanze, in den Gesängen an die Nacht, in den Tönen der Sehnsucht, in dem ergreifenden Lied von der Tragik sündhafter Liebe, im Vaterlandslied oder in den erschütternden Kampfespsalmen, die die religiöse Krisis seinem gequälten Herzen abringt. In diesem Glaubenskampf ist der Künstler Brentano zu Boden gerungen. Was er danach im Bewußtsein geruhiger Geborgenheit als frommer Katholik singt, steht im Flügelschatten der Angelus Silesius und Spee und ist bis auf ganz wenige Lieder belanglos; auch diese wenigen kommen für die große Gemeinde ebensowenig in Betracht wie die Aufschreie seiner Seele in der Umkehrzeit. In späten Herbsttagen seines Lebens entlockt ihm nochmals die Liebe letzte innige Töne, die nicht mehr blühen noch glühen wie einst, sondern matter aufleuchten wie die Herbstzeitlose, doch noch bestrahlt von dem Glanze herbstlichen Sonnenunterganges.

Romantischer Realismus oder realistische Romantik, wie man will, ist vielleicht das Wort, unter dem man Brentanos Lyrik in ihrem Wesen begreifen kann, wenn man ihre romantische Gefühlsweise und ihren musikalischen Gehalt, der ihren Stil bestimmt, mit den starken Lebenspulsen zusammenhält, die in ihr schlagen. In dem hohen Grade ihrer nicht zu bändigenden tiefen Leidenschaft ist sie ein einzigartiges dichterisches Lebensbekenntnis. Hierin steht Brentano abseits von dem innigen Eichendorff, auch von Mörike, der seine Glut nach deutscher Art sicher verhielt. Er tritt neben sie mit manchem gebändigten Ton und schwingt sich, wie sie, wohl auch zu Goethescher Höhe auf — dank dem zufällig Guten, das aus ihm erklungen ist.

Eingang.

Was reif in diesen Zeilen steht,
Was lächelnd winkt und sinnend fleht,
Das soll kein Kind betrüben;
Die Einfalt hat es ausgesät,
Die Schwermut hat hindurch geweht,
Die Sehnsucht hat's getrieben.
Und ist das Feld einst abgemäht,
Die Armut durch die Stoppeln geht,
Sucht Ähren, die geblieben;
Sucht Lieb', die für sie untergeht,
Sucht Lieb', die mit ihr aufersteht,
Sucht Lieb', die sie kann lieben.
Und hat sie einsam und verschmäht
Die Nacht durch, dankend in Gebet,
Die Körner ausgerieben,
Liest sie, als früh der Hahn gekräht,
Was Lieb' erhielt, was Leid verweht,
Ans Feldkreuz angeschrieben:
„O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit!"

I.

Liebe und Sehnsucht.

Lieder an Sophie Mereau[1].

Wie sich auch die Zeit will wenden.

Wie sich auch die Zeit will wenden, enden
Will sich nimmer doch die Ferne;
Freude mag der Mai mir spenden, senden
Möcht' dir alles gerne, weil ich Freude nur erlerne,
Wenn du mit gefaltnen Händen
Freudig hebst der Augen Sterne.

Alle Blumen mich nicht grüßen, süßen
Gruß nehm' ich von deinem Munde.
Was nicht blühet dir zu Füßen, büßen
Muß es bald zur Stunde; eher ich auch nicht gesunde,
Bis du mir mit frohen Küssen
Bringest meines Frühlings Kunde.

Wenn die Abendlüfte wehen, sehen
Mich die lieben Vöglein kleine
Traurig an der Linde stehen, spähen,
Wen ich wohl so ernstlich meine, daß ich helle Tränen weine,
Wollen auch nicht schlafen gehen,
Denn sonst wär' ich ganz alleine.

Vöglein, euch mag's nicht gelingen, klingen
Darf es nur von ihrem Sange,
Wie des Maies Wonneschlingen singen

[1] Vgl. „Brentanos Leben und Werke", S. 20*ff. dieses Bandes.

Alles ein in neuem Zwange; aber daß ich dein verlange
Und du mein, mußt du auch singen! —
Ach, das ist schon ewig lange!

Am Berge, hoch in Lüften!

Am Berge, hoch in Lüften,
Da baute er sein Haus;
Am Tore liegt Gewitter,
Nun kann er nicht hinaus.
Die Wolken, sie wollen nicht ziehen,
Der Pfad ist steil und schwer.
„O Lieber, Herzlieber in Lüften,
O wenn ich bei dir wär'!

„Wohl bei dir über Wolken,
Wohl bei dir über Wind,
Wo fromme Vöglein schweben
In Himmelsluft so lind.
Meine Flüglein, die sind mir gebrochen
Und heilen auch nicht eh',
Bis ich zu dem Herzliebsten
Durch Tür und Tor eingeh'." —

„Daß ich so stolz in Lüften
Mein Haus gebauet hab',
Das muß mich gar betrüben,
Ich kann nicht mehr hinab;
Die Riegel sind alle verrostet,
Die Tore, sie gehen so schwer,
O Liebchen, Herzliebchen im Tale,
O wenn ich bei dir wär'!

„Wohl bei dir in dem Garten,
Wohl bei dir in dem Wald,
Wo dichte Bäume stehen
Und Vogelsang erschallt.
Kann keinen Kranz mehr flechten
Und singen auch nicht eh',

Bis ich zu dir, Herzliebste,
Durch Flur und Wald eingeh'."

Sie dringt wohl durch die Wolken,
Geht ein durch Tür und Tor,
Die Flüglein schnell ihr heilen
Und heben sie empor;
Wohl über die Wolken und höher,
Zu Gott wohl in die Höh'
Trägt sie das treue Herze:
„Ade, Herzlieber, ade!" —

Er dringt wohl durch die Wolke,
Geht ein durch Flur und Wald,
Ein Kranz wird ihm geflochten,
Ein Lied ihm auch erschallt.
Wohl unter dem Baum und wohl tiefer,
Wohl unter grünem Klee
Ruht nun sein stolzes Herze:
„Ade, Herzliebste, ade!"

O kühler Wald.

O kühler Wald,
Wo rauschest du,
In dem mein Liebchen geht;
O Widerhall,
Wo lauschest du,
Der gern mein Lied versteht?

O Widerhall,
O sängst du ihr
Die süßen Träume vor,
Die Lieder all',
O bring' sie ihr,
Die ich so früh verlor! —

Im Herzen tief,
Da rauscht der Wald,

In dem mein Liebchen geht;
In Schmerzen schlief
Der Widerhall,
Die Lieder sind verweht.

Im Walde bin
Ich so allein,
O Liebchen, wandre hier;
Verschallet auch
Manch Lied so rein,
Ich singe andre dir!

Am Sophientag.

(27. Mai 1803.)

Süßer Mai, du Quell des Lebens,
Bist so süßer Blumen voll;
Liebe sucht auch nicht vergebens,
Wem sie Kränze widmen soll.

Süßer Mai, mit Blumen-Glocken
Läutest du das Fest mir ein;
Ich bekränze ihre Locken,
Will ein frommer Gast auch sein.

Süßer Mai, zum Liebesmahle
Trägst du Blumen-Kelche ein,
Blüten-Säulen stehn im Saale,
Drüber wölbt sich Sonnenschein.

Süßer Mai, in deinen Kelchen
Küssen fromme Bienen sich;
Aber unter allen — welchen
Hast du eingefüllt für mich!

Süßer Mai! Du bringest nieder
Blume, Blüte, Sonnenschein,
Daß ich wisse, wem die Lieder,
Wem das Herz, das Leben weihn.

An Sophie Mereau.

Von den Mauern Widerklang —
Ach! — im Herzen frägt es bang:
Ist es ihre Stimme?
Und vergebens sucht mein Blick —
Kehret mir ein Ton zurück? —
Ist's nur meine Stimme? —

Auf der Mauern höhern Rand
Sind die Blicke hingebannt,
Doch ich seh' nur Sterne;
Und in hoher Himmelssee
Ich die Sterne küssen seh' —
Wären's unsre Sterne!

Nacht ist voller Lug und Trug,
Nimmer sehen wir genug
In den schwarzen Augen;
Heiß ist Liebe, Nacht ist kühl,
Ach, ich seh' ihr viel zu viel
In die schwarzen Augen!

Sonne wollt' nicht untergehn,
Blieb am Berg neugierig stehn;
Kam die Nacht gegangen;
Stille Nacht, in deinem Schoß
Liegt der Menschen höchstes Los
Mütterlich umfangen.

An Sophie Mereau.

Willst du mir Trost verleihen,
Laß mich aus deinen Augen
Der Liebe Schwärmereien,
Minutenwahrheit saugen.

Laß um des Lichtes Quelle
Die trunkne Fliege schwirren,

Laß, wird es ihr zu helle,
Sie in die Flamme irren.

Du sahst im Nektarkelche
Die heitre Psyche sterben;
Wenn ich noch länger schwelge,
Läßt du mich auch verderben?

Aus deines Herzens Raume
Möcht' ich nur einmal trinken
Und dann zum kühnsten Traume
Im Götterrausche sinken.

Du bist die Zaubervase,
Die meinen Geist umhüllet,
Und im Champagnerglase
Ist schon mein Los erfüllet!

O Mutter, halte dein Kindlein warm[1].

O Mutter, halte dein Kindlein warm,
Die Welt ist kalt und helle,
Und leg' es sanft in deinen Arm,
An deines Herzens Schwelle.

Leg' still es, wo dein Busen bebt,
Und treu herabgebücket
Harr' liebend, bis es die Äuglein hebt,
Zum Himmel selig blicket.

Du strahlender Augenhimmel du,
Du taust aus Mutteraugen —
Ach Herzenspochen, ach Lust, ach Ruh'!
An deinen Brüsten saugen!

Ich schau' zu dir so Tag als Nacht,
Muß ewig nach dir schauen,

[1] Mit den Liebesbitten eines Kindes an die Mutter bringt Brentano die Innigkeit seines Liebesflehens gegenüber Sophie Mereau zum Ausdruck.

Du mußt mir, die mich zur Welt gebracht,
Auch eine Wiege bauen.

Um meine Wiege laß Seide nicht,
Laß deinen Arm sich schlingen,
Und nur deiner milden Augen Licht
Laß zu mir nieder dringen.

Und in deines keuschen Schoßes Hut
Sollst du dein Kindlein schaukeln,
Daß deine Worte so mild und gut
Wie Träume um es gaukeln.

Da träumt mir, wie ich so ganz allein
Gewohnt dir unterm Herzen,
Wie all' die Leiden, die Freuden dein
Mich freuten und mich schmerzten.

Und war deine Sehnsucht ja allzu groß
Und wußtest nicht, wem klagen,
Da weint' ich still in deinen Schoß
Und konnte dir's nicht sagen.

Oft rief ich: „Komm, o Mutter, komm,
Kühl' dich in Liebeswogen" —
Da fühltest du dich so still und fromm
Zu mir hinabgezogen.

Mit Unschuldsarmen hielt fest und warm
Ich dich in dir umschlungen
Und hab' dir kindisch Sorg' und Harm
In Liedern weggesungen.

Was heilig in dir zu aller Stund',
Das bin ich all gewesen;
O küss' mich, süßer Mund, gesund,
Weil du an mir genesen.

O Mutter, halte dein Kindlein warm,
Die Welt ist kalt und helle,
Und leg' es sanft, bist du zu arm,
Hin an des Todes Schwelle.

Leg' es in Linnen, die du gewebt,
Zu Blumen, die du gepflücket,
Stirb mit, daß, wenn es die Äuglein hebt,
Im Himmel es dich erblicket.

So lallt zu dir mein frommes Herz,
Und nimmer lernt es sprechen,
Blickt ewig zu dir, blickt himmelwärts
Und will in Freuden brechen.

Bricht's nicht in Freud', bricht's doch in Leid,
Bricht es uns allen beiden;
Denn Wiedersehn geht fern und weit,
Und nahe geht das Scheiden.

Scheidelied.

Wohl über die Heide geht ein Weg,
Wo sich die Liebchen scheiden;
Ein Hüttchen steht am Scheideweg,
Gebaut von Trauerweiden.

Und an der Hütte ein Bächlein rinnt,
„Lieb Äuglein" heißt die Quelle;
Da steht ein Blümchen treu und sinnt
Und kann nicht von der Stelle.

Und wer das Blümchen liebend bricht,
Dem muß das Herz auch brechen;
Das Blümchen spricht: „Vergiß mein nicht!"
Ich muß es nach ihm sprechen.

Vergiß mein nicht! du treues Herz,
Bleib treu mir in der Ferne,
Ohn' dich ist alle Freude Schmerz,
Ohn' dich sind dunkel die Sterne.

Der Himmel ist so trüb und still,
Die Sonne kann nicht scheinen;
Ach, wenn ich von dir singen will,
So kann ich nicht vor Weinen!

O lieber Gott! sprich ihr ins Herz,
Sprecht ihr von mir, ihr Sterne;
Dann blickt mein Liebchen himmelwärts
Und ist mir nicht mehr ferne.

Lieder an Luise Hensel[1].

Wiegenlied eines jammernden Herzens.

Januar 1817.

O schweig nur, Herz! Die drohende Sibylle,
Die dir durch deinen Frieden „Wehe!" kreischt,
Den grimmen Geier, der dich so zerfleischt,
Bannt dir ein mildes Kind und deckt ganz stille
Die schrei'nde Wunde dir mit Taubenflügeln,
Weckt dir den Morgenstern auf stummen Hügeln.

O schweig nur, Herz! Horch! Klang von Engelschwingen!
Was zuckst du so? Du mußt fein leise tun;
Wo man dir singet „Wie so sanft sie ruhn,
Die Seligen", dahin wird man dich bringen;
Sei still! Was schreist du? Einsam ist kein Leben,
Kein Grab; schlaf' süß; die Liebste träumt daneben!

O schweig nur, Herz! Du hast ja nichts besessen,
Du läßt ja nichts zurück, wem trauerst du?
Auch deines Himmels Augen fallen zu,
Doch seiner Liebe Licht strahlt ungemessen;
Brichst du, bricht jenes Herz? Wer bleibt, wird sagen:
O schönre Lust, halb hier, halb dort zu schlagen!

O schweig nur, Herz! Du magst wohl selig schweigen;
Was schreist du nur! Dir fiel ein süßes Los,
Dich wiegt die Unschuld ohne Graun im Schoß,
Aus tiefen Augen blickt dein Himmelszeichen;
Sei ihr nicht schwer, sei selig, träume, schwebe,
Wein' um die Traube nicht, wein' mit der Rebe!

---

[1] Vgl. „Brentanos Leben und Werke", S. 76* dieses Bandes, Z. 8 ff.

O schweig nur, Herz! Sonst nennt dich einen Raben
Die Liebste, die nur Tauben Futter gibt;
O diene still und treu, bis sie dich liebt,
Werd' eine Taube, die nur will sie haben;
O selig, ihr als Taube zu gehören,
Solang sie sich der Raben wird erwehren!

O schweig nur, Herz! und lerne sel'ger schauen
Als andre, in die Huld, die sie umgibt;
Daß sie dir mehr als allen andern gibt,
Das zwinge sie, dir stumm einst zu vertrauen;
Schweig, dulde, glaube, hoffe, liebe, baue
Dein Elend fromm, daß sie dir ganz vertraue!

Schweig, Herz! kein Schrei!

Schweig, Herz! kein Schrei!
Denn alles geht vorbei!
Doch daß ich auferstand
Und wie ein Irrstern ewig sie umrunde,
Ein Geist, den sie gebannt,
Das hat Bestand!

Ja, alles geht vorbei!
Nur dieses Wunderband,
Aus meines Wesens tiefstem Grunde
Zu ihrem Geist gespannt,
Das hat Bestand!

Ja, alles geht vorbei!
Doch ihrer Güte Pfand,
Jed' Wort aus ihrem lieben frommen Munde,
Folgt mir ins andre Land
Und hat Bestand!

Ja, alles geht vorbei!
Doch sie, die mich erkannt,
Den Harrenden, wildfremd an Ort und Stunde,

Ging nicht vorbei, sie stand,
Reicht mir die Hand!

Ja, alles geht vorbei!
Nur eines ist kein Tand,
Die Pflicht, die mir aus seines Herzens Grunde
Das liebe Kind gesandt,
Die hat Bestand!

Ja, alles geht vorbei!
Doch diese liebe Hand,
Die ich in tiefer, freudenheller Stunde
An meinem Herzen fand,
Die hat Bestand!

Ja, alles geht vorbei!
Nur dieser heiße Brand
In meiner Brust, die bittre süße Wunde,
Die linde Hand verband,
Die hat Bestand!

Als sie ausgefahren war.

Ich bin allein;
Viel Sonnenschein
Liegt um das Haus,
Doch wie ein welker Blumenstrauß
Muß ich hier einsam sein,
Bis Blatt vor Blatt
Ganz lebenssatt
Zum andern Ziel
Der leichtgesinnten Lüfte Spiel
Entführet hat.
So sterb' ich hier;
Als Todeszier
Streu' ich den Zug
Von deinem Namen in den Flug
Der Lüfte mir.

O, gutes Kind!
Es weht der Wind,
Und was mich quält,
Wird deinen Blumen auch erzählt,
Die blühend sind!
Die senken drum
Ganz still und stumm
Das reine Haupt
Und sprechen: „Selig, wer da glaubt;
Der kömmt nicht um."
Und so auch heut;
Da du erfreut
Im Grünen gehst,
Hab' ich, was du in Liebe säst,
Ins Kreuz gestreut.
So zwing' ich dich,
So schwing' ich mich
Zu deiner Huld;
Im Zeichen ewiger Geduld
Vollbringe ich.
Wenn andere Glut
Es anders tut,
Beneid' ich sie
Um ihre blinden Wege nie —
Dir bleib' ich gut!

Ich muß das Elend tragen!

Ich muß das Elend tragen;
Du mußt es sehn,
Wie mich die Geißeln schlagen;
Es ist durch dich geschehn.

Ich bin zerfleischt von Ruten
Um deinetwill;
Es muß mein Herz verbluten;
Schau zu, bald wird es still.

Du pflegst mir oft die Wunden
Mit milder Hand
Und reißt, eh' sie gesunden,
Mir wieder den Verband.

Das mindert mir die Sinne —
Ich denk' nicht mehr,
Als daß sie Schmerzen spinne
Und ich der Faden wär',

Daß sie das Tuch einst webet
Aus meinem Schmerz,
Und ach! das Schifflein schwebet
Mir schneidend durch das Herz.

Ich werd' hinaus geführet,
Steh' an dem Pfad;
So dich mein Elend rühret,
Ach, gib für Recht mir Gnad'!

Es wird ein Tag einst kommen,
— Schon naht er dir —
Da wird von dir vernommen,
Was du gehabt an mir.

Da wirst du niederweinen
In deinen Schoß,
Da werd' ich dir erscheinen
Mit meinem armen Los.

Da wirst du stille sprechen:
„Herr, ihn erlös'!
Sein Herz konnt' liebend brechen;
Ach nein, er war nicht bös!

„Ach! wie er mich geliebet,
Verstand ich nicht,
Noch wie er mir geübet
So bitterschwere Pflicht!"

Ich weiß wohl, was dich bannt in mir!

Ich weiß wohl, was dich bannt in mir:
Die Lebensglut in meiner Brust,
Die süße, zauberhafte Zier
Der bangen, tiefgeheimen Lust,
Die aus mir strahlet, ruft zu dir.
Schließ mich in einen Felsen ein,
Ruft doch dein Herz durch Mark und Bein:
„Komm, lebe, liebe, stirb an mir!"
Leg' diesen Fels dir auf die Brust,
Du mußt, du mußt!

Einsam will ich untergehn!

25. August 1817.

Einsam will ich untergehn,
Keiner soll mein Leiden wissen;
Wird der Stern, den ich gesehn,
Von dem Himmel mir gerissen,
Will ich einsam untergehn,
Wie ein Pilger in der Wüste!

Einsam will ich untergehn,
Wie ein Pilger in der Wüste!
Wenn der Stern, den ich gesehn,
Mich zum letzten Male grüßte,
Will ich einsam untergehn,
Wie ein Bettler auf der Heide!

Einsam will ich untergehn,
Wie ein Bettler auf der Heide!
Gibt der Stern, den ich gesehn,
Mir nicht weiter das Geleite,
Will ich einsam untergehn,
Wie der Tag im Abendgrauen!

Einsam will ich untergehn,
Wie der Tag im Abendgrauen!

Will der Stern, den ich gesehn,
Nicht mehr auf mich niederschauen,
Will ich einsam untergehn,
Wie ein Sklave an der Kette!

Einsam will ich untergehn,
Wie ein Sklave an der Kette!
Scheint der Stern, den ich gesehn,
Nicht mehr auf mein Dornenbette,
Will ich einsam untergehn,
Wie ein Schwanenlied im Tode!

Einsam will ich untergehn,
Wie ein Schwanenlied im Tode!
Ist der Stern, den ich gesehn,
Mir nicht mehr ein Friedensbote,
Will ich einsam untergehn,
Wie ein Schiff in wüsten Meeren!

Einsam will ich untergehn,
Wie ein Schiff in wüsten Meeren!
Wird der Stern, den ich gesehn,
Jemals weg von mir sich kehren,
Will ich einsam untergehn,
Wie der Trost in stummen Schmerzen!

Einsam will ich untergehn,
Wie der Trost in stummen Schmerzen!
Soll den Stern, den ich gesehn,
Jemals meine Schuld verscherzen,
Will ich einsam untergehn,
Wie mein Herz in deinem Herzen!

Es scheint ein Stern vom Himmel.

Es scheint ein Stern vom Himmel,
Der scheint mir tief ins Herz;
Er könnte wohl was Bessers tun,
Ich stürbe dann vor Schmerz.

Es spritzt ein Quell vom Felsen
Zwei Tröpfchen zu mir her;
Er könnte wohl was Bessers tun,
Daß ich verschmachtet wär'.

Es singt ein Himmelsvöglein
An meiner Kerkerwand;
Es könnte wohl was Bessers tun —
Ich käm' um den Verstand.

Es blüht mir eine Blume
Auf meinem wüsten Pfad;
Sie könnte wohl was Bessers tun,
Daß Hilf' mir fehlt und Rat.

Vor mir streift hin ein weißer Hirsch
Mit goldenem Geweih;
Er könnte wohl was Bessers tun,
Daß ich verirret sei.

Es scheint ein bißchen Sonnenschein
Mir in die Nacht herein;
Er könnte wohl was Bessers tun —
Ich stürb' in dunkler Pein.

Es fällt mir eine Blüte
Des Segens ohne Frucht;
Sie könnte wohl was Bessers tun —
Ich glaubt' mich dann verflucht.

Es sieht mit Himmelsgüte
Ein reines Aug' mich an;
Es könnte wohl was Bessers tun —
Dann wär's um mich getan.

Es mahnet an dem Abgrund mich
Ein frommer Liedermund;
Er könnte wohl was Bessers tun —
Dann stürzt' ich in den Schlund.

Es tut ein frommes Mägdelein
Wohl Engeldienst an mir;

Sie könnte wohl was Bessers tun,
Daß ich mein Heil verlier'.

Heut schienen Stern' und Lichter
Mir, was ich liebe, an;
Sie könnten wohl was Bessers tun
Und haben's doch getan.

Mir hüpft das Herz in Freuden,
Ein Engel steht mir bei;
Es könnte wohl was Bessers tun —
Bräch' es mir gleich entzwei!

Ich muß die Güte lieben,
Die mein sich hat erbarmt;
Sie könnte wohl was Bessers tun —
Ich wär' dann ganz verarmt.

O liebe, liebe Seele du,
Mein Heil, mein Trost, mein Mut!
Ich kann ja gar nichts Bessers tun,
Denn alles ist ja gut.

Der Schiffer und die Sirene.

Der Schiffer.

Zur Stunde, die in Sehnsucht zagt,
Dem Schiffer tief das Herz beweget,
Der Freunden heut Lebwohl gesagt,
Und Liebe in dem Pilger reget,
Hört er, wie ferne Abendglockenklänge scheinen
Den Tag, den sterbenden, wehklagend zu beweinen.

Da ward mein Herz so schwer, so schwer,
Ich schiffte einsam auf den Wogen,
Da hat dein Lied vom Felsen her
Mich in die Brandung hingezogen.
Sirenenkind, ich mußt' an deinen Klippen stranden,
Mich lockten Flammen, die auf deinen Lippen brannten!

Ich drang zu dir, ich rang zu dir,
Du Unerkannte, Tiefverwandte,
Du wichst vor mir, du schlichst zu mir
Und legtest mich gebannt in deine Bande;
Da sank dein schlummernd Haupt an meines Herzens Wunde
Und flüsterte dein heimlich Lied aus blüh'ndem Munde!

Sirene.

Ach, hätt' ich doch kein Schiff erblickt,
Ach, wär' ich länger einsam blieben!
Die Sehnsucht hat mir's hergeschickt,
Mein Sehnen hat mir's zugetrieben.
Die arme Liebe ruht mir selig in den Armen,
Armselige, du träumst, dich wieget mein Erbarmen!

Wen ich könnt' lieben, hab' ich nicht;
Der heiß mich liebt, ist nur mein eigen,
Und meiner Liebe heimlich Licht
Kann seiner Glut nur Mitleid zeigen.
Den Sternen send' ich meiner eignen Sehnsucht Qualen,
Die Lichtesküsse mir zu meinen Lilien strahlen!

Ein Fruchtbaum, ganz von Früchten schwer,
Senkt seinen Himmel zu der Erden;
Kömmt stark ein Sturm von Osten her,
Kann er nicht froh erschüttert werden;
Er schüttelt ab die Früchte und die schwachen Blüten
Und meine Träume, die mir nachts so heilig glühten!

Der heiße Tag kühlt sich am Mond,
Doch Meer und Blut hat Flut und Ebbe;
Kein Friede je der Liebe lohnt,
Trägt andrer Sehnsucht sie die Schleppe.
Weh! Träum' ich Liebe, muß den süßen Traum ich hassen;
Denn ungeliebte Liebe kann mich nicht mehr lassen!

Der Schiffer.

So sang das Kind, ich hörte zu
Und fleh': „Laß dich durch mich nicht stören!

Mich singt dein Lied zur ew'gen Ruh',
Dir will ich ew'gen Frieden schwören;
Im letzten Augenblick sprichst du in Tränenbächen:
Er liebte mich allein, bis Herz und Augen brechen!"

Süßer Trost in heißen Stunden.

Süßer Trost in heißen Stunden,
Da die Liebste, die mir lebt,
Zitternd vor mir stand in Wunden
Und doch nicht vor mir erbebt.

Da sie mir mit heißem Flehen,
Der demütig sie umfing,
Wahr ins bange Aug' gesehen,
Daß mir's durch die Seele ging.

Und ich fleht': „Ach, mir alleine
Rechne diese Glut nicht an,
Deine Flamme war die meine,
Beide faßte uns der Wahn!"

Süßes Kind, in deinen Wunden
Bist du so unendlich schön;
All mein Schmerz muß da gesunden
Wie in sel'gem Wiedersehn!

Alles, was da je geschieden,
Ewig innig sich erkennt,
Und ein wonnetrunkner Frieden
Mir im Herzen jauchzt und brennt.

Schließest Lippen du und Augen,
Wird ein Feuerblick dein Leib,
Wird dein Mund ein Feuerhauchen,
Wirst du schöner als ein Weib

Hungern kann ich, harren, missen;
Doch dich hingegeben sehn

Und bedecken nicht mit Küssen,
Müßt' ich kalt im Feuer stehn.

Du bist wahr, wie nie im Leben
Wahrheit mir entgegentrat,
Und so wirst du mir vergeben,
Was dir selbst entgegentrat.

Soll ich arm mein Elend bauen,
Dann hab' Mitleid und gib mehr,
Gib mir kindliches Vertrauen;
Dann wird alles leicht, was schwer.

Aus der Ferne schon gib Winke,
Mahnt das Herz in deiner Brust;
Daß ich trinkend nicht ertrinke,
Gib mir Innigkeit statt Lust!

Kind, wie auch der Blitz der Wonne
Mich an deiner Brust durchzückt,
Schrei' ich doch nach einer Sonne,
Die dein Blick mir hart entrückt.

Und ich fleh' zum blüh'nden Munde:
Sprich doch: „Armer, schone mein!
Soll sie heilen deine Wunde,
Halte meine Hand auch rein!

„Gütig will ich zu dir blicken,
Will dich tragen in Geduld,
Will dir freundlich kindlich nicken,
Kühlen dich mit meiner Huld!

„Ach, viel mehr noch will ich geben,
Armes, mir verfallnes Herz!
Täglich soll dich rein durchbeben
Meine Freude und mein Schmerz!

„Willst du still in meinem Garten
Blumen dir und Heilkraut baun,
Mußt du auch der Beete warten,
Brechen nie den schwachen Zaun!

„Willst du Rosenpfade bahnen,
So verblute nicht im Dorn;
Um die lockenden Zyanen
Tritt mit Füßen nicht dein Korn!

„Sei fein still; in mir gefangen
Stirbst du nicht den Hungertod.
Ich bin mild, du sollst empfangen
Süße Blumen, reines Brot!

„Hüte mir, ich will dir hüten
Dieses feuertrunkne Blut;
Bittre Frucht nach süßen Blüten
Wächst auf ungerechtem Gut!

„Glaube fest doch an mein Wissen;
Auch ich glaube, daß du weißt,
Daß dich meine Reu' zerrissen,
Deine Reue mich zerreißt!

„Wie soll ich dein Herz je nehmen,
Das du mir so flehend bringst,
Da die Hände mit Beschämen
Du mir vor die Augen zwingst?

„Willst du je mein Herz umfassen
Mit der Liebe Blütenreis,
Willst du nie es fallen lassen,
Mach' es nicht so glühend heiß!

„Armer Freund, ach, meine Gluten
Sind nicht deines Herzens Glut;
Diese süß entflammten Fluten
Sind mein leicht entzündlich Blut!

„Hüt' mein Feuer, hüt' die Flammen;
Denn dies freie Element
Schmilzt dir nimmermehr zusammen,
Was zur Asche es verbrennt!

„Wärme dich in meiner Sonne,
Kühle dich in meinem Mond,

Trink du meiner Sterne Wonne,
Der auf meiner Erde wohnt!

„Alle Blumen, süß und reine,
Die ich treibe auf zum Licht,
Tränk' mit Tränen, bis auf eine,
Da dein Herz in Liebe bricht!"

Also fleht' ich, mögst du sprechen.
Wahrheit! du hast mir genickt,
Und der will dein Wort nicht brechen,
Wahrheit, den du angeblickt!

Der Efeu.

O, wie ist der Efeu treu!
Kann er sich nicht selbst erheben,
Kann er gleich den Wein nicht geben,
Kann er doch so liebend ranken
An den Armen, an den Kranken,
Auf zum wahren Weinstock streben!

O, wie ist der Efeu gut!
Wo er nur ein bißchen ruht,
Gleich die Würzelchen fest klammern,
Daß die Trennung ihn muß jammern!

O, wie ist der Efeu treu!
Wenn die Grabesurne bricht,
Läßt sie doch der Efeu nicht,
Bindet um die Asche fest die Scherben;
Denn getrennet muß er sterben!

O, wie ist der Efeu zäh!
Von der Wurzel losgeschnitten,
Werden Wurzeln seine Zweige,
Daß er nie von jenem weiche,
Was er einmal hat umarmt!

O, wie ist der Efeu sinnend
Und das, was er sinnet, minnend!

Wer mich trennt von meiner Liebe —
Um das Kreuz schlingt er die Triebe.

In der Wüste lag ein Stein
So allein, allein, allein.
Kam der Efeu zäh und kraus,
Baute drum ein grünes Haus.
Immer grün ist er geblieben —
Sollte ihn der Stein nicht lieben[1]?

An den Engel in der Wüste.

Ich bin durch die Wüste gezogen,
Des Sandes glühende Wogen
Verbrannten mir den Fuß;
Es haben die Wolken gelogen,
Es kam kein Regenguß.

Die Sonne trank wie im Zorne
Das Wasser aus jeglichem Borne,
An dem die Reise geruht;
Ich dürste, es leckten die Dorne
Meiner brennenden Wunden Blut.

Ich nahm den erschlagnen Kamelen
Das Wasser, das Blut aus den Kehlen,
Zu retten mein Weib und Kind;
Die Schätze an Gold und Juwelen
Begrub im Sande der Wind.

Dann wühlt' ich mit glühendem Schwerte
Den Kindern[2] manch Grab in die Erde,
Erwühlte doch keinen Quell:
Ob Gott sie wohl finden werde?
Die Hyäne heulte so grell.

[1] Brentano ist der einsame Stein in der Wüste (eines verwirrten Lebens), Luises Liebe der ihn umrankende Efeu. — [2] Erinnerung an den schmerzvollen Verlust dreier Kinder, die Sophie Mereau dem Dichter geschenkt, und bei deren letztem die Mutter selbst das Leben ließ.

Ein Kind unterm Mutterherzen[1]
Brach mit ihm, in schreienden Schmerzen
Gebar sie es sterbend dem Tod;
Es goß gleich glühenden Erzen
Die Sonne mir Licht in die Not.

Gern hätte ich Tränen getrunken —
Die Augen weinten nur Funken;
Ich wühlt' noch ein Grab in den Sand
Und bin in Verzweiflung gesunken,
Ach, weil ich kein Wasser fand.

Da ward ich zur wandelnden Leiche,
Auf daß ich den Brunnen erreiche,
Den letzten auf glühender Bahn;
Und wie ich so lechzend hinschleiche,
Da brüllen die Tiger mich an.

Es brannte die glühende Schwelle
Des Tages[2], da kam ich zur Stelle,
Der Brunnen war trocken und tot;
Es glühte zur Mitternacht helle
Der Mond wie Kupfer so rot.

Der Tod flog auf aus der Wüste
Und schauderte, da ich ihn grüßte,
Und floh; da rief ich ihm zu,
Daß einer hier sterben müßte.
Er schrie mir: „Erst lebe du!

„Denn sterben heißt Ruhe erwerben,
Drum kannst du nicht leben, nicht sterben,
Der Durst ist unendlich in dir.
Dein Erbteil, das will ich nicht erben!"
So schrie er und eilte von mir.

Und heulend flog der Geselle
Wüsteinwärts mit Pfeilesschnelle,
Der Sand schlug rasselnd um ihn;

[1] Vgl. S. 34, Anm. 2. — [2] Das Abendrot.

Da traf mich die glühende Welle,
Ach, daß ich erblindet bin.

O Nacht ohn' Anfang und Ende,
Kein Stern, wohin ich mich wende,
Kein Bogen, kein Pfeil, kein Ziel!
Da rang ich betend die Hände,
Bis die Decke[1] mir niederfiel.

Da fühlt' ich das Ziel mir gekommen,
Die glühende Leiter erklommen,
Und schrie zu dem bitteren Stern[2]:
„Der Herr hat gegeben, genommen,
Gelobt sei der Wille des Herrn!"

Da hört' ich ein Flügelpaar klingen,
Da hört' ich ein Schwanenlied singen,
Da fühlt' ich ein kühlendes Wehn,
Da sah ich mit tauschweren Schwingen
Den Engel der Wüste gehn.

Und als ich ihn fragend begrüßte:
„Sag' an, du Engel der Wüste,
Wo find' ich den Wasserquell?"
Da sprach er: „Wer treulich büßte,
Der steht an der Brunnenschwell'." —

„Sag' an, du Engel der Wüste,
Wo find' ich den Quell, da ich büßte,
Wo find' ich Jerusalem?"
Da sprach er: „Wer das nicht wüßte,
Käm' nie von Bethlehem.

„So folge nun streng meinem Gleise,
Du wandeltest blind nur im Kreise —
Nach Jerusalem wolltest du?
Reich' mir die Hand auf der Reise,
Du zogst nach Babylon zu.

[1] Die Blindheit. — [2] Unstern, der über seinem Leben gewaltet.

„Der Herr trieb tausend Meilen
Mich her, um dich zu heilen,
Zu brechen mein Brot mit dir,
Den Becher auch mit dir zu teilen:
Wohlauf, wir bleiben nicht hier!"

Da kniete ich still vor ihm nieder,
Da legt' er sein tauig Gefieder
Mir kühl um das glühende Haupt
Und sang mir die Pilgerlieder:
Da hab' ich geliebt und geglaubt.

Da sah ich den Himmel wohl offen,
Ach Gott! kühl niedergetroffen
Kam Gnade, kam Segensflut;
Da konnte ich endlich auch hoffen
Auf meines Erlösers Blut.

Da sang ich: „Reich' treulich die Hände!
Nun nimmer, nimmermehr wende,
O Engel der Wüste, von mir
Die Augen vor meinem Ende,
Dein Kreuz ist mein Kreuz auch mir. —

„Ein Tempel sei, wo wir knieen,
Ein Glück sei, für das wir glühen,
Ein Streit, ein Siegespanier,
Ein Ort sei, wohin wir ziehen,
Ein Himmel sei dir und mir!"

So haben wir da wohl gesungen
Und Hand in Hand da geschlungen
Und, Flügel in Flügelpaar,
Uns über die Wüste geschwungen,
Die ein Garten voll Segen war.

Dies war wohl ein innerlich Sehen,
Ein innerlich Auferstehen,
In mir selber erwachte der Geist;
Die Wüste, das waren die Wehen,
In denen mein Leben gekreißt.

All, was ich verloren, begraben,
All, was ich, allein um zu haben,
In der heißen Wüste gesucht,
Das soll mich im Geiste nun laben
In unverbotener Frucht.

O Schimmer, o Lichter, o Farben,
O alle ihr goldenen Garben
In Duft, in Sonne, in Tau!
Ich schwelge, ich kann nicht mehr darben,
Gott grüß' dich, mein geistlicher Pfau!

Ach, alles, was je ich gewesen,
Kann dir in der Seele ich lesen,
Kann vor dir in Tränen vergehn,
Kann vor dir in Reue genesen,
Kann mit dir dann auferstehn.

Und will dieser Abend verglimmen,
Laß höher und höher uns klimmen:
Auf Golgatha sinkt keine Nacht,
Es singen da ewige Stimmen
Am Kreuze: „Nun hab' ich vollbracht!"

Dank.

Wenn ich über die Flur hinschaue,
Wo mein liebstes Leben blüht,
Werden, trunken in dem Taue,
Meine Augen niemals müd.

Wenn mir auch kein Gräschen winket,
Auch kein einzig Blümchen nickt,
Doch mein Herz den Frieden trinket,
Der aus allen schweigend blickt.

Diese wundersüße Stille
Wieget mir die Stürme ein,
Und es schweiget selbst mein Wille,
Denn ich kann nicht besser sein.

Und es steiget mir der Frieden
Um das Herz, aus deinem Blut;
Will dir's gleich oft brennend sieden,
Kühlt mir's doch die innre Glut.

Ach, ich möcht' dann vor dir knieen,
Gleich vor Gott und aller Welt
Danken, daß du mir verziehen,
Mich der Liebe heimgestellt.

Und die Seele geht mir unter,
Staunend vor der Gottesmacht,
Daß ein solches Himmelswunder
In dem armen Leibe wacht.

Kind, du hast mich erst gelehret,
Wie ein Leib so heilig ist,
Daß ihn selbst für uns begehret
Unser lieber heil'ger Christ[1].

Lieder an Emilie Linder[2].

Text zum Oratorium von Ett[3].

Sie haben allerlei gesungen,
Und alles war ein einzig Lied,
Vom Zauberknoten süß verschlungen
Aus Huld und Reiz, von Glied zu Glied.

Von allem hab' ich nichts gehöret
Als deines Kinderherzens Schlag,
An dem, von Tönen ungestöret,
Süß träumend meine Seele lag.

---

[1] Der Leib einer Frau ist so heilig, daß sogar Christus begehrt hat, durch ihn (d. h. den der Maria) zu unserem Heil auf die Erde zu kommen. — [2] Vgl. zu dem folgenden Zyklus „Brentanos Leben und Werke", S. 80* dieses Bandes, Z. 5 ff. — [3] Kaspar Ett (1788—1847), Hoforganist an der Michaeliskirche in München, Komponist einer Reihe von kirchlichen Musikwerken, unterrichtete Emilie Linder in der Musik und nahm an den in ihrem Hause veranstalteten musikalischen Kränzchen teil.

Ich hörte nur von Myrten säuselnd,
Von Lilien, die mir zugenickt,
Von Wölkchen, um den Mond hinkräuselnd,
Von Sternen, die mich angeblickt.

Ich hörte nur: „Süß ist die Linde,
Schlank ist das Reh, blank ist der Fisch,
Das Seelchen gaukelt in dem Kinde,
Ein Nymphchen in dem Waldquell frisch."

Was süß sich in den Tönen wieget,
Was sehnet, seufzet, ringt und schwingt,
Ist all die Liebe, die sich schmieget,
Wenn sie der Augenblick umschlingt.

Es weben all' die Wundertöne
Nur einen einzigen Akkord:
Süß ist süß Lieb', sie ist das schöne,
Das linde, liebe, wahre Wort.

In ihr wird jeder Mangel Zierde
Und jede Armut Überfluß,
Ein Kinderseelchen der Begierde
Schwebt leis in ihres Odems Kuß.

Wie lieblich war es heut zu schauen,
Das reine, feine Wunderbild!
So schwebt die Elfe durch die Auen
Und trägt ein Rosenblatt als Schild.

Wer hat so süß sie ausgerüstet
Wie Ambra, Perl' und Elfenbein,
Wer hat ihr Herz so fein gebrüstet,
Ein Wiegenbett der Engelein?

Wer schwang so rein das schlanke Hüftchen,
Wer zog die Anmut bis zum Fuß,
Wer trägt sie, wie auf Frühlingslüftchen
Die Sehnsucht trägt der Liebe Gruß?

Wer wieget ihr das kluge Köpfchen
Gleich Blumen an der Quelle Saum,

Wer flocht ihr in die schwarzen Zöpfchen
Den leichten, milden Kindertraum?

Wer hat dies holde Kind geschmücket?
Wer hat zu ihm sich hingebücket?
Wer hat es an sein Herz gedrücket?
Der süße Gott, der mich entzückt!

Blumen, still blühende!

Blumen, still blühende,
Rosen, heiß glühende,
Lilien, rein kühlende,
Veilchen, tief fühlende —
Blumen und Kräuter ihr,
Kommt zu der Lieben hier,
Den Kranz erfinden wir,
Mit Glanz umwinden wir,
Was mich entzückt!

Vögel, ihr schwingenden,
Ferne durchdringenden,
Sehnenden, ringenden,
Gruß und Kuß bringenden —
Kommt, Frühlingskinder ihr,
Kommt zu der Lieben hier,
Ein Lied entzünden wir,
Freudig verkünden wir,
Was mich beglückt!

Quellen, ihr rinnenden,
Sterne, ihr sinnenden,
Von Minn' zu Minnenden
Strahlen hinspinnenden,
Um so begrüßter mir,
Als Freudgeschwister ihr
Ins Lindendüster hier
Webt das Geflüster mir
Zu Frühlingsmut!

Liebe, die leibt und lebt,
Liebe, die treibt und webt,
Liebe, die rankt und rebt,
Lieb', die verlangt und strebt,
Kind mit der Binde, ich
Find' bei der Linde dich,
Bind', daß erblinde ich,
Lindernd entzünde mich
In Maies Glut!

Die Abendwinde wehen.

Die Abendwinde wehen,
Ich muß zur Linde gehen,
Muß einsam weinend stehen,
Es kommt kein Sternenschein;
Die kleinen Vöglein sehen
Betrübt zu mir und flehen,
Und wenn sie schlafen gehen,
Dann wein' ich ganz allein!
Ich hör' ein Sichlein rauschen,
Wohl rauschen durch den Klee,
Ich hör' ein Mägdlein klagen
Von Weh, von bitterm Weh!

Ich soll ein Lied dir singen,
Ich muß die Hände ringen,
Das Herz will mir zerspringen
In bittrer Tränenflut,
Ich sing' und möchte weinen;
Solang der Mond mag scheinen,
Sehn' ich mich nach der einen,
Bei der mein Leiden ruht!
Ich hör' ein Sichlein rauschen usw.

Mein Herz muß nun vollenden,
Da sich die Zeit will wenden,

Es fällt mir aus den Händen
Der letzte Lebenstraum.
Entsetzliches Verschwenden!
In allen Elementen
Mußt' ich den Geist verpfänden,
Und alles war nur Schaum!
Ich hör' ein Sichlein rauschen usw.

Was du mir hast gegeben,
Genügt, ein ganzes Leben
Zum Himmel zu erheben;
O sage, ich sei dein!
Da kehrt sie sich mit Schweigen
Und gibt kein Lebenszeichen.
Da mußte ich erbleichen,
Mein Herz ward wie ein Stein.
Ich hör' ein Sichlein rauschen usw.

Heb, Frühling, jetzt die Schwingen,
Laß kleine Vöglein singen,
Laß Blümlein aufwärts dringen,
Süß Lieb geht durch den Hain!
Ich mußt' mein Herz bezwingen,
Muß alles niederringen,
Darf nichts zutage bringen,
Wir waren nicht allein!
Ich hör' ein Sichlein rauschen usw.

Wie soll ich mich im Freien
Am Sonnenleben freuen?
Ich möchte laut aufschreien,
Mein Herz vergeht vor Weh,
Daß ich muß alle Tränen,
All Seufzen und all Sehnen
Von diesem Bild entlehnen,
Dem ich zur Seite geh'!
Ich hör' ein Sichlein rauschen usw.

Wenn du von deiner Schwelle
Mit deinen Augen helle

Wie letzte Lebenswelle
Zum Strom der Nacht mich treibst,
Da weiß ich, daß sie Schmerzen
Gebären meinem Herzen
Und löschen alle Kerzen,
Daß du mir leuchtend bleibst.
Ich hör' ein Sichlein rauschen,
Wohl rauschen durch den Klee,
Ich hör' ein Mägdlein klagen
Von Weh, von bitterm Weh!

Über Berg und Tal getragen.

Über Berg und Tal getragen,
Nieder in den See getaucht
Ist das Licht von meinen Tagen,
Und in Klagen
Bebend meine Seele haucht:
Gute Ruh', gute Ruh'!
O süße Turtel, wie quälest du!

Sonne, magst nur niedersinken,
Geh nur auf, du roter Mond,
Und ihr Sterne mögt nur blinken,
Habt mein Flehen nicht belohnt!
Euer Winken
Sagt mir nicht, wo Liebchen wohnt.
Gute Ruh'! usw.

Jetzt mag wohl die Lilie drehen
Ihren Kelch zu diesem Stern
Und mit Licht und kühlem Wehen
Füllen, was ich küßte gern.
Heißes Flehen,
Zieh zu ihr, zu ihr so fern!
Gute Ruh'! usw.

War ich doch die kleine Mücke,
Die auf ihren Nacken flog
Und ein Tröpfchen meinem Glücke
Aus den blauen Adern sog,
Daß zurücke
Sie nach mir sich zürnend bog!
Gute Ruh'! usw.

War ich doch das Regentröpfchen,
Das ihr auf die Wange fiel,
Und sie schüttelte das Köpfchen,
Und es rann zu süßerm Ziel.
Süß Geschöpfchen!
O, das war zu viel, zu viel!
Gute Ruh'! usw.

Alles war ich, war das Sehnen,
Das sie grüßt' im Abendrot,
War der Herdenglocke Tönen,
Das ihr Gruß der Heimat bot[1],
War die Tränen,
War die unbestimmte Not!
Gute Ruh'! usw.

O, du durst'ger Strahl der Augen,
Der zum Monde trinken geht,
Selig fühlte ich dein Saugen!
Licht und Luft, die mich umweht,
War das Hauchen
Ihrer Lippen im Gebet!
Gute Ruh', gute Ruh'!
O süße Turtel, wie quäleſt du?

[1] Emiliens Heimat war die Schweiz.

Wilde Liebe.

Amor.

An dem Feuer saß das Kind
Amor Amor
Und war blind;
Mit dem kleinen Flügel fächelt
In die Flammen er und lächelt.
Fächle, lächle, schlaues Kind!

Ach, der Flügel brennt dem Kind!
Amor Amor
Läuft geschwind —
„O wie mich die Glut durchpeinet!"
Flügelschlagend laut er weinet;
In der Hirtin Schoß entrinnt
Hülfeschrei'nd das schlaue Kind.

Und die Hirtin hilft dem Kind
Amor Amor,
Bös und blind. —
Hirtin, sieh, dein Herz entbrennet;
Hast den Schelm du nicht gekennet?
Sieh, die Flamme wächst geschwind —
Hüt' dich vor dem schlauen Kind!

Heute kömmst du nicht, lieb Liebchen.

Heute kömmst du nicht, lieb Liebchen,
Heute nicht, doch harr' ich deiner;
Komm doch schnelle, eh' es nachtet,
Ei, wie kannst du so verweilen!

Traurig späh' ich aus dem Fenster;
Heute wirst du nicht erscheinen,
Wo das Herz so liebt und strebet,
Vieles, Liebchen, dir zu teilen.

Eins — zwei — drei — willst du nicht kommen,
Sieh, da hast du's, ich muß weinen,
Weil du so dein Glück versäumest;
Wer nicht hören will, muß leiden.

Aber Liebe ist so sparsam,
Daß sie mit den Schmerzen geizet;
Nur mir fehlst du, wenn du fehlest,
Da ich um dein Fehlen leide.

Täglich will es Abend werden;
Sind es denn nicht jene Saiten,
Herzlein, die sich wieder regen:
Seid gegrüßt, ihr Lieblichkeiten!

Täglich will es Morgen werden;
Wirst du morgen wieder schweigen,
Herzlein, wenn die Welt sich reget:
Sei gegrüßt im frommen Streite!

Tausend gute Nacht, mein Liebchen!
Ich will einen Traum bereiten
Ohne Vater, ohne Mutter,
Einen Traum nur für uns beide.

Sieh, so sprachen Orgeltöne,
Abends still in Melodeien,
Und zu wichtig schien die Sache,
Um sie dir nicht mitzuteilen.

Ich bin ein armes Waiselein.

Ich bin ein armes Waiselein
Und ziehe in der Welt herum
Und bin gemacht von Fleisch und Bein;
Ach, schone mein, ich bitt' dich drum!
Du hast mir etwas angetan;
Ich weiß nicht, wie ich mit dir dran!

Du bist so ernst und bist so toll,
Du sprichst kein Wort, und ich bleib' stumm,

Ich weiß nicht, was ich sagen soll,
Du zupfst herum und machst mich dumm.
Du hast mir etwas angetan;
Ich weiß nicht, wie ich mit dir dran!

Ich glaub', der Schneider ist dran schuld,
Der Ärmel rutscht mir stets herab;
Du Ungeduld, sieh meine Huld,
Daß keine Scheu vor dir ich hab'.
Du hast mir etwas angetan;
Ich weiß nicht, wie ich mit dir dran!

Ich bin nicht so verkehrt wie du,
Ich hab' dich nicht ans Herz gedrückt,
Du bist's allein, du gibst nicht Ruh',
Kommst immer näher angerückt.
Du hast mir etwas angetan;
Ich weiß nicht, wie ich mit dir dran!

Mägdlein, schlag die Augen nieder!

Mägdlein, schlag die Augen nieder;
Blicke, die zu heftig steigen,
Plaudern alles fälschlich wieder,
Was die Lippen zart verschweigen.

Mägdlein, woll' die Augen senken
Nach dem Schlüssel an der Erde;
Sie wird ihn der Demut schenken,
Daß der Himmel offen werde.

Mägdlein, laß die Wimper sinken;
Wenn die Blumen aufwärts sehen,
Deinen Blick herabzuwinken,
Wolle nicht vorübergehen.

Mägdlein, nicht die Augen hebe
Allzu oft und wild und schnelle,
Daß dein Blick den Himmel gebe
Einem nur an rechter Stelle.

Mägdlein, wer hernieder blicket,
Der hat wohl sein Herz erbauet,
Der hat schon sein Haus beschicket,
Eh' er sich der Welt vertrauet.

Mägdlein, hast du keinen Spiegel,
Der dich in dich selber scheinet:
Deine Augen sind zwei Siegel,
Denen ganz dein Heil versteinet[1].

Mägdlein, senktest du die Augen,
Den Endymion[2] zu wecken,
Würdest du zu lieben taugen;
Und nun taugst du nur zum Necken.

Mägdlein, woll' zur Erde sehen,
Lasse deine Augen weiden,
Und sie werden auferstehen
Und dich wie zwei Sterne kleiden.

Mägdlein, diese Augensterne
Magst du dann dem Himmel weihen;
Daß die Erde lieben lerne,
Mußt du ihr die Augen leihen!

Trippel, Trippel, trapp, trapp, trapp!

Trippel, Trippel, trapp, trapp, trapp,
Heut schließ' ich die Tür nicht ab;
Wenn ich dich erst bei mir hab',
Laß' ich nicht mehr von dir ab.

Weck' mir nicht die Mutter auf,
Nur nicht hust', nicht nies', nicht schnauf',
Nicht zu stolz renn' mir herauf;
Wer hoffärtig, fällt leicht drauf!

[1] D. h.: Deine Augen verschließen wie zwei Siegel ganz dein Innerstes, so daß das Beste deiner Seele dahinter erstarrt. — [2] Vgl. S. 52 dieses Bandes, Anm. 1.

Weck' mir nicht die Martinsgans,
Tritt dem Hund nicht auf den Schwanz,
Schleiche wie der Mondenglanz,
Wie ein Floh im Hochzeitskranz!

Stoß' mir nicht die Kübel um,
Liebster Schatz, ich bitt' dich drum!
Rumpelt er rumpidi pum,
Liebster Schatz, das wäre dumm!

Und vor allem ich dich bitt':
Auf der Treppe in der Mitt'
Mache einen großen Schritt,
Von vier Stufen fehlt die dritt'!

In das Maul nimm deine Schuh';
Kommt die Magd, so fahr drauf zu,
Dann glaubt sie, du seist Muh Muh,
Kriecht ins Bett und läßt uns Ruh'!

Gehe links, ach, geh nicht recht,
Sonst kömmst du zum Oberknecht,
Und da kriegst du ein Gefecht,
Und der Jockel trifft nicht schlecht.

Steig auch nicht bis unters Dach,
Kämest in das Taubenfach,
Da wird gleich mein Bruder wach,
Eilet schnell dem Marder nach.

Bist du vor der Kammertür,
Klage deinen Jammer mir,
Dann schieb' ich die Klammer für,
Schrei': „Wer ist, potz Hammer! hier?"

Und da wachet alles auf,
Mutter, Bruder, Knecht im Lauf
Nahn, es wird 'ne Prügeltrauf',
Besser als 'ne Kindertauf'.

* * *

Doch es ging 'nen andern Gang;
Mutter nach neun Monden sang:
„Mädel, 's wird mir angst und bang;
Sonst war ja dein Röckchen lang."

Wie in Gewölben von Smaragd.

Wie in Gewölben von Smaragd
Die frischen Bächlein spielen,
Will sich bei Hörnerklang die Jagd
Mit Kuß und Wein erkühlen!
Wie schallet und hallet der Hörnerklang,
Wie rauschet der wilde Bronnen!
Es widerklinget der Felsenhang,
Die Fliege tanzt in der Sonnen;
Aber Frau Echo, Frau Echo, Frau Echo,
Du widerspiegelst die Wonnen!

Gegrüßet sei du, Waldgebäu,
Ihr hochbelaubten Eichen!
Komm, Mägdlein, setz' dich neben bei,
Tu mir den Becher reichen!
Wie webet und schwebet das grüne Dach,
Wie stehn die ew'gen Eichen!
Und schau, wie die Blümlein zu dem Bach
Die Kelche durstig neigen!
Aber dir Bacchus, dir Bacchus, dir Bacchus
Muß alle Seligkeit weichen!

Und den vielgoldnen Sonnenglanz
Laß in den Becher schauen
Und flicht mir einen Blumenkranz
Und wolle mir vertrauen!
Es blinket und winket der goldne Wein,
Es lassen die Blumen sich pflücken,
Sie möchten gern all' gebrochen sein,
So schön weiß sie sich zu bücken.

Aber Frau Venus, Frau Venus, Frau Venus
Kredenzt das ird'sche Entzücken!

Und weil die Sonne heißer scheint,
Komm in die dunkle Laube;
Wenngleich die wilde Rebe weint,
Lacht doch die Turteltaube!
Mag weinen die Rebe, die Taube lacht,
Die Lerche jubelt in Lüften,
Das Birkhuhn falzt in Waldesnacht,
Die Hirschkuh lockt in den Klüften.
Keusche Diana, Diana, Diana,
Endymion[1] naht in den Triften!

Sie bringt den Wein in Bechersglanz;
Aus Veilchen und Narzissen
Reicht sie ihm einen süßen Kranz
In Waldes Finsternissen.
Da lispelt und wispelt die Nachtigall,
Ihr Stimmlein wollt' übersteigen[2];
Es lacht und klagt der süße Schall
Wie Orgel, Laute und Geigen.
Aber du Amor, du Amor, du Amor,
Vor dir muß alles ja schweigen!

Komm, Mägdlein, setz' dich her zu mir!

„Komm, Mägdlein, setz' dich her zu mir
In diese kühle Laube;
Wo die wilde Rebe weint,
Da lacht die Turteltaube.
Ru ku ku ku kuh, Ru ku ku ku kuh,
Hast du kein Glas, so trink aus dem Schuh!

[1] Der Geliebte der Artemis (Diana), nach der einen Sage ein Sohn des Zeus und König von Elis, nach anderer ein Hirt oder Jäger, wurde nach griechischem Mythos, ewig jugendlich-schön, von Zeus in ewigen Schlaf versenkt. — [2] Sich überschlagen.

„Fein ist dein Fuß, klein ist dein Schuh,
Ich komme zu kurz beim Trinken;
Drum gib mir einen Kuß dazu
Und laß die Äuglein sinken!
Glu glu glu glu glu, Glu glu glu glu glu,
Verdrießt dich's, mache die Äuglein zu!

„Nun will ich süße Künste dich,
Mein Turteltäubchen, lehren;
Warum erfreut die Traube dich
Mit ihren vielen Beeren?
Ru ku ku ku kuh, Ru ku ku ku kuh,
Sie weiß nicht, sie weiß nicht, wo drücket der Schuh!

„An einer süßen Traube muß
Wohl Beer' an Beere sitzen.
Ein jedes Beerlein ist ein Kuß,
Den Wein recht zu erhitzen.
Ru ku ku ku kuh, Ru ku ku ku kuh,
Machen wir's wie die Tauben nu!

„Nun sag' mir, warum weinen wohl
Im Frühling so die Reben?
Weil sich die Jungfrau sehnen soll
In ihrem jungen Leben.
Ru ku ku ku kuh, Ru ku ku ku kuh,
Mein Kind, jetzt nicht dergleichen tu!

„Und warum schwillt der Wein im Faß,
Wenn drauß die Trauben blühen?
Hüpft doch mein Herz ohn' Unterlaß,
Wenn deine Wangen glühen.
Ru ku ku ku kuh, Ru ku ku ku kuh,
Du trunknes Herz, wie hüpfest du!

„O Mägdlein, sieh die Flasche leer,
Und voll ist noch mein Willen.
Dort zieht der rote Mond einher,
Er soll die Flasche füllen.

Ru ku ku ku kuh, Ru ku ku ku kuh,
O Mond, welch Weinlein schenkest du?

„Der Mond schenkt einen Zaubertrank,
Er wird uns leicht berauschen.
Der Nachtigallen süßen Zank,
O laß ihn uns belauschen!
Ru ku ku ku kuh, Ru ku ku ku kuh,
O Turteltaube, nun schweige du!

„O Zauberei verbuhlter Nacht,
Wie süß die Quellen flüstern!“ —
„Dort, wo der Mond im Spiegel lacht,
Bin ich zu baden lüstern.“
Ru ku ku ku kuh, Ru ku ku ku kuh,
Die Faunen sehen schelmisch zu.

„Mein Kind, zieh nur dein Hemdlein aus,
Ich drehe dir den Rücken.“ —
„Ich mache schon die Wellen kraus,
Komm, teile mein Entzücken.“
Ru ku ku ku kuh, Ru ku ku ku kuh,
Wie schnell herum dreht er sich nu!

„Mein Kind, du schwimmst ja wie ein Fisch,
Kaum trau' ich meinen Augen!“ —
„Steig ein ins Bad, so kühl und frisch,
Ich lehr' dich untertauchen.“
Ru ku ku ku kuh, Ru ku ku ku kuh,
Wie schnell eilt er dem Wasser zu!

„Ich tipp' hinein mit einem Fuß,
Es will mir nicht behagen.“ —
„Ich spitze schon den Mund zum Kuß,
Komm, wolle nicht verzagen!“
Ru ku ku ku kuh, Ru ku ku ku kuh,
Was zögert denn der Tölpel nu?

„Ich steig' hinein bis an die Knie,
Es macht mir Krampf und Schmerzen.“ —

„Mein Schatz, die Arme breit' ich hie,
Komm her, ich will dich herzen!" —
„Ru ku ku ku kuh, Ru ku ku ku kuh,
O du verfluchtes Hexchen du!

„Das Wasser fließt mir in den Mund,
Leb' wohl, o Wein, ich sterbe!" —
Da zog die Nymphe ihn zum Grund,
Und oben lacht sein Erbe.
Ru ku ku ku kuh, Ru ku ku ku kuh,
Der Erbe und ich lach' dazu.

Traum.

Es leuchtet hell der Morgenstern!
Was mag mein Schatz wohl machen?
Bei meinem Liebchen wär' ich gern,
Säh' gern im Schlaf sie lachen.

Da fällt mir ein, daß Sonntag heut,
Daß sie, als ich sie fragte:
„Wann stehst du auf, um welche Zeit?" —
„Ich will ausschlafen" sagte.

Sie sprach: „Ich hab' so viel geweint,
So viel gestrickt, gewachet!"
Wann heiß die Sonn' am Himmel scheint,
Mein Liebchen erst erwachet.

Drum wend' ich mich und schlafe ein,
Von meinem Schatz zu träumen,
Und träum', ich steh' im Sonnenschein
Wohl unter grünen Bäumen.

An einem klaren Brunnen saß,
Zu waschen sich, Elischen;
Ihr Kleidchen lag im grünen Gras,
Sie wusch die blanken Füßchen.

Sie sprach: „Mein Fuß, der wird wohl rein
Durch dieses Wassers Tugend,

Doch ach, stets bleibt das Oberbein
Vom Fehltritt in der Jugend."

Dann ließ sie auf ihr Hemdelein
Wohl manche Träne fließen
Und sprach: „Ach Gott, es wird nicht rein,
So sehr ich's mag begießen."

Da sprach ich: „Du verloren Kind,
Dein Wesen tut mich rühren;
Wein' immer zu, bis daß du blind,
Dann will ich treu dich führen."

Sie sprach: „Welch schöne Führerei!
Selbst bist du blind vor Lieben;
Der Blinden wären es dann zwei;
Gott weiß, wo wir dann blieben!"

Ich sprach: „Kind, Amor auch ist blind,
Der doch so sicher schreitet;
Ich führe dich, und mich das Kind,
Der blinde Amor, leitet."

Sie sprach: „Wohin, wohin nun ziehn?
Ich hab' den Fuß vertreten."
Ich sprach: „Du sollst erst niederknien
Und wieder einmal beten!"

Und als sie fiel auf ihre Knie,
Da sah sie sich im Bronnen
Und schämt' sich nicht, daß nackend sie
Bei Tag, bei hellen Sonnen.

Drum war ich traurig und erschreckt
Und mußte bitter weinen;
Das hat vom Traum mich aufgeweckt,
Die Sonn' sah hell ich scheinen.

Zu meines Liebchens Kämmerlein
Lief ich in aller Eile;
Da schlummerte sie ganz allein,
Ich stand da eine Weile.

Die Arme unters Haupt gelegt,
So schlief sie in den Kissen,
Ihr Herz schlug laut und starkbewegt;
Wovon, mag sie wohl wissen.

Still schlummerte das junge Blut,
Ich mußte bei ihr weinen.
Ach, armes Kind, wärst du so gut,
Als du mir kannst erscheinen!

Und das Gesichtchen, rein wie Gold,
Die Locken blond umringen;
Der Mund, wie eine Kirsche hold,
Lockt' mich in ihre Schlingen.

Ich neigte mich zu ihrem Mund,
Es hat mich hingerissen,
Und sie erwacht' zu guter Stund',
Um wieder mich zu küssen.

Und als ich ging, da bat sie mich,
Ich sollt' am Abend kommen;
Ich sprach: „Vielleicht besuch' ich dich!"
Fest hatt' ich's vorgenommen.

Und abends, als ich zu ihr kam
Aus meiner stillen Klause,
Da sagte zu mir die Madam:
„Mamsell ist nicht zu Hause!"

Das tat mir in dem Herzen weh;
Nachts elf, da kam ich wieder;
Doch ach, ihr Licht ich nicht mehr seh',
Sie liegt wohl schon darnieder.

Nach Hause ging ich und, mein Kind,
Hab' dir dies Lied geschrieben,
Am Morgen schon vor Liebe blind;
Bin's bis zur Nacht geblieben!

O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Die Welt war mir zuwider,
Die Berge lagen auf mir,
Der Himmel war mir zu nieder,
Ich sehnte mich nach dir, nach dir!
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Ich trieb wohl durch die Gassen
Zwei lange Jahre mich;
An den Ecken mußt' ich passen
Und harren nur auf dich, auf dich!
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Und alle Liebeswunden,
Die brachen auf in mir,
Als ich dich endlich gefunden;
Ich lebte und starb in dir!
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Ich hab' vor deiner Türe
Die hellgestirnte Nacht,
Daß dich mein Lieben rühre,
Oft liebeskrank durchwacht.
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Ich ging nicht zu dem Feste,
Trank nicht den edlen Wein,
Ertrug den Spott der Gäste,
Um nur bei dir, bei dir zu sein!
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Bin zitternd zu dir gekommen,
Als wärst du ein Jungfräulein,
Hab' dich in Arm genommen,
Als wärst du mein allein, allein!
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Wie schlecht du sonst gewesen,
Vergaß ich liebend in mir,
Und all dein elendes Wesen

Vergab ich herzlich dir, ach dir!
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Als du mir einst gegeben
Zur Nacht den kühlen Trank,
Vergiftetest du mein Leben;
Da war meine Seele so krank, so krank!
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Vergab bin ich gegangen
Mit dir zu jeder Stund',
Hab' fest an dir gehangen
Und ging mit dir zugrund!
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Es hat sich an der Wunde
Die Schlange festgesaugt,
Hat mit dem gift'gen Munde
Den Tod in mich gehaucht!
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Und ach, in all den Peinen
War ich nur gut und treu!
Daß ich mich nannte den Deinen,
Ich nimmermehr bereu', bereu'!
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Treulieb, Treulieb ist verloren!

Ich träumte hinaus in das dunkle Tal
Auf engen Felsenstufen
Und hab' mein Liebchen ohne Zahl
Bald hier, bald da gerufen.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Mein lieber Hirt, nun sage mir,
Hast du Treulieb gesehen?
Sie wollte zu den Lämmern hier
Und dann zum Brunnen gehen." —
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Treulieb in meinem Schoße saß
Dort oben an den Klippen,
Und weil die Wangen ihr so blaß,
So küßt' ich ihre Lippen."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Ich blies die Flöte, ich flocht den Kranz,
Ich ging, ihr Blumen zu pflücken,
Ich wollte sie zum Abendtanz
Als meine Buhle schmücken."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Da hört sie ein schallendes Jägerhorn,
Da tät sie die Öhrlein stellen
Und schwang sich hinüber durch Distel und Dorn
Und folgte dem Waldgesellen." —
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Ich träumte hinab den dunklen Wald
Auf engen Felsenstufen
Und habe mein Liebchen, daß es schallt',
Bald hier, bald da gerufen.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Mein lieber Jäger, nun sage mir,
Hast du mein Lieb gesehen?
Sie wollte in das Waldrevier
Zu Hirsch und Rehen gehen." —
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Treulieb lag heut in meinem Arm
Im Schatten kühler Eichen;
Wir herzten uns, es ward ihr warm,
Sie ging, ins Bad zu steigen."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Der Mühlbursch hell ein Liedlein pfiff,
Da tauchte Treulieb unter
Und tauchte auf, sprang in sein Schiff,
Ganz wohlgemut und munter." —
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Ich träumte hin an Mühlbachs Rand
Auf engen Felsenstufen
Und habe an schallender Klippenwand
Mein Liebchen oft gerufen.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Nun, lieber Müller, sage mir,
Hast du mein Lieb gesehen?
Ich gab ihr Korn, sie wollte hier
Bei dir zur Mühle gehen." —
Treulieb, Treulieb ist verschwunden!

„Treulieb ist heut auf weichem Pfühl
In meinem Arm entschlafen;
Es klang die Schelle, es klappte die Mühl',
Das Auffüllen hab' ich verschlafen."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Und als mich morgens die Reiter geweckt,
Die hier vorbeigezogen,
Hat sie der Trompeter in Mantel gesteckt
Und mich um sie betrogen." —
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Ich träumte hin auf der Reiter Zug,
In Staub erkannt' ich die Hufen,
Und wo das Herz mir lauter schlug,
Hab' Treulieb ich gerufen.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Mein lieber Reiter, willst du mir,
Wo Liebchen ist, wohl sagen?
Ich weiß, sie hat geholfen dir,
Dein Zeltlein aufzuschlagen." —
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Treulieb bei mir im Zelte lag,
Das Pulver hat sie gerochen
Die ganze Nacht, doch früh am Tag,
Da ist sie aufgebrochen."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Es zog der Bettelstudent vorbei
Und spielte auf der Leier;
Sie guckt' hinaus, was es wohl sei,
Und folgt' dem neuen Freier." —
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Ich träumte, ich folg' der Leier Klang
Hinab viel Felsenstufen,
Und habe auf dem bittern Gang
Mein Liebchen noch oft gerufen.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Mein lieber Schüler, sage mir,
Hast du Treulieb gesehen?
Sie wollt', ich weiß es wohl, bei dir
Zur Singeschule gehen." —
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Treulieb, die fraß mir auf einmal
Wohl Bettelbrot zwei Pfunde;
Den Wein, den sie dem Reiter stahl,
Trank ich aus ihrem Munde."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Doch als ich an der Schmiede stand,
Ums Abendbrot zu singen,
Viel größre Freude sie empfand
Am kräft'gen Hammerschwingen."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„‚Mein lieber Meister wohlgetan',
Sprach sie zum ruß'gen Mohren,
‚Stell' mich in deiner Schmiede an;
Dich hab' ich mir erkoren.'" —
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Ich träumt' zur Schmiede den schwarzen Gang
Hinab so viele Stufen,
Und lauter, als der Hammer klang,
Hab' ich Treulieb gerufen.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Da sprach der Meister: „Sie hat der Knecht",
Der Knecht: „Sie hat der Bube",
Der Bube wies mich dann zurecht
Zu Totengräbers Stube.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Ich träumt' hinab ins Totental
Wohl tausend dunkle Stufen
Und hab' mein Lieb wohl tausendmal
Mit bittrer Angst gerufen.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Mein Totengräber, nun sage mir,
Hast du mein Lieb gesehen?
Auf ihrer Mutter Grab allhier
Wollt' sie die Blumen säen." —
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Treulieb war bei mir manche Nacht
Und sang mir freche Lieder,
Und wenn ich ein Fräulein zu Grab gebracht,
Da stahl sie ihr das Mieder."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Sie stiehlt der Braut den Jungfernkranz;
Die schwarzen Totenschuhe,
Die zieht sie an und ging zum Tanz
Und nimmt den Leichen die Ruhe."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Und als sie nach goldnen Ringen sucht
Mit gierigem Verlangen:
Der tote Jude, der tief verflucht',
Hat zärtlich sie umfangen." —
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Wo ist des toten Juden Grab,
Wo ruht der böse Bube?"
Der Totengräber zur Antwort gab:
„Geh nach der Schindergrube!" —
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Ich träumte zum dunklen Galgen hin
Hinauf viel tausend Stufen
Und hab' mein Lieb mit wildem Sinn
Wie Raben und Geier gerufen.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Nun, toter Jude, sage mir,
Hast du Treulieb gesehen?
Sie wollte ganz allein zu dir,
Um dich zu taufen, gehen." —
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Sie war bei mir zur zwölften Stund'
Und hat mir's nicht gedanket;
Es heulte zum Mond des Schinders Hund,
Der Gehenkte im Galgen schwanket."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Da läßt sie die edle, vertrauliche Gruft
Und stiehlt mir mein Geschmeide
Und steigt hinauf zu dem luftigen Schuft
Auf der dünnen Galgenleiter." —
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Ich träumte hinauf ins leere Schloß
Wohl auf der Leiter Stufen
Und habe auf jeder Galgensproß'
Nach meinem Lieb gerufen.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Nun sage mir, mein gehenkter Schuft,
Hast du Treulieb gesehen?
Sie schöpfte hier wohl frische Luft
Und wollte um sich sehen." —
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Sie hat mit mir im Mondenschein
Ein Stündchen sich geschaukelt;
Da hob sich Lärm und wildes Schrei'n,
Da kam es herangegaukelt."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Zuerst der Hexen Troß voran
Auf Gabeln und auf Besen,
Und dann der Meister Urian;
Der hat sie sich erlesen."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Er faßt die Jungfer sich aufs Korn
Mit angenehmen Sitten,
Sie faßt den Teufel bei dem Horn,
Zum Blocksberg sie dann ritten." —
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Ich träumte hinauf die steile Höh'
Auf engen Felsenstufen
Und hab' mit Ach und hab' mit Weh
Nach meinem Liebchen gerufen.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Nun, lieber Teufel, sage mir,
Hast du Treulieb gesehen?
Sie kam allein herauf zu dir,
Dich kämpfend zu bestehen." —
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Treulieb küßt' mich beim Mummenschanz,
Ich war ihr wohlgewogen,
Doch hat sie mir beim wilden Tanz
Ein Ohr schier abgelogen."
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Geh, nimm sie wieder, da sitzet sie
Beschmutzt auf schmutzigem Flecke!" —
„Bist du Treulieb!" ich laut aufschrie,
Als ich sie dort entdecke.
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Mein lieb Treulieb, nun sage mir,
Hast du Treulieb gesehen?
Sie soll nun mir in dir allhier
Wahrhaftiglich bestehen." —
Treulieb, Treulieb ist verloren!

„Treulieb, Treulieb ist nicht allhie,
Sie spukt dir im Gehirne,
Treulieb ist Dichterphantasie —
Und ich bin — eine Dirne!" —
Treulieb, Treulieb ist verloren!

Sehnsucht.

Wenn der Sturm das Meer umschlinget!

Wenn der Sturm das Meer umschlinget,
Schwarze Locken ihn umhüllen,
Beut sich kämpfend seinem Willen
Die allmächt'ge Braut und ringet,

Küsset ihn mit wilden Wellen,
Blitze blicken seine Augen,
Donner seine Seufzer hauchen,
Und das Schifflein muß zerschellen.

Wenn die Liebe aus den Sternen
Niederblicket auf die Erde
Und dein liebstes Lieb begehrte,
Muß dein Liebstes sich entfernen.

Denn der Tod kömmt still gegangen,
Küsset sie mit Geisterküssen;
Ihre Augen dir sich schließen,
Sind im Himmel aufgegangen.

Rufe, daß die Felsen beben,
Weine tausend bittre Zähren:
Ach, sie wird dich nie erhören,
Nimmermehr dir Antwort geben!

Frühling darf nur leise hauchen,
Stille Tränen niedertauen;
Komme, willst dein Lieb du schauen,
Blumen öffnen dir die Augen.

In des Baumes dichten Rinden,
In der Blumen Kelch versunken,
Schlummern helle Lebensfunken,
Werden bald den Wald entzünden.

In uns selbst sind wir verloren,
Bange Fesseln uns beengen,
Schloß und Riegel muß zersprengen,
Nur im Tode wird geboren.

In der Nächte Finsternissen
Muß der junge Tag ertrinken,
Abend muß herniedersinken,
Soll der Morgen dich begrüßen.

Wer rufet in die stumme Nacht?
Wer kann mit Geistern sprechen?
Wer steiget in den dunkeln Schacht,
Des Lichtes Blum' zu brechen?
Kein Licht scheint aus der tiefen Gruft,
Kein Ton aus stillen Nächten ruft.

An Ufers Ferne wallt ein Licht,
Du möchtest jenseits landen;
Doch fasse Mut, verzage nicht,
Du mußt erst diesseits stranden.
Schau still hinab, in Todes Schoß
Blüht jedes Ziel, fällt dir dein Los.

So breche dann, du tote Wand,
Hinab mit allen Binden;
Ein Zweig erblühe meiner Hand,
Den Frieden zu verkünden.
Ich will kein einzelner mehr sein,
Ich bin der Welt, die Welt ist mein.

Vergangen sei vergangen
Und Zukunft ewig fern;
In Gegenwart gefangen
Verweilt die Liebe gern

Und reicht nach allen Seiten
Die ew'gen Arme hin,
Mein Dasein zu erweiten,
Bis ich unendlich bin.

So tausendfach gestaltet,
Erblüh' ich überall,
Und meine Tugend waltet
Auf Berges Höh', im Tal.

Mein Wort hallt von den Klippen,
Mein Lied vom Himmel weht;
Es flüstern tausend Lippen
Im Haine mein Gebet.

Ich habe allem Leben
Mit jedem Abendrot
Den Abschiedskuß gegeben,
Und jeder Schlaf ist Tod.

Es sinkt der Morgen nieder,
Mit Fittichen so lind
Weckt mich die Liebe wieder,
Ein neugeboren Kind.

Und wenn ich einsam weine,
Und wenn das Herz mir bricht,
So sieh im Sonnenscheine
Mein lächelnd Angesicht.

Muß ich am Stabe wanken,
Schwebt Winter um mein Haupt,
Wird nie doch dem Gedanken
Die Glut und Eil' geraubt.

Ich sinke ewig unter
Und steige ewig auf
Und blühe stets gesunder
Aus Liebesschoß herauf.

Das Leben nie verschwindet,
Mit Liebesflamm' und Licht
Hat Gott sich selbst entzündet
In der Natur Gedicht.

Das Licht hat mich durchdrungen
Und reißet mich hervor;
Mit tausend Flammenzungen
Glüh' ich zur Glut empor.

So kann ich nimmer sterben,
Kann nimmer mir entgehn;
Denn um mich zu verderben,
Müßt' Gott selbst untergehn.

Sie hat mein vergessen.

O schwerer, heißer Tag! Ihr leichtes Leben
Schließt müde weinend seine Augenlider,
Schon senkt der Schlaf das tauende Gefieder,
Um solche Schönheit kühl ein Dach zu weben. —

Von ihren Lippen leise Worte schweben:
„Du Liebe süßer Träume, kehre wieder!"
Da läßt sich ihr der Traum der Liebe nieder,
Um ihres Schlummers kranke Lust zu heben. —

„Du Traum!" — „Ich bin kein Traum", spricht er mit Bangen,
„O laß uns nicht so holdes Glück versäumen!"
Da weckt er sie und wollte sie umfangen. —

Sprecht! Wessen bin ich? Wer hat mich besessen?
Ich lebte nie — war eines Weibes Träumen —
Und nimmer starb ich — sie hat mein vergessen.

Ach, nimmer will es in dem Herzen schweigen[1].

Ach, nimmer will es in dem Herzen schweigen,
Es treibt mich fort, fort aus des Lebens Mitte;
Wo eil' ich hin, wer leitet meine Schritte,
Das ferne, weite Ziel noch zu erreichen?
All mein Leben,
Holder Frühling,
Morgenröte,
Abendschimmer
Immer weiter abwärts schweben.

O stehe still, du eilender Gedanken,
Laß mich in deine klaren Augen sehen,
Daß alle meine Leiden dann vergehen.
O weile, sieh, ich kann nicht weiter wanken!
Ach, erbarme
Dich der Liebe,
Die die Sinne
Mir gelöset;
Laß mich ruhn in deinem Arme!

Die Füße hab' ich blutig schon gegangen,
Die Sonne brennt so heiß auf mich hernieder,
Und immer finde ich den Kummer wieder,
Bin ewig in dem Leben eingefangen.
Niemals weilen
Seine Schritte,
Vor mir fliehet
Sein Gebilde;
Nimmer kann ich ihn ereilen.

Mein Denken all in Liebe ist ertrunken,
Und überall seh' ich den Mächt'gen stehen,
Und überall hör' ich ihn mich verschmähen;
Bin stets in tiefen, bangen Schmerz versunken.

[1] Lied, das in dem Märchenfragment „Die Rose" der Gattin des Helden geheimnisvoll zugesungen wird, ihr wie aus der Seele gesprochen, und darauf berechnet, sie in ihrer Gattentreue wankend zu machen. (Vgl. das Märchen in Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 233 ff.)

Von dem Glücke,
Ihn zu hören,
Seine Blicke
Aufzufangen,
Blicket nie ein Strahl zurücke.

Da sitz' ich weinend nun an fremder Schwelle
Und harr' und hoffe, was ich nie erreiche,
Was ich im Herzen tief und still verschweige;
Und nimmermehr wird mir die Aussicht helle.
Muntre Lieder,
Freudig Lachen,
Frohe Blicke,
Leichte Sinne,
Nimmer kehren sie mir wieder.

So möge denn die Blume niedersterben,
Die, ohne Nahrung, sich hinabgehärmt,
Die nie ein goldner Sonnenstrahl erwärmt;
Ich habe nur gelebet, zu verderben.
Frohes Leben
Ihn umschlinge
Dicht mit Freude;
Von der Armen
Sollst du nie ihm Kundschaft geben!

Der Schiffer im Kahne[1].

Am Rheine schweb' ich her und hin
Und such' den Frühling auf;
So schwer mein Herz, so leicht mein Sinn:
Wer wiegt sie beide auf?

Die Berge drängen sich heran
Und lauschen meinem Sang,

[1] Lied auf Benediktchen, die Tochter eines Hofrats Korbach aus Koblenz; in sie hatte sich Clemens auf der mit Arnim unternommenen Rheinreise verliebt.

Sirenen schwimmen um den Kahn,
Mich grüßt der Echo Klang.

Sirenen tauchen in die Flut,
Mich fängt nicht Lust, nicht Spiel,
Aus Wassers Kühle trink' ich Glut
Und dringe heiß zum Ziel.

O klinge nicht, du Widerklang,
O Berge, kehrt zurück;
Ganz einsam singt mein Zithersang
Ein heimlich Liebesglück!

O wähnend Lieben, Liebeswahn,
Allmächtiger Magnet,
Spann' einen Schwan an meinen Kahn,
Der stets nach Süden geht!

O Ziel so nah, o Ziel so fern,
Ich hole dich noch ein;
Die Frommen führt der Morgenstern
Ja auch zur Liebe ein!

Geweihtes Kind, so nenn' ich dich,
Du blühest mir mein Los;
Süß Blümlein, ach, erkenne mich
Und fall in meinen Schoß!

In Frühlingsauen sah mein Traum
Dich Glockenblümlein stehn,
Vom blauen Kelch zum goldnen Saum
Hab' ich zu viel gesehn.

Du blauer Liebeskelch, in dich
Sank all mein Frühling hin;
Umdüfte mich, vergifte mich,
Weil ich dein eigen bin.

Und schließest du den Kelch mir zu,
Wie Blumen abends tun,
So lasse mich die letzte Ruh'
Zu deinen Füßen ruhn. —

So sang zu einem schönen Kind
Ein Schiffer auf dem Rhein,
Da trieb ihn schnell der Wispelwind[1]
Ins Binger Loch[2] hinein!

Der Jäger an den Hirten.

Durch den Wald mit raschen Schritten
Trage ich die Laute hin,
Freude singt, was Leid gelitten,
Schweres Herz hat leichten Sinn.

Durch die Büsche muß ich dringen
Nieder zu dem Felsenborn,
Und es schlingen sich mit Klingen
Durch die Saiten Ros' und Dorn.

In der Wildnis wild Gewässer
Breche ich mir kühne Bahn;
Klimm' ich aufwärts in die Schlösser,
Schaun sie mich befreundet an.

Weil ich alles Leben ehre,
Scheuen mich die Geister nicht,
Und ich spring' in ihre Chöre
Wie ein irrend Zauberlicht.

Hauf' ich nächtlich in Kapellen,
Stört sich kein Gespenst an mir,
Weil sich Wandrer gern gesellen;
Denn auch ich bin nicht von hier.

Geister reichen mir den Becher,
Reichen mir die kalte Hand;
Denn ich bin ein guter Zecher,
Scheue nicht den glühen Rand.

[1] Wispel- oder Wisperwind, eine aus dem rechtsrheinischen Wispertal besonders am frühen Morgen vom Taunus herabfließende Luftströmung. — [2] Stromenge unterhalb Bingens, die bis zur Verbreiterung des Rheinbettes im Jahre 1834 für die Schiffahrt sehr gefährlich war.

Die Sirene in den Wogen,
Hätt' sie mich im Wasserschloß,
Gäbe, den sie hingezogen,
Gern den Fischer wieder los.

Aber ich will fort nach Thule,
Suchen auf des Meeres Grund
Einen Becher; meine Buhle
Trinkt sich nur aus ihm gesund.

Wo die Schätze sind begraben,
Weiß ich längst; Geduld, Geduld!
Alle Schätze werd' ich haben,
Zu bezahlen meine Schuld.

Während ich dies Lied gesungen,
Nahet sich der Waldesrand;
Aus des Laubes Dämmerungen
Trete ich ins offne Land.

Aus den Eichen zu den Myrten,
Aus der Laube in das Zelt
Hat der Jäger sich dem Hirten,
Flöte sich dem Horn gesellt.

Daß du leicht die Lämmer hütest,
Zähm' ich dir des Wolfes Wut;
Wenn du fromm die Hände bietest,
Werd' ich deines Herzens Glut.

Und willst du die Arme schlingen
Um dein Liebchen zwei und zwei,
Will ich dir den Baum schon zwingen,
Daß er eine Laube sei.

Du kannst Kränze schlingen, singen,
Schnitzen, spitzen Pfeile süß;
Ich kann ringen, klingen, schwingen
Schlank und blank den Jägerspieß.

Gib die Pfeile, nimm den Bogen,
Ich bin Ernst, und du bist Scherz;

Hab' die Sehne ich gezogen,
Du gezielt: so trifft's ins Herz!

Wenn die Sonne weggegangen.

Wenn die Sonne weggegangen,
Kömmt die Dunkelheit heran,
Abendrot hat goldne Wangen,
Und die Nacht hat Trauer an.

Seit die Liebe weggegangen,
Bin ich nun ein Mohrenkind,
Und die roten, frohen Wangen
Dunkel und verloren sind.

Dunkelheit muß tief verschweigen
Alles Wehe, alle Lust,
Aber Mond und Sterne zeigen,
Was mir wohnet in der Brust.

Wenn die Lippen dir verschweigen
Meines Herzens stille Glut,
Müssen Blick und Tränen zeigen,
Wie die Liebe nimmer ruht.

Ich wollt' ein Sträußlein binden.

Ich wollt' ein Sträußlein binden,
Da kam die dunkle Nacht,
Kein Blümlein war zu finden,
Sonst hätt' ich dir's gebracht.

Da flossen von den Wangen
Mir Tränen in den Klee,
Ein Blümlein aufgegangen
Ich nun im Garten seh'.

Das wollte ich dir brechen
Wohl in dem dunklen Klee,

Doch fing es an zu sprechen:
„Ach, tue mir nicht weh!

„Sei freundlich in dem Herzen,
Betracht' dein eigen Leid
Und lasse mich in Schmerzen
Nicht sterben vor der Zeit!"

Und hätt's nicht so gesprochen,
Im Garten ganz allein,
So hätt' ich dir's gebrochen;
Nun aber darf's nicht sein.

Mein Schatz ist ausgeblieben,
Ich bin so ganz allein.
Im Lieben wohnt Betrüben,
Und kann nicht anders sein.

Was mag dich nur betrüben?

Was mag dich nur betrüben,
Daß du so traurig denkst?
Du mußt wohl Buße üben,
Weil du die Blicke senkst.

„Wie durch die stillen Wiesen
Die Bächlein murmelnd gehn,
Die Blumen, die dran sprießen,
Wie die hinunter sehn,

„So seh' ich zu, so horch' ich zu,
Bin freundlich mit ihnen auf du und du
Und wollt', daß es mein Liebchen wär';
Ei, das begreifst du wohl nimmermehr!" —

Was ist dir nur geschehen,
Daß du so ganz allein
Im dunkeln Wald magst gehen?
Du mußt wohl närrisch sein.

„Wie grüne Büsche lauschen
Und Echo widerklingt,
Was leis die Büsche rauschen
Und froh das Vöglein singt:

„So horch' ich zu, so ruf' ich zu,
Bin freundlich mit ihnen auf du und du
Und wollt', daß es mein Liebchen wär';
Ei, das begreifst du wohl nimmermehr!" —

Ich kann es wohl begreifen,
Sieh nicht so vor dich hin,
So wirst du wohl begreifen,
Daß ich dein Liebchen bin.

„So laß uns tanzen, springen
Im kühlen, grünen Wald,
Die Töne laß erklingen,
Daß alles freudig schallt,

„Tur, lu, tu, tu, tur, lu, tu, tu,
Wir leben und schweben auf du und du,
Und wenn es nicht mein Liebchen wär',
Ei, so begriff' ich's wohl nimmermehr!"

Nach Sevilla.

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die hohen Prachtgebäude
In den breiten Straßen stehen,
Aus den Fenstern reiche Leute,
Schön geputzte Frauen sehn,
Dahin sehnt mein Herz sich nicht!

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die letzten Häuser stehen,
Sich die Nachbarn freundlich grüßen,
Mädchen aus dem Fenster sehn,
Ihre Blumen zu begießen,
Ach, da sehnt mein Herz sich hin!

In Sevilla, in Sevilla
Weiß ich wohl ein reines Stübchen,
Helle Küche, stille Kammer;
In dem Hause wohnt mein Liebchen,
Und am Pförtchen glänzt ein Hammer.
Poch' ich, macht die Jungfrau auf!

Abendständchen.

Hör', es klagt die Flöte wieder,
Und die kühlen Brunnen rauschen.
Golden wehn die Töne nieder,
Stille, stille, laß uns lauschen!

Holdes Bitten, mild Verlangen,
Wie es süß zum Herzen spricht!
Durch die Nacht, die mich umfangen,
Blickt zu mir der Töne Licht.

Die lustigen Musikanten.

Da sind wir Musikanten wieder,
Die nächtlich durch die Straßen ziehn;
Von unsren Pfeifen luft'ge Lieder
Wie Blitze durch das Dunkel fliehn. —
Es brauset und sauset
Das Tamburin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen und greifen
Ans Herz
Mit Freud' und mit Schmerz.

Die Fenster gerne sich erhellen,
Und brennend fällt uns mancher Preis,
Wenn wir uns still zusammenstellen
Zum frohen Werke in den Kreis.
Es brauset und sauset usw.

An unsern herzlich frohen Weisen
Hat nimmer alt und jung genug,
Wir wissen alle hinzureißen
Zu unsrer Töne Zauberzug.
Es brauset und sauset usw.

Schlug zwölfmal schon des Turmes Hammer,
So stehen wir vor Liebchens Haus;
Aus ihrem Bettchen in der Kammer
Schleicht sie und lauscht zum Fenster raus.
Es brauset und sauset usw.

Wenn in des goldnen Bettes Kissen
Sich küssen Bräutigam und Braut
Und glauben's ganz allein zu wissen,
Macht bald es unser Singen laut.
Es brauset und sauset usw.

Bei stiller Liebe lautem Feste
Erquicken wir der Menschen Ohr,
Denn holde Mädchen, trunkne Gäste
Verehren unser klingend Chor.
Es brauset und sauset usw.

Doch sind wir gleich den Nachtigallen,
Sie singen nur bei Nacht ihr Lied;
Bei uns kann es nur lustig schallen,
Wenn uns kein menschlich Auge sieht.
Es brauset und sauset usw.

Die Tochter.

Ich habe meinen Freund verloren,
Und meinen Vater schoß man tot,
Mein Sang ergötzet eure Ohren,
Und schweigend wein' ich auf mein Brot.
Es brauset und sauset usw.

Die Mutter.

Ist's Nacht? Ist's Tag? Ich kann's nicht sagen,
Am Stabe führet mich mein Kind;
Die hellen Becken muß ich schlagen
Und ward von vielem Weinen blind.
Es brauset und sauset usw.

Die beiden Brüder.

Ich muß die lust'gen Triller greifen,
Und Fieber bebt durch Mark und Bein,
Euch muß ich frohe Weisen pfeifen
Und möchte gern begraben sein!
Es brauset und sauset usw.

Der Knabe.

Ich habe früh das Bein gebrochen,
Die Schwester trägt mich auf dem Arm,
Aufs Tamburin muß rasch ich pochen —
Sind wir nicht froh? daß Gott erbarm!
Es brauset und sauset
Das Tamburin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen und greifen
Ans Herz
Mit Freud' und mit Schmerz.

Der Spinnerin Lied.

Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall;
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

Ich sing' und kann nicht weinen
Und spinne so allein
Den Faden klar und rein,
Solang der Mond wird scheinen.

Da wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall;
Nun mahnet mich ihr Schall,
Daß du von mir gefahren.

Sooft der Mond mag scheinen,
Gedenk' ich dein allein;
Mein Herz ist klar und rein,
Gott wolle uns vereinen!

Seit du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall;
Ich denk' bei ihrem Schall,
Wie wir zusammen waren.

Gott wolle uns vereinen,
Hier spinn' ich so allein,
Der Mond scheint klar und rein,
Ich sing' und möchte weinen!

Es stehet im Abendglanze[1].

Es stehet im Abendglanze
Ein freies, heiliges Haus,
Da sehen mit schimmernden Augen
Viel' Knaben und Jungfraun heraus.
Dort hab' ich mein Liebchen gesehen,
Ein freundliches, zierliches Kind;
Sie konnte wohl schweben und drehen
Wie fallende Blüten im Wind.

Und die in dem Hause dort wohnen,
Sind heilig und wissen es nicht,

[1] An Marianne Jung. Vgl. „Brentanos Leben und Werke", S. 38* dieses Bandes, Z. 15 ff.

Sie leben mit Kränzen und Kronen
Alltäglich ein neues Gedicht.
Sie sind gleich den Göttern und handlen
Wohl täglich in andrer Gestalt,
Mein Liebchen wird auch sich verwandlen,
Das tut meinem Herzen Gewalt.

O Liebchen, wo bist du geblieben?
Ich steh' vor dem schimmernden Haus
Und will dich bescheiden nur lieben,
O Liebchen, o sehe heraus!
Ich will dein pflegen und warten
Im Herzen so treu, als ich kann —
Da seh' ich dich sitzen im Garten
Wohl bei einem reichen Mann.

So kauf' ich mir Rechen und Spaten,
Bind' mir ein grün Schürzelein vor
Und poche wohl als ein Gärtner
An des reichen Mannes Tor:
„Tu auf, tu auf den Garten,
Ich will dir wohl ohne Sold
Die Blumen all' pflegen und warten,
Sie sind ja mein Silber und Gold." —

„So sei mir, o Gärtner, willkommen!
Zieh hoch die Blumen mir,
Zieh lang sie zu blühenden Ketten,
Ich habe ein Vögelchen hier.
Zieh hoch und dicht eine Laube,
Zieh mir ein Gitterhaus,
Daß keiner mein Vögelchen raube
Und es nicht fliege aus!"

Da klingt wohl sanft und süße
Im Garten ein heilig Lied,
Die Bäume senden Grüße,
Die Blume lauschend blüht.
Da seh' ich mein Liebchen so weinen,
So blicken zu mir herauf,

Die Sonne will nicht mehr scheinen,
Die Blumen, sie gehen nicht auf.

So hast du dann verlassen
Der Götter freies Haus,
Der Locken Gold muß blassen,
Der Augen Licht geht aus.
O Liebchen, o sei nicht so munter,
Du hast vergeudet dein Los;
Dein Sternlein, es ging ja unter
Tief in des Meeres Schoß.

Ans Meer will ich mich stellen
Betrübt im Abendschein
Und sehen, wie in die Wellen
Versinkt dein Sternelein,
Und niedersehn und weinen
Die Tränen all' hinab —
Sie wollen sich ja vereinen
Mit deines Sternes Grab. —

Dies Lied hab' ich ersonnen
Wohl vor dem Zauberhaus,
Das glänzt in der Abendsonnen;
Du blickst nicht mehr heraus —
Als Jugend um Liebe mußt' brennen
In irrem Liebeswahn,
Da konnte sie ihn nicht erkennen
Und blickte so hell ihn doch an!

Wenn ich ein Bettelmann wär'[1].

Wenn ich ein Bettelmann wär',
Käm' ich zu dir,
Säh' dich gar bittend an;
Was gäbst du mir? —

[1] Gerichtet an „das schöne Mädchen Walpurgis", ein Rüdesheimer Wirtstöchterlein, in das sich Brentano im Spätsommer 1800 verliebt hatte; mit einem

Der Pfennig hilft mir nicht,
Nimm ihn zurück,
Goldner als golden glänzt
Allen dein Blick;

Und was du allen gibst,
Gebe nicht mir,
Nur was mein Aug' begehrt,
Will ich von dir.

„Bettler, wie helf' ich dir?" —
Sprächst du nur so,
Dann wär' im Herzen ich
Glücklich und froh.

Laufst auf dein Kämmerlein,
Holst ein Paar Schuh,
Die sind mir viel zu klein,
Sieh einmal zu. —

Sieh nur, wie klein sie sind,
Drücken mich sehr;
Jungfrau, süß lächelst du,
O gib mir mehr!

Brautgesang.

Komm heraus, komm heraus, o du schöne, schöne Braut,
Deine guten Tage sind nun alle, alle aus;
Dein Schleierlein weht so feucht und tränenschwer,
O, wie weinet die schöne Braut so sehr!
Mußt die Mägdlein lassen stehn,
Mußt nun zu den Frauen gehn.

Lege an, lege an heut auf kurze, kurze Zeit
Deine Seidenröslein, dein reiches Brustgeschmeid';

sonderbaren Nebenbuhler, einem alten, in der Schloßruine der Gisela Brömserin hausenden Bettler, war er eine Wette um eine Kanne Wein eingegangen, ob es dem Bettler gelänge, von Walpurg in Gegenwart aller Gäste unaufgefordert einen Kuß zu erwischen. „Und denk dir", schreibt Clemens an Bettina, „er hat die Wette gewonnen! — Und mir hat sie nie einen Kuß gegeben, so sehr ich auch darum bat..."

Dein Schleierlein weht so feucht und tränenschwer,
O, wie weinet die schöne Braut so sehr!
Mußt die Zöpflein schließen ein
Unterm goldnen Häubelein.

Lache nicht, lache nicht, deine Gold- und Perlenschuh'
Werden dich schon drücken, sind eng genug dazu;
Dein Schleierlein weht so feucht und tränenschwer,
O, wie weinet die schöne Braut so sehr!
Wenn die andern tanzen gehn,
Mußt du bei der Wiege stehn.

Winke nur, winke nur, sind gar leichte, leichte Wink',
Bis den Finger drücket der goldne Treuering.
Dein Schleierlein weht so feucht und tränenschwer,
O, wie weinet die schöne Braut so sehr!
Ringlein sehn heut lieblich aus,
Morgen werden Fesseln draus.

Springe heut, springe heut deinen letzten, letzten Tanz,
Welken erst die Rosen, stehen Dornen in dem Kranz;
Dein Schleierlein weht so feucht und tränenschwer,
O, wie weinet die schöne Braut so sehr!
Mußt die Blümlein lassen stehn,
Mußt nun auf den Acker gehn.

Die Schönheit.

Und was ich treibe, was ich tue,
Ich komm' doch nimmermehr zur Ruhe,
Meine Schönheit ist so weit bekannt,
Daß die ganze Welt in mich entbrannt.
Aus dem Tale und über die Berge
Kommen Riesen, Satyren und Zwerge,
Viele hundert Waldteufel und Faunen —
Es ist ordentlich zu erstaunen,
Wo sich die Leute her beschreiben,
Zu Haus können sie sich doch nicht gleich auftreiben.

Ich kann kaum den Himmel mehr sehn,
So muß ich täglich den Zaun erhöhn —
Daß mich die plumpen Riesen
Nicht gar zu Tode niesen,
Wenn sie mit ihren großen Perucken
Über den Zaun herübergucken. —
An der Türe ist ein ewiges Klopfen,
Und ich kann nicht genug Löcher zustopfen,
Daß nicht die Zwerge hereinschlüpfen,
Die drauß wie Frösche herumhüpfen. —
Von den vielen Seufzern wird die Luft verderben,
Und meine Bäume wollen schon absterben;
Ich mag noch soviel faule Äpfel hinausschleudern,
Das hilft nichts bei den mancherlei Bärnhäutern.

Fünf Rheinlieder.

Der Rhein und seine Nebenflüsse.

Alle miteinander singen:

Himmel oben, Himmel unten,
Stern und Mond in Wellen lacht,
Und in Traum und Lust gewunden
Spiegelt sich die fromme Nacht.

Welch entzückend laues Wehen!
Blumenatem! Traubenduft!
Wie die Felsen ernsthaft sehen
In des Widerhalles Kluft!

Rhein, du breites Hochzeitbette!
Himmelhohes Lustgerüst!
Wo sich, spielend um die Wette,
Stern und Mond und Welle küßt.

Der Weiße und der Rote Main singen:

Aus dem alten Fichtelberge
Rauscht zu dir das Brüderpaar,
Im Gestein die klugen Zwerge
Machten uns manch Märlein klar.

Mit uns ziehen zu dir nieder
Viele Nymphen, schön und klug,
Und wir bringen alte Lieder,
Alte Märchen dir genug.

Rhein, du hast uns eingeladen
In dein grünes Wasserschloß
Zwischen jauchzenden Gestaden,
In den kühlen Felsenschoß.

Und wir wollen jenen Kindern,
Die du drin gefangen hast,
Märchen singend, bald vermindern
Ihres Heimwehs bittre Last.

Die Flußnymphen singen nacheinander:

Freundlich bin ich, Rodach[1] heiß' ich,
Roter Röslein manchen Strauß
Von gebückten Büschen reiß' ich,
Teil' sie frommen Kindern aus.

*

Ich bin heimlich, heiße Itsche[2];
Wenn, wo Dorn und Schlehe blüht,
Still ich durch die Felsen witsche,
Lausche ich der Hirtin Lied.

*

Baunach[3], Leutenbach und Ellern[4]
Sind wir, bringen Kiesel rund,
Die wir in den Felsenkellern
Ausgesucht hübsch glatt und bunt.

*

Ich bin edel, heiße Regnitz,
Stamme aus dem Nordgau her,

[1] Rechter Nebenfluß des Mains, vom Frankenwald kommend. — [2] Itz, gleichfalls rechtsseitiger Nebenfluß des Mains, entspringt im Thüringer Wald. — [3] Ebenfalls rechtsseitiger Nebenfluß des Mains, kommt von den Haßbergen. — [4] Ein Nebenfluß des Mains, der kurz oberhalb der Regnitz einmündet und im Unterlauf Leitenbach, im Oberlauf Ellernbach heißt.

Aysch und Wiesent[1] und die Pegnitz
Tragen meine Gaben schwer.

Aysch bringt rote Pfaffenhütlein,
Wiesenblümlein Wiesent bringt,.
Und manch Märlein und manch Liedlein
Wissen wir, das lieblich klingt.

*

Ich, die Pegnitz, sinnreich heiter,
Bring' den Kindern Spielerei:
Trommeln, Pfeifen, Puppen, Reiter
Führ' aus Nürnberg ich herbei.

Arche Noäh, Gänsespiele,
Pfefferkuchen, buntes Wachs,
Bilderbücher — ei, wie viele! —
Und manch Liedlein von Hans Sachs.

Ei, die Kindlein werden lachen
Über all den lieben Tand,
Breit' ich erst die schönen Sachen
Ihnen aus im klaren Sand.

Heisa! lustig! Rockenstube,
Jahrmarkt, Niklas, heil'ger Christ,
Freu' dich, Mägdlein, freu' dich, Bube!
Alles hier beisammen ist.

*

Ich die kluge Saale heiße,
Bin ein Nixchen wunderbar,
Stell' verwandelt mancherweise
Bald als Kind, als Greis mich dar.

*

Sinnreich bin ich, Sinna[2] heiß' ich,
Wandle durch den Erlenwald,

[1] Aysch ist linker, Wiesent rechter Nebenfluß der Regnitz. — [2] Sinn, von der Rhön kommend, fließt mit der Fränkischen Saale bei Gemünden in den Main.

Und vom Erlenkönig weiß ich
Auch manch Lied, das rührend schallt.

*

Rauschend durch die Mühlen spring' ich,
Spiele gern und heiße Lohr[1],
Von dem Müllerburschen sing' ich,
Der sein treues Lieb verlor.

*

Tauber heiß' ich, Reben schwing' ich
Trunken in dem Taubergrund,
Und den Kindern Tauben bring' ich,
Um die Hälse golden bunt.

*

Und ich heiße Nidda[1], Nidda,
Im Gebüsch versteck' ich mich,
Rufe immer „Nit da, nit da",
Mit den Kindern neck' ich mich.

Alle zusammen singen:

Seid gegrüßt, ihr Rebenhügel!
Seid gegrüßt, ihr Felsenstein',
Die ihr unter Gottes Flügel
Also süß geschlummert ein!

Felder, Korn und Blumen tragend,
Hirtenflöten, einsam klagend,
Hohe Türme, Glocken schlagend,
Kirchlein, Schloß, am Felsen ragend,

All' ihr hochgeherzten Helden,
Die zu Bacchus Hochaltar*
Sich zum blauen Spiegel stellten,
Seid gegrüßt von unsrer Schar!

* Bacharach (ara Bachi).

[1] Rechtsseitige Nebenflüsse des Mains; Lohr kommt vom Spessart, Nidda vom Vogelsberg.

Nun gute Nacht, mein Leben!

Nun gute Nacht, mein Leben,
Du alter, treuer Rhein!
Deine Wellen schweben
Klar im Sternenschein;
Die Welt ist rings entschlafen,
Es singt den Wolkenschafen
Der Mond ein Lied.

Der Schiffer schläft im Nachen
Und träumet von dem Meer;
Du aber, du mußt wachen
Und trägst das Schiff einher;
Du führst ein freies Leben,
Durchtanzest bei den Reben
Die ernste Nacht.

Wer dich gesehn, lernt lachen;
Du bist so freudenreich,
Du labst das Herz der Schwachen
Und machst den Armen reich;
Und spiegelst hohe Schlösser
Und füllest große Fässer
Mit edlem Wein.

Auch manchen lehrst du weinen,
Dem du sein Lieb entführt;
Gott wolle die vereinen,
Die solche Sehnsucht rührt!
Sie irren in den Hainen,
Und von den Echosteinen
Erschallt ihr Weh!

Und manchen lehret beten
Dein tiefer Felsengrund;
Wer dich im Zorn betreten,
Den ziehst du in den Schlund;
Wo deine Strudel brausen,
Wo deine Wirbel sausen,
Da beten sie!

Mich aber lehrst du singen;
Wenn dich mein Aug' ersieht,
Ein freudeselig Klingen
Mir durch den Busen zieht;
Treib fromm mir meine Mühle,
Jetzt scheid' ich in der Kühle
Und schlummre ein!

Ihr lieben Sterne, decket
Mir meinen Vater zu,
Bis mich die Sonne wecket,
Bis dahin mahle du;
Wird's gut, will ich dich preisen,
Dann sing' in höhern Weisen
Ich dir ein Lied!

Nun werf' ich dir zum Spiele
Den Kranz in deine Flut;
Trag ihn zu seinem Ziele,
Wo dieser Tag auch ruht;
Gut' Nacht! Ich muß mich wenden,
Muß nun mein Singen enden,
Gut' Nacht, mein Rhein!

In der Fremde.

Weit bin ich einhergezogen
Über Berg und über Tal,
Der treue Himmelsbogen,
Er umgibt mich überall.

Unter Eichen, unter Buchen,
An dem wilden Wasserfall
Muß ich nun die Herberg' suchen
Bei der lieb Frau Nachtigall,

Die im brünst'gen Abendliede
Ihre Gäste wohl bedenkt,
Bis sich Schlaf und Traum und Friede
Auf die müde Seele senkt.

Und ich hör' dieselben Klagen,
Und ich hör' dieselbe Lust,
Und ich fühl' das Herz mir schlagen
Hier wie dort in meiner Brust.

Aus dem Fluß, der mir zu Füßen
Spielt mit freudigem Gebraus,
Mich dieselben Sterne grüßen,
Und so bin ich hier zu Haus.

Heimatsgefühl.

Wie klinget die Welle!
Wie wehet ein Wind!
O selige Schwelle,
Wo wir geboren sind!

Du himmlische Bläue!
Du irdisches Grün!
Voll Lieb' und voll Treue,
Wie wird mein Herz so kühn!

Wie Reben sich ranken
Mit innigem Trieb,
So, meine Gedanken,
Habt hier alles lieb!

Da hebt sich kein Wehen,
Da regt sich kein Blatt,
Ich kann draus verstehen,
Wie lieb man mich hat.

Ihr himmlischen Fernen,
Wie seid ihr mir nah!
Ich griff nach den Sternen
Hier aus der Wiege ja.

Treib nieder und nieder,
Du herrlicher Rhein!
Du kommst mir ja wieder,
Läßt nie mich allein.

O Vater, wie bange
War mir es nach dir;
Horch' meinem Gesange,
Dein Sohn ist wieder hier!

Du spiegelst und gleitest
Im mondlichen Glanz,
Die Arme du breitest:
Empfange meinen Kranz!

Rückkehr an den Rhein.

Weiß ich gleich nicht mehr, wo hausen,
Find' ich gleich die Mühle nicht,
Seh' ich dich doch wieder brausen,
Heil'ger Strom, im Mondenlicht.
O willkomm, willkomm, willkommen!
Wer einmal in dir geschwommen,
Wer einmal aus dir getrunken,
Der ist Vaterlandes trunken.

Wo ich Sonnen niedersenken
Sich zum Wellenspiegel sah
Oder Sterne ruhig denken
Überm See, warst du mir nah.
O willkomm, willkomm, willkommen!
Wen du einmal aufgenommen,
Wen du gastfrei angeschaut,
Keiner Freude mehr vertraut.

Ström' und Flüss' hab' ich gesehen,
Reißend, schleichend durch das Land,
Aber keiner weiß zu gehen
Herrlich so durchs Vaterland.
O willkomm, willkomm, willkommen!
Schild der Starken, Trost der Frommen,
Gastherr aller Lebensgeister,
Erzmundschenk und Küchenmeister!

Ordensband der deutschen Erde,
Das der Weinstock um sie schlingt,
Wo am gastfrei deutschen Herde
Sie der Helden Wohlsein trinkt,
O willkomm, willkomm, willkommen!
Andre Flucht kann mir nicht frommen;
Denn an deinem Ufer lauschen
Wein und Liebe, die berauschen.

Weines Feuer, Liebestreue,
Männerkraft und Jungfraunzucht:
Daß mein Herz sich recht erneue,
Hab' ich wieder euch besucht.
O willkomm, willkomm, willkommen!
Echo, schlag die Freudentrommen,
Daß der Vater Rhein euch höret,
Wie ich bin zurückgekehret!

Wiegenlied.

Singet leise, leise, leise,
Singt ein flüsternd Wiegenlied,
Von dem Monde lernt die Weise,
Der so still am Himmel zieht.

Singt ein Lied so süß gelinde,
Wie die Quellen auf den Kieseln,
Wie die Bienen um die Linde
Summen, murmeln, flüstern, rieseln.

Säusle, liebe Myrte.

Säusle, liebe Myrte!
Wie still ist's in der Welt!
Der Mond, der Sternenhirte
Auf klarem Himmelsfeld,
Treibt schon die Wolkenschafe
Zum Born des Lichtes hin.

Schlaf', mein Freund, o schlafe,
Bis ich wieder bei dir bin!

Säusle, liebe Myrte,
Und träum' im Sternenschein!
Die Turteltaube girrte
Auch ihre Brut schon ein.
Still ziehn die Wolkenschafe
Zum Born des Lichtes hin.
Schlaf', mein Freund, o schlafe,
Bis ich wieder bei dir bin!

Hörst du, wie die Brunnen rauschen?
Hörst du, wie die Grille zirpt?
Stille, stille, laß uns lauschen!
Selig, wer in Träumen stirbt;
Selig, wen die Wolken wiegen,
Wenn der Mond ein Schlaflied singt;
O, wie selig kann der fliegen,
Dem der Traum den Flügel schwingt,
Daß an blauer Himmelsdecke
Sterne er wie Blumen pflückt!
Schlafe, träume, flieg, ich wecke
Bald dich auf und bin beglückt!

Geheime Liebe[1].

Unbeglückt muß ich durchs Leben gehen,
Meine Rechte sind nicht anerkannt;
Aus der Liebe schönem Reich verbannt,
Muß ich dennoch stets ihr Schönstes sehen!

Nicht die schwache Zunge darf's gestehen,
Nicht der Blick, verstohlen zugesandt,
Was sich eigen hat das Herz ernannt,
Nicht im Seufzer darf's der Brust entwehen!

[1] Gerichtet an die Schauspielerin Madame Brede in Prag. Vgl. „Brentanos Leben und Werke", S. 60* dieses Bandes, Z. 7 ff.

Tröstung such' ich bei der fremden Nacht,
Wenn der leere lange Tag vergangen,
Ihr vertrau' ich mein geheim Verlangen;

Ist in Tränen meine Nacht durchwacht
Und der lange leere Tag kommt wieder,
Still ins Herz steigt meine Liebe nieder.

Der goldne Tag ist heimgegangen.

Der goldne Tag ist heimgegangen;
Ich sah ihn über die Berge ziehn,
Und all mein sehnendes Verlangen
Floh mit ihm hin.

Bunt ist wohl um des Jünglings Hüften
Der schimmernde Mantel hingewallt,
Und leise in den Himmelslüften
Sein Lied verhallt.

Ich sah wohl die glühenden Locken
Am Berge wehn,
Oben ihn stehn
Und freundlich goldne Flocken
Auf die Bahn hinsäen,
Darauf weiter zu gehen.

Da breitet das Leben
Die Schmetterlingsflügel,
Am duftigen Hügel
Ihn hoch zu erheben,
Uns nochmals zu geben.

So traurig saß er oben
Im Purpurzelt
Und grüßt' die Welt:
„Leb' wohl da unten!"

Da hat ihn der Flügel
Mit Flammen umwoben,

Am duftigen Hügel
Hinübergehoben.

Sein ödes Reich bleibt still zurücke,
Die Welt verweilt ganz herrenlos.
Das Leben forscht mit trübem Blicke
Im eignen Schoß.

Ein düstrer Mantel rauschet nieder
Rund um des Jünglings verlaßnen Thron,
Und aus den Wäldern hallet wider
Ein trunkner Ton.

Es rühren die nächtlichen Stunden
Sich tief im Tal,
Bereiten ein Mahl
Im dämmernden Saal,
Mit dichten Gewändern umwunden.

Ein matter Strahl
Blinkt am Pokal,
Und, süß betrunken
Vom goldnen Wein,
Schlummert die jüngste
Der Stunden schon ein;
Die andern lauschen
Von außen her zu
Und stürzen herein.
Es sterben die Funken,
Hinabgesunken
Ist der letzte Strahl
Von ihrem Pokal.
Sie irren und rauschen
Ohn' Schimmer und Schein,
Ohn' alle Ruh'.
Zerstört ist das Mahl
Und dunkel der Saal.

Da schreiten die Stunden so leise
Wohl in die Nacht,

Verhüllen auf finsterer Reise
Mit ernstem Bedacht
In dunkeln Falten
Die regen Gestalten,
An denen sie sinnend vorüber wallten.
Und alles umarmt sich rings umher,
Es gibt keine einzelne Rechte mehr,
Es öffnet jed' Leben dem andern die Brust
Und trinket mit Lust,
Ganz ohnbewußt,
Den himmlischen Kuß,
Den Wechselgenuß.
So innig umschlungen,
So heilig durchdrungen,
Umhüllet ein Rausch
Den lieblichen Tausch.

Und endlich lösen die Arme sich auf,
Der Mond zieht herauf;
Der dämmernde Blick
Träumt trunkenen Traum.
Im himmlischen Raum
Erblühen die Sterne
Und kehret das Licht
Bescheiden zurück.
Das Leben flicht
Dann in der Ferne
Den bräutlichen Kranz,
Entzündet die Lieder,
Erleuchtet den Tanz.
Die reizenden Glieder
Umhüllt ein Gewand,
Durchsichtig gewebet.
Das Leben erhebet,
Zum Himmel gewandt,
Den Busen und strebet,
Sich wieder zu finden.

Die Sehnsucht erwacht
In schimmernder Nacht!

An die Nacht.

Heil'ge Nacht, heil'ge Nacht!
Sterngeschloßner Himmelsfrieden!
Alles, was das Licht geschieden,
Ist verbunden,
Alle Wunden
Bluten süß im Abendrot.

Bjelbogs* Speer, Bjelbogs Speer
Sinkt ins Herz der trunknen Erde,
Die mit seliger Gebärde,
Eine Rose,
In dem Schoße
Dunkler Lüste niedertaucht.

Zücht'ge Braut, zücht'ge Braut!
Deine süße Schmach verhülle,
Wenn des Hochzeitbechers Fülle
Sich ergießet!
Also fließet
In die brünst'ge Nacht der Tag.

Abendlied.

Wie so leis die Blätter wehn
In dem lieben, stillen Hain!
Sonne will schon schlafen gehn,
Läßt ihr goldnes Hemdelein
Sinken auf den grünen Rasen,
Wo die schlanken Hirsche grasen
In dem roten Abendschein.

In der Quellen klarer Flut
Treibt kein Fischlein mehr sein Spiel;

* Nach der böhmischen Mythologie der lichte Himmelsgott.

Jedes suchet, wo es ruht,
Sein gewöhnlich Ort und Ziel
Und entschlummert überm Lauschen
Auf der Wellen leises Rauschen
Zwischen bunten Kieseln kühl.

Schlank schaut auf der Felsenwand
Sich die Glockenblume um;
Denn verspätet über Land
Will ein Bienchen mit Gesumm
Sich zur Nachtherberge melden
In den blauen, zarten Zelten,
Schlüpft hinein und wird ganz stumm.

Vöglein, euer schwaches Nest,
Ist das Abendlied vollbracht,
Wird wie eine Burg so fest;
Fromme Vöglein schützt zur Nacht
Gegen Katz- und Marderkrallen,
Die im Schlaf sie überfallen,
Gott, der über alle wacht.

Treuer Gott, du bist nicht weit,
Dir vertraun wir ohne Harm
In der wilden Einsamkeit,
Wie in Hofes eitelm Schwarm.
Du wirst uns die Hütte bauen,
Daß wir fromm und voll Vertrauen
Sicher ruhn in deinem Arm.

Der Abend.

Nach seiner Heimat kühlen Lorbeerhainen
Schwebt auf der goldnen Schale
Schon Helios, es glühen rings die Wellen,
Der Ozean erschwillt in frohen Scheinen,
Die wie mit Blitzesstrahle
Die ernste Nacht der fernen Ufer hellen,
Und über allen Schwellen

Ergießt der Gott die stillen Feuerwogen
Zum ew'gen Himmelsbogen,
Daß von den Bergen durch das dunkle Leben
Des Tages Flammen widerhallend beben.

Hoch auf den Bergen wehen seine Flammen,
Den raschen Mann zu führen,
Der seiner Reise Ziel noch nicht errungen.
Er strahlet mit dem Glanze stets zusammen;
Wenngleich die Füße gleiten,
Bleibt von dem Lichte doch sein Haupt umschlungen.
Nie von der Nacht bezwungen,
Lenkt ruhig nach der Sterne heil'gem Feuer
Das ernste Schiff das Steuer
Und wandelt heimwärts durch die dunkeln Fluten,
Vertrauend auf des Leuchtturms hohe Gluten.

Von kühnen Felsen rinnen Lichter nieder,
Die Täler zu ergründen,
Und wo des Feuers wilde Quelle ziehet,
Verglimmen bald des Haines milde Lieder,
Denn alle Töne schwinden,
Bis sie des Abends Flammen rein geglühet —
Und welch ein Lied erblühet! —
Es flicht die Nachtigall die goldnen Schlingen,
Und süß gefangen ringen
Im Liede Liebesschmerz und Schmerzesliebe,
Daß Schmerz in Liebe, Lieb' in Schmerz sich übe*.

So drang der Töne Frühling aus dem Schweigen;
So auch in reinen Seelen
Des Tages wilde Kämpfe bald zerrinnen,
Wenn Lieb' und Schmerz sich hold zusammenneigen,
Die Zwietracht zu verhehlen,
Und rührend doch den ew'gen Streit beginnen.
Ach, keine mag gewinnen! —

* Ich konnte das schöne Tonspiel des Italienischen von amare und amaro nicht anders geben.

Ein Wundergift fließt beiden von den Pfeilen,
Zu töten und zu heilen —
Denn er[1] muß stets an ihrem Pfeil[2] gesunden,
Und sterbend lebt sie nur in seinen Wunden.

Oft sah ich die Sonne steigen.

Oft sah ich die Sonne steigen
Zu des Berges höchstem Rand
Und sich liebend abwärts neigen
In ein fremdes, fernes Land.

Auf der Höhe blieb sie stehen
Und hat scheidend mir vertraut:
„Nie wirst du mich wiedersehen,
Denn ich bin des Mondes Braut."

Schrecken wollte mich versteinen,
Wie sie mir den Abschied bot,
Doch sie lehrte mich noch weinen,
Eh' sie schied im Abendrot.

Wie die Tränen niederflossen,
Blühte Ruhe mir herauf,
Und in Herzenstiefe schlossen
Sich mir Liebesschätze auf.

Auf des Abendmeeres Wellen
Sah ich goldne Schiffe gehn,
Sehnsucht will die Segel schwellen,
Phantasie das Steuer drehn.

Was werd' ich vom Schiff empfangen?
Trägt's den Bräutigam heran?
Bringt es Perlen, goldne Spangen,
Segelnd durch der Wellen Bahn?

Doch die Fluten ernster dunkeln,
Purpurn rötet sich die Flut,

[1] Der Schmerz. — [2] Am Pfeil der Liebe.

Goldnes Dachwerk seh' ich funkeln,
Das auf Saphirsäulen ruht.

Phantasie steht auf den Stufen
Und blickt bittend nach mir hin,
Scheinet lockend mich zu rufen,
Bietend herrlichen Gewinn.

Phantasie.

(Für Flöte, Klarinette, Waldhorn und Fagott.)

Flöte.

Stille Blumen,
In der Liebe Heiligtumen
Nicht entsprossen,
Welken nieder.
Süße Lieder,
Ohne Echo hingeflossen,
Kehren nimmer wieder.

Klarinette.

Doch zeiget der Spiegel im Quelle
So freundlich und helle
Das eigne Gebild,
Wie's flüchtig in rastloser Schnelle
Sich eilend geselle
Und Welle an Welle
Dem Leben entquillt.

Fagott.

Wohnen nicht klar in mir
Des Geistes Gestalten,
Leben, so will ich dir
Den Busen entfalten;
Wer den eignen Ton nicht hört,
Lausche, bis er wiederkehrt. —
Widerschein
Blickt ins dunkle Herz herein.

Waldhorn.

Des Vorhangs leises Beben
Erschreckt mich nicht,
Und kann ich nicht erstreben
Das eigne Licht,
So wandl' ich schön und stille,
Ein Kind, dahin:
Mich grüßt durch fromme Hülle
Ein heil'ger Sinn.

Alle.

Es eilet jed' Leben die eigene Bahn;
Es schauet der Spiegel den Menschen nicht an;
Es küsset die Welle die Welle so gerne
Und reißet vom Ganzen nicht einer sich los;
Doch blüht einem jeden das Ganze im Schoß,
Und tief durch den Schleier, da weht es von ferne.

Flöte.

Helle Sterne
Blinken aus der weiten Ferne
Fremdes Licht —
Und die Tränen,
Die sich nach dem Freunde sehnen,
Siehst du nicht.

Waldhorn.

Es wandelt voll Liebe im Leben
Die Sonn' und das Mondlicht herauf;
Doch, wenn wir das eigne nicht geben,
Schließt nimmer der Schatz sich uns auf.

Fagott.

Was wir suchen, ach, das wohnet
Unerkannt
Uns im Herzen, unbelohnet;
Und die Hand
Haschet stets nach äußerm Schimmer.
Was wir nicht umfassen,

Das müssen wir lassen;
Denn wir fassen's sicher nimmer.

Klarinette.

Die ganze Welt
Umwölbet ein Zelt,
Über jeglicher Pforte
Stehn goldne Worte.
Das Aug' der Sonne glühet
Zur Blume, die aufsteht,
Den heißen Gruß;
Auf Mondeslippen blühet
Der Blume, die heimgeht,
Der stille Kuß.
Und wer mit beiden
Nicht kindlich spricht,
Dem leuchtet kein Licht,
Der findet den Ein- und den Ausgang nicht,
Der kann nicht kommen, nicht scheiden.

Alle.

Und wer sich mit Liebe nicht selber umarmt,
Für den ist das Leben zum Bettler verarmt.
In eigenem Busen muß alles erklingen,
Und daß der Sinn leicht finden es kann,
Hat's viele buntfarbige Kleider an,
Und Hülle und Geist sich zum Leben verschlingen.

Nachklang Beethovenscher Musik.

Selig, wer ohne Sinne
Schwebt, wie ein Geist auf dem Wasser,
Nicht wie ein Schiff — die Flaggen
Wechselnd der Zeit und Segel
Blähend, wie heute der Wind weht.
Nein, ohne Sinne, dem Gott gleich,
Selbst sich nur wissend und dichtend,

Schafft er die Welt, die er selbst ist,
Und es sündigt der Mensch drauf,
Und es war nicht sein Wille!
Aber geteilet ist alles.
Keinem ward alles, denn jedes
Hat einen Herrn, nur der Herr nicht;
Einsam ist er und dient nicht.
So auch der Sänger.

Sprich aus der Ferne!

Sprich aus der Ferne,
Heimliche Welt,
Die sich so gerne
Zu mir gesellt!

Wenn das Abendrot niedergesunken,
Keine freudige Farbe mehr spricht
Und die Kränze still leuchtender Funken
Die Nacht um die schattichte Stirne flicht:
Wehet der Sterne
Heiliger Sinn
Leis durch die Ferne
Bis zu mir hin.

Wenn des Mondes still lindernde Tränen
Lösen der Nächte verborgenes Weh,
Dann wehet Friede. In goldenen Kähnen
Schiffen die Geister im himmlischen See.
Glänzender Lieder
Klingender Lauf
Ringelt sich nieder,
Wallet hinauf.

Wenn der Mitternacht heiliges Grauen
Bang durch die dunklen Wälder hinschleicht
Und die Büsche gar wundersam schauen,
Alles sich finster, tiefsinnig bezeugt:

Wandelt im Dunkeln
Freundliches Spiel,
Still Lichter funkeln
Schimmerndes Ziel.

Alles ist freundlich wohlwollend verbunden,
Bietet sich tröstend und traurend die Hand,
Sind durch die Nächte die Lichter gewunden,
Alles ist ewig im Innern verwandt.
Sprich aus der Ferne,
Heimliche Welt,
Die sich so gerne
Zu mir gesellt!

Schwanenlied.

Wenn die Augen brechen,
Wenn die Lippen nicht mehr sprechen,
Wenn das pochende Herz sich stillet
Und der warme Blutstrom nicht mehr quillet:
O, dann sinkt der Traum zum Spiegel nieder,
Und ich hör' der Engel Lieder wieder,
Die das Leben mir vorübertrugen,
Die so selig mit den Flügeln schlugen
Ans Geläut' der keuschen Maiesglocken,
Daß sie all' die Vöglein in den Tempel locken,
Die so süße, wild entbrannte Psalmen sangen,
Daß die Liebe und die Lust so brünstig rangen,
Bis das Leben war gefangen und empfangen;
Bis die Blumen blühten;
Bis die Früchte glühten
Und gereift zum Schoß der Erde fielen,
Rund und bunt zum Spielen;
Bis die goldnen Blätter an der Erde rauschten
Und die Wintersterne sinnend lauschten,
Wo der stürmende Sämann hin sie säet,
Daß ein neuer Frühling schön erstehet.

Stille wird's, es glänzt der Schnee am Hügel,
Und ich kühl' im Silberreif den schwülen Flügel,
Möcht' ihn hin nach neuem Frühling zücken,
Da erstarret mich ein kalt Entzücken —
Es erfriert mein Herz, ein See voll Wonne,
Auf ihm gleitet still der Mond und sanft die Sonne,
Unter den sinnenden, denkenden, klugen Sternen
Schau' ich mein Sternbild an in Himmelsfernen;
Alle Leiden sind Freuden, alle Schmerzen scherzen,
Und das ganze Leben singt aus meinem Herzen:
Süßer Tod, süßer Tod
Zwischen dem Morgen- und Abendrot!

II.

Religiöse Lyrik.

Frühlingsschrei eines Knechtes aus der Tiefe.

Meister, ohne dein Erbarmen
Muß im Abgrund ich verzagen,
Willst du nicht mit starken Armen
Wieder mich zum Lichte tragen.

Jährlich greifet deine Güte
In die Erde, in die Herzen;
Jährlich weckest du die Blüte,
Weckst in mir die alten Schmerzen.

Einmal nur zum Licht geboren,
Aber tausendmal gestorben,
Bin ich ohne dich verloren,
Ohne dich in mir verdorben.

Wenn sich so die Erde reget,
Wenn die Luft so sonnig wehet,
Dann wird auch die Flut beweget,
Die in Todesbanden stehet.

Und in meinem Herzen schauert
Ein betrübter, bittrer Bronnen;
Wenn der Frühling draußen lauert,
Kommt die Angstflut angeronnen.

Weh, durch gift'ge Erdenlagen,
Wie die Zeit sie angeschwemmet,
Habe ich den Schacht geschlagen,
Und er ist nur schwach verdämmet!

Wenn nun rings die Quellen schwellen,
Wenn der Grund gebärend ringet,
Brechen her die bittern Wellen,
Die kein Witz, kein Fluch mir zwinget.

Andern ruf' ich: „Schwimme, schwimme!"
Mir kann dieser Ruf nicht taugen!
Denn in mir ja steigt die grimme
Sündflut, bricht aus meinen Augen.

Und dann scheinen bös Gezüchte
Mir die bunten Lämmer alle,
Die ich grüßte, süße Früchte,
Die mir reiften, bittre Galle.

Herr, erbarme du dich meiner,
Daß mein Herz neu blühend werde!
Mein erbarmte sich noch keiner
Von den Frühlingen der Erde.

Meister, wenn dir alle Hände
Nahn mit süß erfüllten Schalen,
Kann ich mit der bittern Spende
Meine Schuld dir nimmer zahlen.

Ach, wie ich auch tiefer wühle,
Wie ich schöpfe, wie ich weine,
Nimmer ich den Schwall erspüle
Zum Kristallgrund fest und reine!

Immer stürzen mir die Wände,
Jede Schicht hat mich belogen,
Und die arbeitblut'gen Hände
Brennen in den bittern Wogen.

Weh, der Raum wird immer enger,
Wilder, wüster stets die Wogen;
Herr, o Herr, ich treib's nicht länger —
Schlage deinen Regenbogen!

Herr, ich mahne dich: Verschone!
Herr, ich hört' in jungen Tagen,

Wunderbare Rettung wohne —
Ach! — in deinem Blute, sagen.

Und so muß ich zu dir schreien,
Schreien aus der bittern Tiefe,
Könntest du auch nie verzeihen,
Daß dein Knecht so kühnlich riefe.

Daß des Lichtes Quelle wieder
Rein und heilig in mir flute,
Träufle einen Tropfen nieder,
Jesus, mir von deinem Blute!

Gehör' der Welt nicht an!

Gehör' der Welt nicht an,
Sonst ist's um dich getan,
Um mich getan!

Gehör' dem Himmel an,
Dann bricht der schlimme Wahn,
Und ich klimm' an!

Ach, lenk' den irren Kahn
Von dieser wirren Bahn
Und lande an!

Hier ist kein guter Grund,
Hier in den Gluten bunt
Ist's nicht gesund!

Weh, dieses bunte Licht,
Das falsche Farben bricht,
Führt ins Gericht!

Folg' nicht der Wolke kraus,
Komm heim ins Mutterhaus,
Bald ist es aus!

Finkenlied.

Vom Gesange lust'ger Finken
Durch das Fenster aufgeweckt,
Lasse ich den Schleier sinken,
Der mir meine Seele deckt.

Durch des alten Birnbaums Blüten
Schaut zwar trüber Himmel her,
Doch in meiner Brust ist Frieden;
Ach, wenn's doch der ew'ge wär'!

Nein, jetzt kann ich gar nicht trauern;
Alles scheint mir lieb und gut,
Und mir wächst da überm Lauern
Auch ein Finkenliedermut.

Wie die kleinen Sänger schweben,
Wie es sehnt und lockt und zirpt!
O, wie herrlich klingt das Leben,
Wenn's zu neuem Leben wirbt!

Keiner fällt ohn' Gottes Willen
Von dem Dach, vom Haupt kein Haar,
Und mein Schmerz läßt sich schon stillen,
Weil ich einst unschuldig war.

Und bin ich gleich abgefallen,
Fiel ich doch in Gottes Schoß,
Lieg' da mit den andern allen
Heil in seiner Gnade groß.

Munter, Herz, schwing dein Gefieder
Auf, wohl auf zum Kreuzes Baum;
Täglich Sonne, täglich Lieder,
Alle Nacht ein frommer Traum!

Und ein Nest in seine Wunden
Meiner Leidensbrut ich bau';
Grün liegt seine Erde unten,
Oben schwebt sein Himmel blau.

Nach der Beichte.

Selig, wer solch Heil gefühlet,
Wer die sündenvolle Brust
In der Beichte hat erkühlet,
In der Reue frommer Lust!

O unendliches Erbarmen,
Ja, ich fühle dich mir nah,
Auch mich trugst du in den Armen,
Daß ich Gottes Antlitz sah!

Zu der Beichte gehn die Sünder,
Schleppend eine tote Welt;
Aus der Buße wie die Kinder
Tummeln sie durchs Blumenfeld.

Alles wird zum Paradiese,
Mensch und Tier versöhnet sind,
Und die Blumen senden Grüße
Von dem süßen Jesuskind.

O, wie lacht der Garten heiter!
Funkeln nicht die Blumen schön?
Und der Himmel scheinet weiter
In der Vögel Lustgetön.

Erntelied.

Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Er mäht das Korn, wenn's Gott gebot;
Schon wetzt er die Sense,
Daß schneidend sie glänze;
Bald wird er dich schneiden,
Du mußt es nur leiden,
Mußt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Was heut noch frisch und blühend steht,
Wird morgen schon hinweggemäht;
Ihr edlen Narzissen,
Ihr süßen Melissen,

Ihr sehnenden Winden,
Ihr Leidhyazinthen,
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Viel Hunderttausend ohne Zahl,
Ihr sinket durch der Sense Stahl;
Weh Rosen, weh Lilien,
Weh krause Basilien!
Selbst auch Kaiserkronen
Wird er nicht verschonen,
Ihr müßt zum Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Du himmelfarben Ehrenpreis,
Du Träumer Mohn, rot, gelb und weiß,
Aurikeln, Ranunkeln
Und Nelken, die funkeln,
Und Malven und Narden,
Braucht nicht lang zu warten,
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Du farbentrunkner Tulpenflor,
Du tausendschöner Floramor,
Ihr Blutesverwandten,
Ihr Glutamaranten,
Ihr Veilchen, ihr stillen,
Ihr frommen Kamillen,
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Du stolzer blauer Rittersporn,
Ihr Klapperrosen in dem Korn,
Ihr Röslein Adonis,
Ihr Siegel Salomonis,
Ihr blauen Zyanen,
Braucht ihn nicht zu mahnen,
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Lieb Denkeli, Vergißmeinnicht,
Er weiß schon, was dein Name spricht,
Dich seufzerumschwirrte
Brautkränzende Myrte,
Selbst euch Immortellen
Wird alle er fällen!
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Des Frühlings Schatz und Waffensaal,
Ihr Kronen, Zepter ohne Zahl,
Ihr Schwerter und Pfeile,
Ihr Speere und Keile,
Ihr Helme und Fahnen
Unzähliger Ahnen,
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Des Maies Brautschmuck auf der Au,
Ihr Kränzlein, reich von Perlentau,
Ihr Herzen umschlungen,
Ihr Flammen und Zungen,
Ihr Händlein in Schlingen
Von schimmernden Ringen,
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Ihr samtnen Rosen-Miederlein,
Ihr seidnen Lilien-Schleierlein,
Ihr lockenden Glocken,
Ihr Schräubchen und Flocken,
Ihr Träubchen, ihr Becher,
Ihr Häubchen, ihr Fächer,
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Herz, tröste dich, schon kömmt die Zeit,
Die von der Marter dich befreit.
Ihr Schlangen, ihr Drachen,
Ihr Zähne, ihr Rachen,

Ihr Nägel, ihr Kerzen,
Sinnbilder der Schmerzen,
Müßt in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

O, heimlich Weh, halt' dich bereit!
Bald nimmt man dir dein Trostgeschmeid',
Das duftende Sehnen
Der Kelche voll Tränen,
Das hoffende Ranken
Der kranken Gedanken
Muß in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Ihr Bienlein, ziehet aus dem Feld,
Man bricht euch ab das Honigzelt,
Die Bronnen der Wonnen,
Die Augen, die Sonnen,
Der Erdsterne Wunder,
Sie sinken jetzt unter,
All' in den Erntekranz hinein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit!
Den Kranz helft mir winden,
Die Garbe helft binden,
Kein Blümlein darf fehlen,
Jed' Körnlein wird zählen
Der Herr auf seiner Tenne rein.
Hüte dich, schönes Blümelein!

Weihnachtslied.

Kein Sternchen mehr funkelt,
Tief nächtlich umdunkelt
Lag Erde so bang;
Rang seufzend mit Klagen

Nach leuchtenden Tagen;
Ach, Harren ist lang —

Als plötzlich erschlossen,
Vom Glanze durchgossen,
Der Himmel erglüht;
Es sangen die Chöre:
„Gott Preis und Gott Ehre!
Erlösung erblüht."

Es sangen die Chöre:
„Den Höhen sei Ehre,
Dem Vater sei Preis,
Und Frieden hienieden,
Ja Frieden, ja Frieden
Dem ganzen Erdkreis!"

Wir waren verloren,
Nun ist uns geboren,
Was Gott uns verhieß:
Ein Kindlein zum Lieben,
Und nie zu betrüben.
Ach, Lieb' ist ja süß!

O, segne die Zungen,
Die mit mir gesungen,
Du himmlisches Kind!
Und laß dir das Lallen
Der Kinder gefallen,
So lieblich und lind.

O Friede, dem Zorne,
O Röschen, dem Dorne
Holdselig erblüht;
Süß lallende Lippe
Des Kinds in der Krippe,
Dir gleicht wohl dies Lied.

Im Namen Jesu.

Ich möchte gern was schreiben,
Das ewig könnte bleiben;
Denn alles andre Treiben
Will nur die Zeit vertreiben.

Ich möchte gern was lieben,
Das ewig ist geblieben;
Denn in den andern Trieben
Wird nur die Lieb' vertrieben.

Ich möchte gern mein Leben
Zu Ewigem erheben;
Denn alles andre Streben
Ist in den Tod gegeben.

Drum schreib' ich einen Namen,
Drum lieb' ich einen Namen
Und leb' in einem Namen,
Der Jesus heißt — sprich: Amen.

In dem Lichte wohnt das Heil!

In dem Lichte wohnt das Heil!
Doch der Pfad ist uns verloren
Oder unerklimmbar steil:
Wenn wir außer uns ihn steigen,
Werden wir am Abgrund schwindeln;
Aber in uns selbst, da zeigen
Klar und rein die Pfade sich:
Glauben, Hoffen, Lieben, Schweigen.
Laß uns diese Pfade steigen!
Daß wir nicht am Abgrund schwindeln,
Wollte Gott herab sich neigen
Und uns seine Hände reichen:
Sieh den Gottessohn in Windeln!

III.

Romanzen und Legenden.

Die Einsiedlerin[1].

„O lasse, Geliebter, mich einsam leben!
Dem Tode bin ich früh geweiht,
Ich kann dir nicht Friede, nicht Freude geben,
Doch beten für dich in Einsamkeit." —

„Ich will dir, Geliebte, dein Zellchen bauen,
Mein Herz ist einsam und dir geweiht.
Und durch meine Augen kannst du wohl schauen
Den Himmel so nah, die Welt so weit.

„Die Arme, ich will sie dicht um dich schlingen
Wie Liebeszweige, an Früchten schwer;
Die Lippe, sie soll dir wie Echo klingen,
Wie Vöglein springen mein Lied umher.

„Dein Händchen, o leg's an mein Herz, es schläget
Im Busen mir ein lebend'ger Quell,
Und wie sich in Liebe Liebe beweget,
Springt er dir entgegen so freudig hell!

„Du kannst nicht lieben, nicht glauben, so ziehe,
So ziehe nur hin in deinen Tod!
Die Sonne schien in dein Bettchen zu frühe,
Verschlafe nur nicht dein Abendrot!

„Noch alle Tag' ist's nicht Abend geworden,
Mir bringet die Zeit noch Rosen einst,

[1] Gerichtet an Auguste Bußmann. Vgl. „Brentanos Leben und Werke", S. 50* dieses Bandes, Z. 33, und S. 51*, Z. 20.

Ich ziehe nach Süden, leb' wohl in Norden;
Du lachst mir noch, wie du nun weinst." —

Und hinter dem Berge der Freund verschwindet,
Die Sonne geht durchs Himmelstor,
Sein Bündelchen traurig das Mädchen bindet,
Steigt mit dem Mond am Berg empor.

Es stehen die Wälder so stille, stille,
Des Berges Ströme sausen wild:
„O stärke den Mut mir, stark ist der Wille!"
So betet sie am Heil'genbild.

Da läutet im Winde ein Silberglöckchen,
Sie tritt in die Zelle von Rosenholz
Und nimmt das braunseidene Klausnerröckchen,
Legt an die Demut, legt ab den Stolz.

Und wie sie die bunten Kleider hinleget,
Schlägt ihr das Herz im Busen laut,
Die Flöte der Wanduhr so sanft sich reget
Und singt das Nachtlied der Himmelsbraut:

„Gut' Nacht, o mein Liebchen, auf seidnem Moose,
Ach, wie so sehnend die Nachtigall singt,
Am Fensterchen glühet die treue Rose,
Die Rose, die einst die Zeit mir bringt!

„Ich mußte die Hütte, den Garten geben,
Zu bauen dein Zellchen so schön und fein,
Und muß nun wie du in der Wildnis leben,
Mit meiner Sehnsucht so einsam sein.

„O Liebchen, schlaf' wohl! Von deinem Schoße
Fällt klingend der perlene Rosenkranz,
Es schläft nicht der Treue auf seidnem Moose,
Ihm flicht wohl die Liebe den Dornenkranz."

So singt ihr die Flöte, doch verstehen
Kann Liebchen nicht des Liedes Leid;
Der Liebe Bitten, der Liebe Flehen
Scheint ihr das Lied der Einsamkeit.

So lebt sie lange ungeschmücket
Die Tage hin, die Nächte hin,
Und schon die Rose sich niederbücket,
Sieht nicht mehr nach der Klausnerin.

Die Stürme sausen in wilden Nächten
Wohl lauter, als die Flöte sang,
Im Walde die Hirsche brünstig fechten —
Die Welt wie wild, die Zeit wie lang!

Und sitzet sie traurig an der Türe,
So eilen auf verschlungner Bahn
Die Rehe paarweis, die scheuen Tiere,
Und stehen still und sehn sie an.

„O Zeit, o wolle die Rosen brechen!
Wie einsam ist Liebchen, wie allein,
In Sehnsucht will ihr das Herz zerbrechen!"
So schreibt sie oft auf Täfelein

Und heftet sie dann an die Geweihe
Der Hirsche, die sie zahm gemacht,
Und mustert sie ängstlich nach der Reihe,
Ob keiner Antwort ihr gebracht;

Weint Liebestränen, schlingt durch die Locken
So weltlich den perlenen Rosenkranz
Und schürzt das Röckchen, schmückt ihre Socken
Mit Waldes Blumen, möcht' gern zum Tanz.

Und regen die Büsche im Mond sich helle,
Und flötet die Nachtigall süß und mild,
So kann sie nicht schlafen, steht an der Zelle
Und glaubet, sie sähe des Lieben Bild.

Umarmt die Bäume mit Liebesgebärde
Und reicht den blühenden Zweigen die Hand
Und kühlt sich den Busen an kühler Erde
Und zeichnet sein Bildnis in reinen Sand.

Oft hebt sie die Füßchen — sie tanzt' so gerne!
Und beißt sich die Lippen — sie küßt' so gern!

Am Himmel, da stehen so ruhig die Sterne:
„O weh mir, wie einsam, die Liebe ist fern!"

So eilet der Frühling, der Sommer gehet,
Es senken die Büsche das grüne Dach,
Und sie wird nicht ernten, die nicht gesäet,
Nicht ruhig schlafen, die Reue ist wach!

„Du hast nicht geglaubt, nicht geliebt, so blühe,
Verblühe nur hin in deinen Tod;
Die Sonne schien in dein Bettchen zu frühe,
Verschlafe nur nicht dein Abendrot!"

So wiederholt sie im Traum seine Worte,
Es pochet im Herzen — ja, poche nur!
Sie gehet im Traume wohl an die Pforte,
O wehe, es pochte im Herzen nur!

Sie weinet getäuschet und bleibet stehen,
Da tönen Worte zu ihr hin:
„O laßt ohn' Obdach mich nicht gehen,
Gott lohnt euch, fromme Klausnerin!"

Sie öffnet die Türe, in lauter Freude
Kann sie nicht reden, ihr Auge bricht
In Liebestränen und Freud' und Leide,
Denn ach, es ist der Geliebte nicht!

Und wie sie so weinet, steht still der Alte,
Das Haupt gesenket, blickt sie nicht an.
„O Jungfrau, verzeih, daß ich krank dich halte,
Du bist wohl der Welt noch zugetan."

So redet er zürnend, und vor ihm nieder
Kniet weinend die arme Klausnerin
Und fleht: „Gib mir den Geliebten wieder
Und führ' mich wieder ins Leben hin!"

Der Alte spricht ruhig: „In jener Klause,
Die gestern mein Dach gewesen ist,
Ist Andacht und Friede wohl mehr zu Hause,
Da wohnet wohl ein beßrer Christ.

„Da wohnet ein Jüngling fromm und stille
Und tuet Gutes, ist ohne Tand,
Er wählte durch der Geliebten Wille
Sich also schwer betrübten Stand."

Die Klausnerin jammert und ringet die Hände
Und will nicht bleiben, will zu ihm hin.
„O sage mir, Greis, wohin ich mich wende;
In welchem Tale finde ich ihn?"

Es weinet der Alte, so tief gerühret
Hat ihn der ird'schen Liebe Streit.
Es schmückt sich die Holde, als Braut gezieret
Steht sie im braunen seidnen Kleid.

Und hastig zieht sie ihn von der Schwelle,
Will mit ihm nach dem Tale gehn;
Die Nacht ist so ruhig, der Mond so helle,
Der Greis bleibt bei den Rosen stehn

Und bricht die Rosen und knieet nieder,
Ein Jüngling, vor der geliebten Braut,
Sie kann ihn umarmen, und wieder, wieder;
Sie weint so stille und lacht so laut.

„Schlaf' wohl, o mein Liebchen, auf seidnem Moose,
Die Zeit bringt Rosen, o süße Zeit!
Das Einsiedlerröckchen ist leicht und ist lose,
Der Himmel so nahe, die Welt so weit.

„Auf, auf, o mein Liebchen, ich will uns bringen
Zur Freude hin, geschwind wie der Wind!"
Und auf die gesattelten Hirsche sich schwingen
Der Jüngling und sein getreues Kind.

Es fliehen die Berge, es fliehen die Haine,
Die Städte stehen und sehen nach;
Dann setzt er sie nieder und küßt sie am Rheine —
O Liebchen, wer flöhe den beiden nicht nach!

Des toten Bräutigams Lied.

Ich ging auf grünen Wegen
Und trug den Hochzeitskranz,
Treulieb ging mir entgegen,
Geschmückt mit gleichem Glanz.
O, wie blinkte ihr Krönlein schön,
Eh' die Sonne wollt' untergehn!

Und als die lichte Wonne
Sich unter Wolken barg,
Da spielt' die letzte Sonne
Im Kranz auf meinen Sarg.
O, wie blinkte usw.

Es ging im Witwenschleier
Treulieb mit mir zu Grab
Und schwur: „Mein einz'ger Freier
Sinkt mir mit dir hinab!" —
O, wie blinkte usw.

Sie steckt' die Myrtenkrone
Auf meinen Totenkranz;
Die Weiber sprachen: „Schone
Ihn für den neuen Hans!" —
O, wie blinkte usw.

Sie wollt' ihn mir nur geben,
Wollt' keines andern sein.
Da lacht' das volle Leben
Mir in das Grab hinein.
O, wie blinkte usw.

Wer meine Kron' erblickte
Und ihre Myrte drauf,
Zu seinem Nachbar nickte:
„Der wacht einst selig auf!" —
O, wie blinkte usw.

Doch als neun Monde gingen
Stets müder durch den Sand,

Den Strohkranz sie ihr hingen
Ans Haus ob ihrer Schand'.
O, wie blinkte usw.

Und die ihr Häcksel streuen
Zur Nacht vor ihre Tür,
Die hören 's Kindlein schreien:
„Ich kann ja nichts dafür!" —
O, wie blinkte usw.

Auf meiner Krone wehen
Noch ihre Myrten stets,
Doch die sie schimmern sehen,
Die sprechen: „Ja, so geht's!" —
O, wie blinkte usw.

Dem Tode hingegeben
Hat sie ihr Kränzlein leicht,
Da hat das schlechte Leben
Den Strohkranz ihr gereicht.
O, wie blinkte usw.

Ihr Kind am Kirchhof spielet
Und mit dem Abendlicht
Hin nach dem Kränzlein schielet
Und recht unschuldig spricht:
O, wie blinkte usw.

Da hatt' ich keine Ruhe
Und mußte auferstehn
Und ging aus meiner Truhe,
Das Kränzlein einzusehn.
O, wie blinkte usw.

Ich wollt' den Kranz mir holen
Ins Grab mir auf das Herz,
Das Kind hat ihn gestohlen;
Da fühlt' ich wieder Schmerz.
O, wie blinkte usw.

Konnt' nicht die Stimm' erheben,
Nicht schreien: „Den Kranz gib her!"

Das Totsein wie das Leben
War mir unendlich schwer!
O, wie blinkte usw.

Da half mir das Gewissen.
Es nahm dem Kind den Kranz,
Ich hab' ihn unzerrissen,
Ich hab' ihn rein und ganz.
O, wie blinkte usw.

Um einen guten Namen
Freit' sie den ärmsten Mann;
Da sie zur Kirche kamen,
Sah sie die Kron' nicht an.
O, wie blinkte usw.

Da sprach ich aus der Truhe:
„Hab' Dank für Lust und Schmerz,
Dein Kranz mit ew'ger Ruhe
Kühlt mir das treue Herz!"
O, wie blinkte usw.

„Wohl mir, daß ich gestorben,
Als er im vollen Glanz;
Mir bist du nicht verdorben,
Ich habe deinen Kranz!"
O, wie blinkte usw.

„Treu will ich ihn aufheben;
Wenn wir uns wiedersehn,
Sollst du im bessern Leben
Mit ihm gezieret gehn!"
O, wie blinkte usw.

„Denn eine einz'ge Treue
Ist aller Liebe wert,
Und eine einz'ge Reue
Zerbricht das Richterschwert!" —
O, wie blinkte usw.

Dies hört sie, ist gegangen
Still mit dem armen Mann

Und sah nun ohne Bangen
Mein einsam Krönlein an.
O, wie blinkte usw.

Und wenn die Abendwinde
Leis durch die Kronen ziehn,
Spricht sie zu ihrem Kinde:
„Gottlob, die Zeit geht hin! —
O, wie blinkte mein Krönlein schön,
Eh' die Sonne wollt' untergehn!"

Ich kenn' ein Haus, ein Freudenhaus.

Ich kenn' ein Haus, ein Freudenhaus,
Es hat geschminkte Wangen,
Es hängt ein bunter Kranz heraus,
Drin liegt der Tod gefangen.

In meinem Mantel trag' ich hin
Biskuit und süße Weine;
Der Himmel weiß wohl, wer ich bin,
Die Welt schimpft, was ich scheine.

Die eine liest mir in der Hand,
Sie will mein Unglück lesen,
Die andre malt mich an die Wand
Und nennt mich holdes Wesen.

Die dritte weiß sich flink zu drehn,
Es schwindeln mir die Sinne,
Und jede dieser bösen Feen
Sucht, wie sie mich umspinne.

Doch dorten, auf den Arm gelehnt,
Sitzt eine stumm und weinet,
Sie hat sich längst mit Gott versöhnt
Und sitzet doch und weinet.

Was will sie noch in diesem Haus?
Sie muß den Spott erleiden,

Es zischt der freche Chor sie aus:
„Du kannst uns doch nicht meiden!"

Sie schweigt und weint und trägt den Hohn,
Den schweren Büßerorden;
Man zuckt die Achseln, kennt sie schon:
Sie ist zur Närrin worden.

Doch ich berühr' um sie allein
Die himmelschreiende Schwelle,
Bei ihr, tret' ich zum Saal herein,
Ist meine feste Stelle.

Sie achtet's nicht, sie blickt nicht auf;
Wenn alle tanzend fliegen,
Seh' ich mit stetem Tränenlauf
Das bleiche Haupt sie wiegen.

So hundert Tage ohne Ruh'
Sah ich sie wanken, weinen
Und sprach: „O Weib, welch Kind wiegst du?
Will denn kein Schlaf erscheinen? —

„Du hast dem Leid genuggetan,
Gib mir's, ich will dir's tragen."
Da schrie ihr Blick mich schneidend an,
Doch konnt' ihr Mund nichts sagen.

Und neulich nachts um Mitternacht
Kam ich mit meiner Laute;
Die Pforte hat sie aufgemacht,
Die noch am Fenster schaute.

Sie zieht mich in den Garten fort,
Sitzt auf ein Hüglein nieder,
Gibt keinen Blick und gibt kein Wort
Und weinet stille wieder.

Zu ihren Füßen saß ich hin
Und ehrte ihren Kummer;
Da hat mir Gott ein Lied verliehn,
Ich sang sie in den Schlummer.

Ich sang so kindlich, sang so fromm,
Ach, säng' ich je so wieder!
„O Ruhe, komm, ach Friede, komm,
Küss' ihre Augenlider!"

Und da sie schlief, da stieg so hold
Ein Kindlein aus dem Hügel,
Trug einen Kranz von Flittergold
Und einen Taschenspiegel,

Und brach ein Zweiglein Rosmarin,
Das ihm am Herzen grünet,
Und legt' es auf die Mutter hin
Und sprach: „Gott ist versühnet!"

Und wo den Rosmarin es brach,
Da bluteten zwei Wunden,
Und als es kaum die Worte sprach,
Ist es vor mir verschwunden.

Die Mutter ist nicht mehr erwacht,
Noch schläft sie in dem Garten,
Ich steh' und sing' die ganze Nacht,
Kann wohl den Tag erwarten.

Da ruft mich Zucht und Ehr' und Pflicht
Aus diesem Haus der Sünde,
Doch von der Mutter lass' ich nicht,
Ob ihrem armen Kinde.

Es winkt zurück, wenn ich will gehn,
Sitzt an des Hügels Schwelle
Und kann nicht aus dem Spiegel sehn,
Sein Flitterkranz glänzt helle. —

Es brach das Haus, der Kranz fiel ab,
Fiel auf den Sarg der Frauen,
Ich blieb getreu, tät bei dem Grab
Mir eine Hütte bauen.

Und daß die Schuld nicht mehr erwacht,
Will ich da ewig singen,

Bis Jesus richtend bricht die Nacht,
Bis die Posaunen klingen.

Oft mit dem Kind im Sturm und Wind
Sing' ich auf meinen Knieen:
„O Jesus, du gemordet Kind,
Du hast ja auch verziehen!

„Ein Tröpflein deines Blutes nur
Laß auf die Mutter fallen!
Das macht uns rein und klar und pur,
Daß wir zum Lichte wallen."

Das Königstöchterlein.

Es ging verirrt im Walde
Ein Königstöchterlein;
Laut weint' sie, daß es schallte
Tief in den Wald hinein:

„An meiner Krone blinken
Smaragd und auch Rubin;
Um einmal nur zu trinken,
Gäb' ich sie gerne hin."

Da schwebt' zu ihrem Haupte
Ein edler Falke bald,
Der ihr die Krone raubte
Und tiefer flog zum Wald.

Sie folgt ihm, hoch in Lüften
Trägt er die Krone hell,
Bis wo in dunklen Klüften
Erbraust ein kühler Quell:

„O Falke, Luftgeselle,
Nimm hin die Krone mein;
So kühl als diese Quelle
Mag keine Krone sein."

Es braust so wonnig unten
Tief in der Felsen Schoß,

Von Schatten still umwunden
Ruht sie auf weichem Moos.

Die Locken aufgewunden,
Die zarten Glieder bloß,
Erkühlt sie sich da unten
Tief in der Felsen Schoß.

Sie ließ sich an den Zweigen
Hinab ins kühle Bad;
Bald will sie rückwärts steigen,
Doch zeiget sich kein Pfad.

Sie streckt wohl nach den Zweigen
Mit Macht die Arme hin,
Doch keiner will sich neigen
Zur Königstochter hin.

„Wer kann heraus mich heben?"
Weint da die holde Magd,
„Gern wollte ich ihm geben
Mein Ringlein von Smaragd."

Wie sie die Hände ringet,
Das schöne Ringelein
Ihr von dem Finger springet
Tief in den Quell hinein.

Sie sucht und find't in Klippen
Ein Horn von Gold so rein
Und setzt es an die Lippen,
Es schallt zum Wald hinein.

Die Felsen laut erklingen,
Und laut von Stein zu Stein
Die muntern Töne springen
Ums Königstöchterlein.

Die Zweige sich auch neigen,
Der edle Falke wiegt
Sich fröhlich auf den Zweigen,
Die er hinunterbiegt.

Dann hört sie Worte schallen:
„Wer bläst auf meinem Horn,
Das gestern mir gefallen
Hinab zum Felsenborn?" —

„Wer hütet mich vor Schande?"
Weint laut das Töchterlein,
„Wer gibt mir die Gewande,
Wer schützt die Ehre mein?

„Mich liebte einst ein Knabe,
Der Züchten wohl verstand;
O, daß ich ihn nicht habe,
Er gäb' mir mein Gewand!"

Die Augen zugebunden,
Der Knabe vor ihr stand;
Der Knabe ist gefunden,
Er reicht ihr das Gewand.

Verloren ist die Krone
Und auch das Fingerlein[1],
Ohn' Ringlein und ohn' Krone
Muß sie das Kleinod sein.

Da ruhte der Geselle
Wohl bald in ihrem Schoß;
Im Herzen ward's ihm helle,
Eh' noch die Binde los.

In ihr Gewand geschwinde
Hüllt sich das holde Kind,
Dann löst sie ihm die Binde,
Läßt nicht die Liebe blind.

Da schallt es in den Buchen,
Da hallt es am Gestein,
Der König kommt, zu suchen
Das Königstöchterlein.

[1] Ringlein (mittelhochdeutsch vingerlîn).

„Nun rege deine Hände",
Spricht da das Töchterlein,
„Wenn uns der König fände,
Müßt' es gestorben sein!"

Der Falke nahm die Krone,
Der Quell das Fingerlein,
Der Jäger nahm zum Lohne
Das Königstöchterlein.

Es nahm der Jagdgeselle
Sein Horn und sein Geschoß
Und trug die Jungfrau schnelle
Zum hohen Felsenschloß:

„Auf Felsen hoch ich wohne,
Der Falke und die Braut;
Am Turme hängt die Krone,
Sein Nest hineingebaut!"

Die Ehr' ist mir kein Gut!

Ein Ritter an dem Rheine ritt
In dunkler Nacht dahin;
Ein Ritterlein, das reitet mit
Und fragt: „Wohin dein Sinn?" —

„Mein Sinn, der steht nach Minnen,
Ich hab' mich rumgeschlagen
Und konnt' doch nichts gewinnen
Und mußt' das Leben wagen." —

„Ei, hast du nicht die Ehr' davon?
Die Ehr' ist hohes Gut —" —
„Ich hätt' die liebe Zeit[1] davon,
Die Ehr' ist mir kein Gut.

„Mein Blut ist hingeflossen
Rot zu der Erde nieder;

[1] Vergnüglichen Zeitvertreib.

So warm ich es vergossen,
Gibt mir's die Ehr' nicht wieder."

Da sprach das kleine Ritterlein:
„Daß Gott sich dein erbarm'!
Du mußt ein schlechter Ritter sein,
Weil deine Ehr' so arm!

„Ich will nun mit dir rechten,
Weil du nicht ehrst die Ehre;
Mein' Ehr' will ich verfechten,
Setz' deine nur zur Wehre!"

Des Ritters Unwill' war sehr groß,
Drum er vom Rosse sprang,
Auch machet sich der Kleine los
Und sich zur Erde schwang. —

Da fühlt sich der Geselle
Von hinten fest umwinden,
Es ist die Nacht nicht helle,
Sie streiten wie die Blinden

Und sinken beide in den Klee —
„Ei, sprich! wer hat gesiegt?"
Der Ritter ohne Ach und Weh —
Bei einer Jungfrau liegt.

„Ei, hast du nicht die Ehr' davon?
Die Ehr' ist hohes Gut —
Ich hätt' die liebe Zeit davon,
Die Ehr' ist mir kein Gut!"

Auf dem Rhein.

Ein Fischer saß im Kahne,
Ihm war das Herz so schwer,
Sein Lieb war ihm gestorben,
Das glaubt er nimmermehr.

Und bis die Sternlein blinken,
Und bis zum Mondenschein

Harrt er, sein Lieb zu fahren
Wohl auf dem tiefen Rhein.

Da kommt sie bleich geschlichen
Und schwebet in den Kahn
Und schwanket in den Knieen,
Hat nur ein Hemdlein an.

Sie schimmern auf den Wellen
Hinab in tiefer Ruh';
Da zittert sie und wanket —
„Feinsliebchen, friereſt du?

„Dein Hemdlein spielt im Winde,
Das Schifflein treibt so schnell,
Hüll' dich in meinen Mantel,
Die Nacht ist kühl und hell!"

Stumm streckt sie nach den Bergen
Die weißen Arme aus
Und lächelt, da der Vollmond
Aus Wolken blickt heraus;

Und nickt den alten Türmen
Und will den Sternenschein
Mit ihren schlanken Händlein
Erfassen in dem Rhein.

„O, halte dich doch stille,
Herzallerliebstes Gut,
Dein Hemdlein spielt im Winde
Und reißt dich in die Flut!"

Da fliegen große Städte
An ihrem Kahn vorbei,
Und in den Städten klingen
Wohl Glocken mancherlei.

Da kniet das Mägdlein nieder
Und faltet seine Händ';
Aus seinen hellen Augen
Ein tiefes Feuer brennt.

„Feinsliebchen, bet' hübsch stille,
Schwank' nicht so hin und her,
Der Kahn möcht' uns versinken,
Der Wirbel reißt so sehr!"

In einem Nonnenkloster,
Da singen Stimmen fein,
Und aus dem Kirchenfenster
Bricht her der Kerzenschein.

Da singt Feinslieb gar helle
Die Metten in dem Kahn
Und sieht dabei mit Tränen
Den Fischerknaben an.

Da singt der Knab' gar traurig
Die Metten in dem Kahn
Und sieht dazu Feinsliebchen
Mit stummen Blicken an.

Und rot und immer röter
Wird nun die tiefe Flut,
Und bleich und immer bleicher
Feinsliebchen werden tut.

Der Mond ist schon zerronnen,
Kein Sternlein mehr zu sehn,
Und auch dem lieben Mägdlein
Die Augen schon vergehn.

„Lieb Mägdlein, guten Morgen!
Lieb Mägdlein, gute Nacht!
Warum willst du nun schlafen,
Da schon der Tag erwacht?"

Die Türme blinken sonnig,
Es rauscht der grüne Wald,
In wildentbrannten Weisen
Der Vogelsang erschallt.

Da will er sie erwecken,
Daß sie die Freude hör',

Er schaut zu ihr hinüber
Und findet sie nicht mehr.

Ein Schwälblein strich vorüber
Und netzte seine Brust;
Woher, wohin geflogen,
Das hat kein Mensch gewußt.

Der Knabe liegt im Kahne,
Läßt alles Rudern sein
Und treibet weiter, weiter
Bis in die See hinein.

Ich schwamm im Meeresschiffe
Aus fremder Welt einher
Und dacht' an Lieb und Leben
Und sehnte mich so sehr.

Ein Schwälbchen flog vorüber,
Der Kahn schwamm still einher,
Der Fischer sang dies Liedchen,
Als ob ich's selber wär'.

Lore Lay.

Zu Bacharach am Rheine
Wohnt' eine Zauberin;
Sie war so schön und feine
Und riß viel Herzen hin.

Und brachte viel' zu Schanden
Der Männer ringsumher;
Aus ihren Liebesbanden
War keine Rettung mehr.

Der Bischof ließ sie laden
Vor geistliche Gewalt —
Und mußte sie begnaden,
So schön war ihr' Gestalt.

Er sprach zu ihr gerühret:
„Du arme Lore Lay!

Wer hat dich denn verführet
Zu böser Zauberei?" —

„Herr Bischof, laßt mich sterben,
Ich bin des Lebens müd',
Weil jeder muß verderben,
Der meine Augen sieht.

„Die Augen sind zwei Flammen,
Mein Arm ein Zauberstab —
O, legt mich in die Flammen!
O, brechet mir den Stab!" —

„Ich kann dich nicht verdammen,
Bis du mir erst bekennt,
Warum in deinen Flammen
Mein eignes Herz schon brennt!

„Den Stab kann ich nicht brechen,
Du schöne Lore Lay!
Ich müßte dann zerbrechen
Mein eigen Herz entzwei!" —

„Herr Bischof, mit mir Armen
Treibt nicht so bösen Spott,
Und bittet um Erbarmen
Für mich den lieben Gott!

„Ich darf nicht länger leben,
Ich liebe keinen mehr —
Den Tod sollt Ihr mir geben,
Drum kam ich zu Euch her!

„Mein Schatz hat mich betrogen,
Hat sich von mir gewandt,
Ist fort von mir gezogen,
Fort in ein fremdes Land.

„Die Augen sanft und wilde,
Die Wangen rot und weiß,
Die Worte still und milde,
Das ist mein Zauberkreis.

„Ich selbst muß drin verderben,
Das Herz tut mir so weh,
Vor Schmerzen möcht' ich sterben,
Wenn ich mein Bildnis seh'.

„Drum laßt mein Recht mich finden,
Mich sterben, wie ein Christ!
Denn alles muß verschwinden,
Weil er nicht bei mir ist."

Drei Ritter läßt er holen:
„Bringt sie ins Kloster hin!
Geh, Lore! — Gott befohlen
Sei dein berückter Sinn!

„Du sollst ein Nönnchen werden,
Ein Nönnchen schwarz und weiß,
Bereite dich auf Erden
Zu deines Todes Reis'!"

Zum Kloster sie nun ritten,
Die Ritter alle drei,
Und traurig in der Mitten
Die schöne Lore Lay.

„O Ritter, laßt mich gehen
Auf diesen Felsen groß!
Ich will noch einmal sehen
Nach meines Lieben Schloß.

„Ich will noch einmal sehen
Wohl in den tiefen Rhein
Und dann ins Kloster gehen
Und Gottes Jungfrau sein."

Der Felsen ist so jähe,
So steil ist seine Wand,
Doch klimmt sie in die Höhe,
Bis daß sie oben stand.

Es binden die drei Ritter
Die Rosse unten an

Und klettern immer weiter
Zum Felsen auch hinan.

Die Jungfrau sprach: „Da gehet
Ein Schifflein auf dem Rhein;
Der in dem Schifflein stehet,
Der soll mein Liebster sein!

„Mein Herz wird mir so munter,
Er muß mein Liebster sein!“ —
Da lehnt sie sich hinunter
Und stürzet in den Rhein.

Die Ritter mußten sterben,
Sie konnten nicht hinab;
Sie mußten all' verderben
Ohn' Priester und ohn' Grab.

Wer hat dies Lied gesungen?
Ein Schiffer auf dem Rhein,
Und immer hat geklungen
Von dem Dreiritterstein*:
Lore Lay!
Lore Lay!
Lore Lay!
Als wären es meiner drei.

Ballade.

Aus Köllen war ein Edelknecht
Um Botschaft ausgegangen;
Den Vater hielt ihm Engelbrecht,
Der Bischof, hart gefangen.

Er ging gen Arle[1] manchen Tag,
Er ging in schweren Sorgen,

* Bei Bacharach steht dieser Felsen, Lore Lay genannt, alle vorbeifahrende Schiffer rufen ihn an und freuen sich des vielfachen Echos.

[1] Gemeint ist Altenahr (Regbez. Koblenz), wo der Vater mit zwei Schicksalsgenossen im Schlosse gefangengehalten wurde.

Sein Liebchen ihm im Sinne lag,
Der hätt' er es verborgen.

Ganz traurig er am Brunnen lag
In Busch und grünen Hecken,
Da hört' er schallen Hufesschlag
Und ging, sich zu verstecken.

Er sah da einen frohen Mann
Sein Roß zur Quelle lenken,
Ein andrer ritt betrübt heran,
Sein Pferd am Born zu tränken.

„Betrübter Mann", der frohe sprach,
„Gott woll' dir Trost verleihen!" —
„O froher Mann!" der andre sprach,
„Was mag dich so erfreuen?" —

„Herr Gottschalk", sprach der frohe Mann,
„Geht frei aus seinen Banden,
Durch ein Mirakel er entrann
Mit allen den Verbannten;

„Er hatte eine kleine Maus
Im Kerker zahm erzogen,
Die ging da freundlich ein und aus
Und war ihm gar gewogen.

„Doch einst sein kleiner Freund entlief
Und wollte nicht mehr kehren;
Herr Gottschalk ihr gar traurig rief,
Das Mauslein wollt' nicht hören.

„Das schmerzte den getreuen Mann,
Sein Mauslein wollt' er haben;
Mit seinen Freunden er begann
Nach ihrem Freund zu graben.

„Und in der Erde eingescharrt
Fand Meißel er und Feilen,
Womit er ihre Bande hart
Gar leichtlich konnt' zerteilen." —

Der andre sprach: „Mein Schwesterlein,
Es liegt gar schwer gefangen,
Und selbst das treue Mauslein dein
Könnt' nicht zu ihr gelangen.

„Des Schlosses Dach ist himmelblau,
Die Mauren grüne Wellen,
Die Graben rings sind Flur und Au,
Die Fenster Fluß und Quellen.

„Der süße Knecht, die Liebe, brach
In ihres Herzens Kammer,
Ihm stürzten die Gesellen nach,
Der Schmerz und böser Jammer.

„Die Liebe blies das Lämpchen aus,
Die Schmerzen sie bezwangen
Und legten sie ins kühle Haus
Wohl auf den Tod gefangen.

„Am Fels, wo wild der Rhein zerschellt,
Wo bös die Schiffe stranden,
Dort ewig sie gefangenhält
Der Schlund in kühlen Banden.

„Ein Freund des Bischofs sie belog,
Herr Herrmann sei erschlagen,
Der insgeheim aus Köllen zog,
Den Vater zu erfragen." —

Dann zaumten sie die Rosse auf
Und rüst'ten sich zum Scheiden
Und gaben sich den Handschlag drauf,
Den Bischof zu bestreiten.

Und da sie aus dem Walde schon,
Trat wieder zu der Quelle
Herrmann, des treuen Gottschalks Sohn,
Der traurige Geselle.

Er schrie hinab zum Wasserschloß,
Wo bös die Schiffe stranden:

„Wer macht mein Lieb von Fesseln los?
Wer löset ihr die Banden?

„Leb' wohl, leb' wohl, Herr Vater mein,
Leb' frei in großen Ehren,
Ich hab' verlorn das Mauslein klein,
Das tut mich gar beschweren.

„Leb' wohl, leb' wohl, o Kerker mein,
Das Mauslein ist verloren,
Mein Schwert muß meine Feile sein" —
Da tät er sich durchbohren

Und stürzt hinab ins kühle Haus,
Wo Liebchen liegt gefangen.
O Liebchen, breit' die Arme aus,
Ihn treulich zu umfangen!

Und läg' gefangn im kühlen Haus,
Die mich so hart betrogen,
Sie hätte, eh' dies Lied noch aus,
Mich auch hinabgezogen[1]. —

Der Star und das Badwännelein.

In der Spinnstube eines hessischen Dorfs aufgeschrieben.

Herr Konrad war ein müder Mann,
Er band sein Roß am Wirtshaus an.

Das Mägdlein sprach: „Steig ab, steig ab!"
Ihre Äuglein schwankten auf und ab.

„Ach Jungfer, liebste Jungfrau mein,
Schenk' mir ein Becher kühlen Wein ein!" —

„Ach Herre, lieber Herre mein!
Ich bring' ein Becher kühlen Wein." —

„Trink ab, trink ab, du roter Mund,
Trink aus den Becher auf den Grund!

[1] Gemeint ist Sophie Mereau; vgl. darüber „Brentanos Leben und Werke", S. 19* dieses Bandes, Z. 30 ff.

„Frau Wirtin, liebe Frau Wirtin mein,
Ist dies fürwahr Euer Töchterlein?“ —

„Mein Töchterlein ist sie nicht, fürwahr,
Sie ist mein' Magd für immerdar.“ —

„Wollt Ihr mir sie leihen auf eine Nacht?
So will ich Euch geben des Goldes Macht.“ —

„Wollt Ihr mir geben des Goldes Macht,
Will ich sie Euch leihen auf eine Nacht.

„Nun richt' dem Herrn ein Fußbad an,
Mit Rosmarin und Majoran!“ —

Sie ging in Garten und brach das Kraut;
Da sprach der Star: „O weh, du Braut!

„In dem Badwännelein ist sie hergetragen,
Darin muß sie ihm die Füße zwagen[1].

„Der Vater starb in Leid und Not,
Die Mutter grämt sich schier zu Tod.

„O weh, du Braut, du Findelkind,
Weißt nicht, wo Vater und Mutter sind.“

Da trug sie das Badwännelein
Wohl in des Herrn Schlafkämmerlein.

Sie fühlt hinein, ob's nit zu warm,
Und weint dazu, daß Gott erbarm'!

„Ach, meine Braut, was weinst du dann?
Bin ich dir nicht gut für einen Mann?“ —

„Du bist mir gut für einen Mann,
Ich wein' über, was der Star mir sang.

„Ich war im Garten und brach das Kraut;
Da sang der Star: ‚O weh, du Braut!

„‚In dem Badwännelein ist sie hergetragen,
Darin muß sie ihm die Füße zwagen.

„‚Der Vater starb in Leid und Not,
Die Mutter grämt sich schier zu Tod.

[1] Im Bayrischen noch heute gebräuchlich für: waschen.

„O weh, du Braut, du Findelkind,
Weißt nicht, wo Vater und Mutter sind.'"

Da sah der Herr das Badwännelein an,
Da war das burgundische Wappen dran.

„Das ist meines Herrn Vaters Schild allein;
Wie kommt dies Wännlein ins Wirtshaus herein?"

Da sang der Vogel am Fensterladen:
„In dem Badwännelein ist sie hergetragen.

„O weh, du Braut, du Findelkind,
Weißt nicht, wo Vater und Mutter sind."

Herr Konrad sah an ihren Hals,
Da hatte sie ein Muttermal.

„Grüß' Gott, grüß' Gott, mein Schwesterlein!
Dein Vater ist König an dem Rhein.

„Christina heißt deine Mutter,
Konrad dein Zwillingsbruder."

Da knieten sie nieder auf ihre Knie
Und dankten Gott bis morgens früh,

Daß er sie hielt von Sünden rein
Durch den Star und das Badwännelein.

Und als zu Morgen kräht der Hahn,
Frau Wirtin fängt zu rufen an:

„Steh auf, steh auf, du junge Braut,
Kehr' deiner Frau die Stube aus!" —

„Sie ist fürwahr keine junge Braut,
Sie kehrt der Wirtin die Stube nicht aus.

„Herein, Frau Wirtin, nur herein,
Nun bringt uns einen Morgenwein!" —

Und als die Wirtin zur Stube eintrat,
Herr Konrad sie gefraget hat:

„Woher habt Ihr das Jungfräulein?
Sie ist eines Königs Töchterlein."

Die Wirtin ward bleich als die Wand,
Der Star verriet da ihre Schand'.

„In einem Lustgarten im grünen Gras
Das Kind in dem Badwännelein saß.

„Da hat die bös' Zigeunerin
Gestohlen das zarte Kindelein."

Herr Konrad war so gar entrüst't,
Sein Schwert er durch ihre Ohrlein spießt'.

Er bat sein Schwesterlein um einen Kuß,
Ihr Mündelein reicht' sie ihm mit Lust.

Er führt' sie bei der schneeweißen Hand
Und hob sie auf den Sattel bald.

Das Wännelein trug sie auf dem Schoß,
Da ritt er vor der Frau Mutter Schloß.

Und als er in das Tor eintritt,
Die Mutter ihm entgegenschritt.

„Ach Sohne, lieber Sohne mein,
Was bringst du für eine Braut herein?

„Sie führt das Wännelein ja zur Hand,
Als ob sie mit einem Kinde gang'." —

„Es ist fürwahr keine junge Braut,
Es ist Euer Tochter Gertraut."

Und als sie von dem Sattel sprang,
Die Mutter in ein' Ohnmacht sank.

Und als sie wieder zu Sinnen kam,
Ihr' Tochter sie in die Arme nahm.

„Laß Sie sich's eine Freude sein,
Ich bin Gertraut, Ihr Töchterlein.

„Heut sind es fürwahr achtzehn Jahr',
Daß ich der Frau Mutter gestohlen war

„Und ward getragen übern Rhein
In diesem kleinen Badwännelein."

Und als sie sprach, da kam der Star
Und sang die Sach' ganz offenbar,

Und sang: „O weh, mein Ohr tut weh,
Ich will keine Kinder stehlen mehr." —

„Ach Goldschmidt, lieber Goldschmidt mein,
Nun schmiede mir ein Gitterlein.

„Schmied' mir's wohl vor das Badwännlein,
Das soll des Staren Wohnung sein."

St. Meinrad[1].

Graf Berthold von Sulchen, der fromme Mann,
Er führt sein Söhnlein an der Hand.
„Meinrad, mein Söhnlein von fünf Jahren,
Du mußt mit mir gen Reichenau[2] fahren. —

„Hatto, Hatto, nimm hin das Kind,
Alle lieben Engelein mit ihm sind;
Die geistlich' Zucht mag er wohl lernen
Und mag ein Spiegel der Münche werden."

Er ging zur Schul' barfuß, ohne Schuh',
Und legt' die geistlich' Kunst sich zu;
Die Weisheit kam ihm vor der Zeit,
Da ward er zu einem Priester geweiht.

Da schickt' ihn Hatto auf den Zürcher See,
Daß er ins Klosterlein bei Jona[3] geh';
Bei Jona zu Oberzollingen,
Da lehrt' er die Münch' beten und singen.

Da er lange ihr Schulmeister war
Und ihn die Brüder ehrten gar,
Tät er oft an dem Ufer stehen
Und nach dem wilden Gebirg hinsehen.

Sein Gewissen zog ihn zur Wüste hin,
Zur Einsamkeit stand all sein Sinn;

[1] Geschichtlich daran ist, daß der heil. Meinrad, aus dem Sülichgau bei Rottenburg im Neckartale stammend, Mönch in Reichenau wurde, sich um 829 als Einsiedler auf den Etzel (südlich des Zürichsees), um 836 in den „finstern Wald" zurückzog und 861 ermordet wurde; auf dem Boden seiner Zelle erhebt sich seit 934 das berühmte Wallfahrtskloster Einsiedeln. — [2] Die berühmte Benediktinerabtei am Bodensee. — [3] Ortschaft bei Rapperswyl.

Er sprach zu einem Münch: „Mein Bruder,
Rüst' uns ein Schifflein und zwei Ruder.

„Über See zur Wildnis, zur Wüstenei,
Hab' ich gehört, gut fischen sei;
Da gehn die Fischlein in den einsamen Bächen!" —
„Ja, Herr, mein Meister", der Münch tät sprechen.

Sie fuhren gen Rapperswyl über See,
Zu einer frommen Witib sie da gehn;
„Bewahr' uns die Gewand'", sie zu ihr sprechen,
„Daß sie uns nicht in der Wildnis zerbrechen."

Sankt Meinrad und der Bruder gut,
Sie folgten wohl der Bächlein Flut:
Sie fischten hinan in dem Flüßlein Sille[1]
Bis in die Alp gar wild und stille.

„O Herr und Meister, lieber Sankt Meinrad,
Wir haben Fischlein schon mehr als satt." —
„Noch nit genug", Meinrad da saget,
Steigt, wo der Finsterwald herraget.

Und da sie gegangen den dritten Tag,
Im finstern Wald eine Matte lag;
Ein Born da unter Steinen quillet,
Da hat Sankt Meinrad den Durst gestillet.

„Nun, lieber Bruder, nun ist's genug",
Gen Rapperswyl die Fisch' er trug;
Die fromm' Witib stand vor der Pforten
Und grüßt' die Münch' mit frohen Worten:

„Willkomm, willkomm, ihr bleibt schier lang,
Die reißende Tier', die machten mich bang."
Die Fisch', die tät sie braten und sieden,
Die aßen sie in Gottes Frieden.

„Frau, hört mich an durch Gott den Herrn!" —
Die Witib sprach: „Das tu' ich gern!" —

[1] Soviel wie: Sihl.

„Ein armer Priester hat das Begehren,
Sein Leben im Finsterwald zu verzehren.

„Nun sprecht, ob hier ein Frommer leb',
Der ihm ein klein Almosen geb'."
Sie sprach: „Ich bin allein allhiere,
Ich werd' ihm ein' Almoseniere.

Da tät Sankt Meinrad ihr vertrauen,
Daß er sich wollt' ein' Zelle bauen;
Und kehrt' nach Oberzollingen,
Tät noch ein Jahr da beten und singen.

Aber die Einsamkeit drängt ihn sehr,
Er hat kein ruhig Stund' da mehr;
Und eilt nach Rapperswyl zu der Frauen,
Die ließ ihm da seine Zelle bauen.

Am Äpfel[1] wohnt' er sieben Jahr',
Viel fromme Leut', die kamen dar;
Seine Heiligkeit macht' groß Geschrei
Und zog da gar viel Volks herbei.

Solch' weltlich Ehr' bracht' ihm viel Schmerz,
Sein Hüttlein rückt er waldeinwärts,
Zum finstern Wald, wo das Brünnlein quillet,
Das ihm einst seinen Durst gestillet.

Und wenn er sich das Holz abhaut,
Daraus er seine Zelle baut,
Find't er ein Nest mit jungen Raben,
Die tät er da mit Brot erlaben.

Die fromm' Frau auch von Rapperswyl
Schickt ihm Almosen ein gut Teil;
So lebt er während funfzehn Jahren,
Sein' Freund' die beiden Raben waren.

Von Wollrau[2] war ein Zimmermann,
Der kam da zu dem Wald heran

[1] Soviel wie: Etzel. — [2] Ortschaft im Bezirk Höfe des Kantons Schwyz.

Und bat auch den Sankt Meinrad eben,
Sein Kindlein aus der Tauf' zu heben.

Da ging Sankt Meinrad hinab ins Land,
Dem Zimmermann zur Taufe stand;
Und kam da wieder zu vielen Ehren,
Das täten zwei böse Mörder hören.

Peter und Reinhard dachten wohl,
Sankt Meinrads Opferstock wär' voll;
Und wie sie zum Finsterwald eintreten,
Die Raben schreien in großen Nöten.

Sankt Meinrad las die Meß' zur Stund',
Der Herr tät ihm sein Stündlein kund;
Da betet er aus ganzer Seele,
Daß ihn der Himmel auserwähle.

Die Mörder schlagen an die Tür:
„Du böser Münnich, tret' herfür;
Tu auf, gib uns dein Geld zusammen,
Sonst stecken wir dein Haus in Flammen."

Im Finsterwald schallt's ganz verworrn,
Die Raben mehren ihren Zorn;
Um ihre Häupter sie wütend kreisen,
Nach ihren Augen hacken und beißen.

Sankt Meinrad sanft zu ihnen tritt,
Bringt ihnen Brot und Wasser mit:
„Eßt, trinkt, ihr Gäste, seid willkommen,
Dann tut, warum ihr hergekommen."

Der Reinhard sprach: „Warum komm' ich?"
Sankt Meinrad sprach: „Zu töten mich!"
Da schrien sie beide: „Kannst du es wissen?
So werden wir's vollbringen müssen.

„Nun gib dein Silber und all dein Gut!" —
Da schlugen sie ihn wohl aufs Blut;
Und da sie seine Armut sahen,
Täten sie ihn zu Boden schlagen.

Da sprach der liebe Gottesmann:
„Ihr lieben Freund', nun hört mich an;
Zünd't mir ein Licht zu meiner Leiche,
Dann eilt, daß euch kein Feind erreiche."

Der Peter ging da zur Kapell',
Zu zünden an die Kerze hell;
Die tät durch Gott von selbst erbrennen,
Die Mörder da ihr' Schuld erkennen.

Die Kerze brennt an seiner Seit',
Ein Wohlgeruch sich auch verbreit't;
Sein' Seel' tät zu dem Himmel ziehen,
Die Mörder da erschrocken fliehen.

Aber die frommen Raben beid',
Die gaben ihnen bös Geleit;
Um ihre Häupter sie zornig kreisen
Und ihnen Haar und Stirn zerreißen.

Durch Wollrau kamen sie gerannt,
Der Zimmermann die Raben kannt';
Da tät er seinen Bruder bitten,
Zu folgen ihren wilden Schritten.

Indes lief er in den Finsterwald,
Sucht' seinen lieben Gevatter bald;
Der lag erschlagen auf grüner Heide,
Die Kerze brannt' an seiner Seite.

Er küßt ihn auf den blut'gen Mund,
Hüllt in den Mantel ihn zur Stund';
Legt weinend ihn in die Kapelle,
An seines heil'gen Altars Schwelle,

Und eilt herunter in das Land,
Sein Jammer allen macht bekannt;
Und schickt hinauf sein Kind und Frauen,
Nach ihrem heil'gen Freund zu schauen.

Die Mörder fand er im Wirtshaus
An der Schifflande zu Zürich drauß;

Die Raben stießen die Fenster ein
Und warfen um das Bier und Wein.

Die Mörder man ergriff und band,
Ihr' Schuld, die haben sie bekannt;
Und bis hin auf den Scheiterhaufen
Die Raben sie wohl hacken und raufen.

Der Abt zu Reichenau da hört,
Der fromm' Sankt Meinrad sei ermörd't,
Schickt auch mit Licht und Fahn' viel Brüder,
Zu holen des Sankt Meinrads Glieder.

Und da der Leib zum Etzel kam,
Wo er gewohnt, der heil'ge Mann,
Da war der Sarg nicht zu bewegen;
Sie mußten ihn da niederlegen.

Sein heilig Herz und Ingeweid'
Sie da begruben zu der Zeit[1];
Den Leib sie dann mit Beten und Singen
Nach Reichenau zur Kirche bringen.

Wo er gestorben und gelebt,
Das Kloster Einsiedeln sich erhebt;
Für fromme Pilger ein' Wunderquelle
Quillt dort in Sankt Meinrads Kapelle.

Die Gottesmauer.

Drauß bei Schleswig vor der Pforte
Wohnen armer Leute viel.
Ach, des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet,
Dänen ziehen ab zur Nacht.
Russen, Schweden sind verbündet,
Brechen her mit wilder Macht.

[1] Am Etzelpaß erhebt sich seit alters die St. Meinradskapelle.

Drauß bei Schleswig, weit vor allen,
Steht ein Häuslein ausgesetzt.

Drauß bei Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
„Herr, in deinen Schoß ich schütte
Alle meine Angst und Pein."
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
Zwanzigjährig, neuster Zeit,
Will nicht auf den Herren bauen,
Meint, der liebe Gott wohnt weit.
Drauß bei Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue",
Singt das fromme Mütterlein,
„Daß dem Feinde vor uns graue,
Hüll' in deine Burg uns ein." —
„Mutter", spricht der Weltgesinnte,
„Eine Mauer uns ums Haus
Kriegt unmöglich so geschwinde
Euer lieber Gott heraus." —
„Eine Mauer um uns baue",
Singt das fromme Mütterlein.

„Enkel, fest ist mein Vertrauen;
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann er uns die Mauer bauen;
Was er will, ist wohl bestellt."
Trommeln romdidom rings prasseln,
Die Trompeten schmettern drein,
Rosse wiehern, Wagen rasseln,
Ach, nun bricht der Feind herein.
„Eine Mauer um uns baue",
Singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russe mit Geschrei,
Lärmen, fluchen, drängen, zechen,
Doch dies Haus ziehn sie vorbei.

Und der Enkel spricht in Sorgen:
„Mutter, uns verrät das Lied",
Aber sieh, das Heer vom Morgen
Bis zur Nacht vorüberzieht.
„Eine Mauer um uns baue",
Singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter,
An das Fenster stürmt der Nord,
„Schließt den Laden, liebe Kinder!"
Spricht die Alte und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Vier Kosakenpulke[1] an,
Rings in allen Hütten liegen
Sechzig, auch wohl achtzig Mann.
„Eine Mauer um uns baue",
Singt das fromme Mütterlein.

Bange Nacht voll Kriegsgetöse;
Wie es wiehert, brüllet, schwirrt,
Kantschuhiebe, Kolbenstöße,
Weh, des Nachbarn Fenster klirrt!
Hurra, Stupai, Boschka, Kurwa,
Schnaps und Branntwein, Rum und Rack,
Schreit und flucht und plackt die Turba,
Erst am Morgen zieht der Pack.
„Eine Mauer um uns baue",
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue",
Singt sie fort die ganze Nacht;
Morgens wird es still: „O schaue,
Enkel, was der Nachbar macht."
Auf nach innen geht die Türe,
Nimmer käm' er sonst hinaus;
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Lag der Schnee wohl mannshoch drauß.

[1] Pulk (russ. Polk), eine militärische Abteilung, bei Kosaken 500—3000 Mann.

„Eine Mauer um uns baue",
Sang das fromme Mütterlein.

„Ja, der Herr kann Mauern bauen,
Liebe, fromme Mutter, komm,
Gottes Mauer anzuschauen!"
Rief der Enkel und ward fromm.
Achtzehnhundertvierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut',
In der fünften Nacht des Jahres.
Selig, wer dem Herrn vertraut!
„Eine Mauer um uns baue",
Sang das fromme Mütterlein.

IV.

Vaterländisches.

Soldatenlied.

Es leben die Soldaten
So recht von Gottes Gnaden,
Der Himmel ist ihr Zelt,
Ihr Tisch das grüne Feld.

Ihr Bette ist der Rasen,
Trompeter müssen blasen:
Guten Morgen! gute Nacht!
Daß man mit Lust erwacht.

Ihr Wirtsschild ist die Sonne,
Ihr Freund die volle Tonne,
Ihr Schlafbuhl' ist der Mond,
Der in der Sternschanz' wohnt.

Die Sterne haben Stunden,
Die Sterne haben Runden
Und werden abgelöst,
Drum, Schildwacht, sei getröst't!

Wir richten mit dem Schwerte,
Der Leib gehört der Erde,
Die Seel' dem Himmelszelt,
Der Rock bleibt in der Welt.

Wer fällt, der bleibet liegen,
Wer steht, der kann noch siegen,
Wer übrigbleibt, hat recht,
Und wer entflieht, ist schlecht.

Zum Hassen oder Lieben
Ist alle Welt getrieben,
Es bleibet keine Wahl
Der Teufel ist neutral.

Bedienet uns ein Bauer,
So schmeckt der Wein fast sauer,
Doch ist's ein schöner Schatz,
So kriegt sie einen Schmatz.

Sturmlied.

Auf, ihr Brüder! schließt die Glieder, stoßet nieder,
Wer nicht treu und fromm und bieder;
Dann kehrt uns die Freiheit wieder!

Allzusammen zu den Flammen wir verdammen,
Die nicht aus dem Heile stammen
Und der Freiheit Tor verrammen.

Seht die Preußen, seht die Reußen, die uns preisen,
Daß wir aus Tyranneneisen
Helfen stark die Völker reißen!

Freie Briten siegreich stritten, Schweden schritten
Stark auf ehrenfesten Tritten
Auch in dieses Kampfes Mitten.

Bayerns Löwen sich erheben, Schwaben streben,
Alle an dem Kranz zu weben,
Den wir deutscher Freiheit geben.

Niederlanden, aus den Banden bald erstanden,
Blicken schon nach Hollands Stranden,
Ob orange Flaggen landen.

Spaniens Helden Sieg uns melden, alle Welten
An des Himmels Sternenzelten
Sich zum Siegsgestirn ausstellten.

Alle Sterne, nah und ferne, sehn es gerne,
Daß der Hochmut Demut lerne
Und das Unheil sich entferne.

Wo wir kriegen, wo wir siegen, hoch aufliegen,
Die längst an den Fesseln biegen,
Deutsche, die sich nicht mehr schmiegen.

Lang zum Bache ging der Drache; Rach', erwache
Und den Krug zu Scherben mache,
Daß die ganze Welt auflache!

Siegen, sterben, Heil erwerben; fromme Erben
Sollen nicht durch uns verderben —
Schlagt den Teufelskrug in Scherben!

Nicht verwirret[1], wenn es klirret, wenn es schwirret,
Wenn sich eine Kugel irret
Und ein Held zur Erde klirret!

Donner hallen, Hörner schallen, Kugeln prallen,
Feinde rings in Scharen fallen,
Ringsum streckt der Tod die Krallen.

Brust an Rücken, aufwärts drücken, wild Entzücken,
Nicht in Todes Abgrund blicken!
Feindes Leichen bauen Brücken!

Nur nicht schwindeln vor den Kindeln, die auf Bündeln,
Dicht wie eines Sturmdachs Schindeln,
Liegen rings in Todeswindeln!

Immer weiter, hoch die Leiter, Gottes Streiter;
Wer gestürzt, der ist Gefreiter,
Wer gesieget, ist Hochzeiter!

Gott, mein Retter, auf ich kletter', Kugelwetter
Von der Schanze niederschmetter'
Dieser Blutzeit falsche Götter!

Flamme wehet, Jammer flehet, nicht drein sehet,
Nieder sei der Feind gemähet,
Daß uns beßre Saat aufgehet!

Bajonette, um die Wette stoßt die Kette
Nieder an des Flusses Bette,
Daß kein Deutschlands Feind sich rette!

[1] D. h.: geratet nicht in Verwirrung.

Trommel, rase durch die Straße; wütend grase,
Bundesschwert, dem Tod zum Fraße,
Bis der Feind zum Rückzug blase!

Hand sich reichen, über Leichen aufwärts steigen
Laß der Bundesfahnen Zeichen,
Auf der deutschen Höh' hinstreichen!

Nun Hurra, Recht geschah, Feind war da;
Wer ihm recht ins Auge sah,
Rufet frei: „Viktoria!
Deo in excelsis gloria!"

Tiroler Wetter und Barometter beim Aufstande gegen die Franzosen[1].

Treibt nit der Ofengabel
Die Natur nur hinaus,
Ihr seid's nit kumpabel[2],
Sie find't sich nach Haus.

Zur Frühe heut guckte
Mein Stutzen ich an,
Potz Schlakri, da zuckte
Von selber der Hahn.

Da wurd' mir's ganz schwüli,
Ich mach's Fenster glei auf,
Von Salzburg weht kühli
A Lüftli herauf.

Das reißt mir in der Stuben
Den Apoli[3] von der Wand
Und schmeißt ihn aufn andern,
Der unter ihm stand.

---

[1] Gemeint ist die Erhebung von 1813. — [2] Volkstümlich und scherzhaft für „kapabel" (imstande). — [3] Spöttisch für Napoleon. Hier ein Bild oder eine kleine Büste Napoleons, wie sie den Tirolern oft genug aufgedrängt worden waren. Unten (S. 164, V. 181 dieses Gedichtes) ist Napoleon persönlich angeredet und S. 165, V. 200 („Apolistern") der Stern seines Geschickes gemeint.

Es wollt halt nit ruhen,
Es tät halt en Schlag,
Daß hinter der Truhen
In Stücken er lag.

Französische Nägel
Sind weich wie a Dreck,
Kaum trifft sie der Schlegel,
So ist der Kopf weg.

Am Steierschen Kloben
Mei Stutzen fest hangt,
Der Wind tut dran toben,
Daß es hin und her schwankt.

Nu raus aus dem Kasten
Mei'm Franzl sei Porträt,
Sollst länger nit fasten,
Nu kommst du ans Brett.

Gleich unter mein Herrgott[1],
Wo's gewaltig gut hangt,
Nu nehm' ich mein Stutzen,
Weil's zu mir verlangt!

Es sind heut die Mucken
Ganz toll aus der Weis,
Das Dach tut mich drucken,
Ich mach' mich auf die Reis'.

Es zeigt's der Kalender,
Es krähet's der Hahn,
Daß 's Wetter sich ände',
Ich schau's an der Fahn'.

Ich schau's an der Alpen,
Da hangt so a Duft,
Am Grund streicht die Schwalben,
Als hätt' sie kein Luft.

[1] Heiligenbild.

Franzosen und Ferkel,
Wie wühlens in der Erd',
Wie druckens sich z'sammen,
Weil der Adler niederfährt.

Mein Dientl[1] sein Katzen,
Die hat's am Geruch,
Sie leckt sich die Bratzen,
Es kommt halt Besuch.

Es ist a Gezwitzer,
Es ist so a Zeit,
Im Schnee a Geblitzer,
Als wär' d'r Adler nit weit;

Der Adler, der Kaiser,
Der gewaltig groß Freund,
Der Franzel, der Vater,
Der's gut mit uns meint.

Ich mein' halt, mei Himmel,
Ich mein' halt, mei Erd',
Ich mein' halt, das Landel
Dem Franzel gehört.

Ihr habt mir's geleugnet
Mit Händ' und mit Füß',
Doch hat mir's behauptet
Mei Stutzen für gewiß.

Mei Stutzen ist wahrhaft,
Er fehlet mir nicht,
Er denkt wie ich selber,
Sagt's jedem ins Gesicht.

Und wer ihm nicht glaubet,
Dem bringt er's halt bei,
Den Stein aufgeschraubet,
Mit Pulver und Blei.

Französische Mucken,
Nu packt's euch hinaus,

[1] Dirndl.

Nu lüft' ich mit Pulver
Mei'm Kaiser sei Haus.

Ich schieß' nu den Vogel
Von der Herberg', ihr Leut',
Voll Flöh war sein Streuen
Und doppelt sei Kreid.

Potz Schlakri, ihr Buben,
Nu werfet die Säu
Hinab in die Gruben
Und hebt's a Geschrei!

Nu packt's euch nur außi,
Franzosen, juchhe!
Nu mach' ich mich mausi,
Mein Adler ich seh'.

Er ruft wie a Glocken
Zur heil'gen Kirchfahrt,
Schwebt blau wie a Locken
Aus 'm Herrgott sei'm Bart.

Auf d'Knie fallt's nu nieder
Und danket's all Gott,
Er hilft uns schon wieder
Aus 'm feindlichen Spott.

Nu außi die Stutzen
Und jaget's die Gäst',
Wir müssen ausputzen
Unserm Adler sei Nest!

Es gehört ja — beim Schlakri! —
Kein Pfau und kei Sau,
Kein Wiedhopf, kein Guckuck
Im Adler sein'n Bau.

Nu hussau, nu hussau,
Nu pürscht sie hinaus,
Und stürzt auch a Gamsel,
So macht's euch nichts draus!

Wir haben unsre Sachen
Auf Treuheit gestellt,
Wir dutzen den Herrgott
Und Kaiser und d'Welt.

Wir tragen's Gewandel,
Wir tragen den Hut
Schon viel hundert Jahr' lang,
Und sie halten sich gut.

Wir stehn auf den Hacken
So fest wie die Berg'!
Und trugen auf'm Nacken
Die Zeit wie an Zwerg[1].

Wir haben's getragen
Wie en meisterlos Kind,
Nu aber wir schlagen
Ihr eins um den Grind.

Potz Schlakri, ihr Buben,
Dem Sandwirt sein Sohn
Steht auch bei den Preußen
Und gibt's kein Pardon.

Der Riedl und sei Bruder
Sind auch mit dabei,
Die greifen's von außi
Und machen uns frei.

Gemalt auf der Dosen
Tragens den Hofer im Sack
Und bietens den Franzosen
Schneeberger Tabak.

O Hofer, mein Hofer,
Du gewaltiger Freund,
Du bist nu im Himmel,
Wo die Sonn runter scheint!

Sankt Jörg ist ein Ritter
Im englischen[2] Heer,

[1] Wir trugen unsere Jahre wie ein Nichts; sie haben uns nichts anhaben können. — [2] Himmlischen.

Der hängt halt dein'n Stutzen
Nu neben sein'n Speer.
Du hast auch den Lindwurm,
Gen den er sich setzt,
Oft sakrisch im Landsturm
Zusammagesetzt.
O Hofer, mein Hofer,
Sei unser Patron,
Leg' für uns a Bitt' ein
Im himmlischen Thron!
Komm zu uns auf Urlaub
Und hilf uns im Streit
Und bring uns a Fahndel,
Im Himmel geweiht!
Speckbacher, Speckbacher,
Nu merken wir dich,
Du bist halt a Streiter
Und kennst halt die Schlich'!
Der Adler schon setzet
Auf'n Gletscher sich hin,
Den Schnabel er wetzet,
Da kömmt die Lawin'.
Nu bückt's euch, Franzosen,
Nu kömmt die Lawin',
Der Stoß kömmt von Moskau
Über Preußen und Wien.
Und größer und größer
Kömmt's niedergebraust;
Nu ludelt, ihr Dienteln,
Daß's den Kindern nicht graust.
Apoli, Apoli,
Das Eis taut nu auf,
Nu läuft dir halt 's Wasser
Auf d' Windmühl' hinauf[1].

[1] Nun wird dir das Wasser bis an den Hals steigen. „Windmühl'" ist wohl Spott auf den „windigen" Napoleon, den „Windmüller".

Nu schickt's mit Faschinen
Den Wasserbaron[1],
Und laßt's ihn besprechen
Mit der Ehrenlegion!

Ganz anders läuft's Wasser,
Wo Gott drüber kreist,
Als Wasser, wo der Hoffart
Das Geld hineinschmeißt.

Nu führt's, Lüminaten[2],
Noch d' Welt hinter's Licht,
Nu woll euch Gott gnaden,
's Laternel zerbricht.

Nu schickt's den Sterngucker[1],
Den Allerweltsfreund,
Und laßt's ihn taxieren,
Wie der Apolistern scheint.

Nu helfet's, ihr Buben,
Der Lawinen herab,
Französischen Ruben[3]
Ein tirolisches Grab!

Hinunter, hinunter,
Wo's steil und wo's schmal,
Mit französischem Plunder
Vom Berg in das Tal!

Die Wildwasser wälzen
Sie durch Distel und Dorn,
Es stürzen die Felsen
Sich drüber im Zorn.

---

[1] Napoleon. — [2] Die hier spöttisch angeredeten Illuminaten sind der von Adam Weishaupt 1776 gegründete, besonders für Süddeutschland wichtige Orden von Schwärmern, die sich höherer Erleuchtung in religiösen Dingen und des Umgangs mit der Geisterwelt rühmten und beides pflegten; dabei trugen sie seit der Revolution offen französische Gesinnung zur Schau; die Erhebung Tirols 1813 war ja zugleich auch gegen das Napoleon verbündete Bayern gerichtet, dem Tirol im Preßburger Frieden 1805 überlassen war. — [3] Oberdeutsch für: Rüben; hier Ausdruck der Verachtung, vgl. sprichwörtliche Wendungen wie „auf die Rüben kommen" (soviel wie „auf den Hund kommen"), „dumm wie a Ruabe" u. a. m.

Ein Engel, ganz feurig,
Steht drauf und ruft aus:
„Gott ist kein Franzos nicht,
Drum schmeißt sie hinaus!"

In 's heil'gen Gotts Namen,
Mei Dientl, gute Nacht,
Vater unser und Amen,
Daß es blitzet und kracht!

Aufruf.

Auf mit Gott zum Kampf, ihr Brüder!
Mit dem Schwert und dem Gebete
Reiß den Sieg vom Himmel nieder,
Deutscher, Russe, Brite, Schwede!

Helf' uns Gott, der Herr, der Hohe,
Der auf uns herniederschauet;
Seht, schon lodern lichterlohe
Scheiterhaufen, rings erbauet!

In den Flammen heil'gen Zornes,
In gerechter Rache Gluten
Brennt der Busch des bösen Dornes,
Der die ganze Welt ließ bluten!

Selig, wer von ganzem Herzen
Alles, was ihn tief verletzet,
Alle Trauer, alle Schmerzen
An dies heil'ge Opfer setzet!

Denn wir wollen das verbrennen,
Was in Leib und Seel' uns störet;
Wer kann das mit Worten nennen,
Was ihn in dem Geist empöret!

Elend, Qual und Not und Frevel,
Trug und List und Hohn und Lüge
Schmolz der Feind zu glühem Schwefel,
Daß die Flamme höher schlüge.

Freudig drum, ihr Kampfesbrüder,
Schließt euch treulich um die Flammen,
Brennt den Dorn zur Asche nieder,
Der ein Ölbaum soll entstammen!

Eine Taube soll sich schwingen
Aus der Glut, soll Friedenszweige
Der empörten Erde bringen,
Daß sie aus der Zornflut steige!

Friede ward umsonst verlanget,
Unsrer Ehr' und Freiheit Friede.
Auf zum Kampf nun, wer nicht banget
Und vor keinem Götzen kniete!

Vivat alle miteinander,
Vivat Georg[1] und Alexander[2],
Vivat Friedrich[3], vivat Franz!
Vivat hoch der Waffentanz!

Lied der Frauen, wenn die Männer im Kriege sind.

Wenn es stürmet auf den Wogen,
Sitzt die Schifferin zu Haus;
Doch ihr Herz ist hingezogen
Auf die weite See hinaus.
Bei jeder Welle, die brandet
Schäumend an Ufers Rand,
Denkt sie: Er strandet, er strandet, er strandet,
Er kehret mir nimmer zum Land!

Bei des Donners wildem Toben
Sitzt die Schäferin zu Haus;
Doch ihr Herz, das schwebet oben
In des Wetters wildem Saus.
Bei jedem Strahle, der klirrte
Schmetternd durch Donners Groll,

[1] Georg IV. August Friedrich, seit 1811 Regent für seinen dem Wahnsinn verfallenen Vater Georg III., wurde 1820 König von Großbritannien und Hannover. — [2] Kaiser von Rußland. — [3] Friedrich Wilhelm III.

Denkt sie: Mein Hirte, mein Hirte, mein Hirte
Mir nimmermehr kehren soll!

Wenn es in dem Abgrund bebet,
Sitzt des Bergmanns Weib zu Haus;
Doch ihr treues Herz, das schwebet
In des Schachtes dunklem Graus.
Bei jedem Stoße, der rüttet,
Hallend im dunkelen Schacht,
Denkt sie: Verschüttet, verschüttet, verschüttet
Ist mein Knapp' in der Erde Nacht!

Wenn die Feldschlacht tost und klirret,
Sitzt des Kriegers Weib zu Haus;
Doch ihr banges Herz, das irret
In des Kampfes wilden Strauß.
Bei jedem Knall, jedem Hallen
Der Stücke an Bergeswand
Denkt sie: Gefallen, gefallen, gefallen
Ist mein Held nun fürs Vaterland!

Aber fern schon über die Berge
Zogen die Wetter, der Donner verhallt;
Horch, wie die jubelnde, trunkene Lerche —
Tireli, tireli — siegreich erschallt.
Raben, zieht weiter! Himmel wird heiter,
Dringe mir, dringe mir, Sonne, hervor!
Jubelnde Lerche, über die Berge
Singe mir, singe mir Wonne ins Ohr!

Mit Zypreß' und Lorbeer kränzet
Sieg das freudig-ernste Haupt —
Herr! wenn er mir niederglänzet,
Mit dem Trauergrün umlaubt!
Dann, sternlose Nacht, sei willkommen,
Der Herr hat gegeben den Stern,
Der Herr hat genommen, genommen, genommen,
Gelobt sei der Wille des Herrn!

Aufgang des Sterns von der Katzbach,
à la belle Alliance.

Den 18. Juni 1815.

Chor: Napoleon sprach im Aberwitz:
„Es geht die Sonne von Austerlitz
Mir auf im Siegesglanze[1]!"
Da sprach der Blücher: „Ein Wetter zieht auf,
Es geht der Stern von der Katzbach mir auf[2];
Auf à la belle Alliance!"

Einer: Singt Lob und Preis von Herzensgrund
Dem Herrn in Himmelshöhen!
Er segnete den schönen Bund,
Die deutschen Fahnen stehen.

Chor: Napoleon usw.

Einer: Freund Blücher und Freund Wellington,
Die reichten sich die Hände;
Da lief Napoleon davon
Und sang das Lied vom Ende.

Chor: Napoleon usw.

Einer: Der Komödiant vom Maifeld[3] wird,
Weil er den Ton vergriffen,
Mit preuß'schen Fäusten applaudiert,
Das heißt deutsch: ausgepfiffen.

Chor: Napoleon usw.

Einer: Er sang, bis erst der Juni da:
„Unschuldig und nichts weiter";
Nun klopft man aus der Tunika
Ihm den Theaterschneider.

Chor: Napoleon usw.

---

[1] Nach dem Erfolge bei Ligny vom 16. Juni. — [2] Die Regengüsse am 17. Juni, „unsere alten Alliierten von der Katzbach", waren Blücher sehr willkommen. — [3] Anspielung auf das prahlerische Schauspiel eines Maifeldes, das Napoleon am 1. Juni 1815 veranstaltete, um Stimmung für sich zu machen, und bei dem er, in Trikots und antiken Mantel gekleidet, dem Volke mit dem demokratischen Bekenntnis schmeichelte: „Als Kaiser, Konsul und Soldat verdanke ich alles dem Volke!" Auf die innere Unwahrhaftigkeit der Hundert Tage beziehen sich auch die Strophen 4 und 5.

Einer: Bald wird aus manchem grünen Kleid
Sich blau das Futter kehren.
Wozu hat man den falschen Eid,
Wenn man ihn sollt' nicht schwören?

Chor: Napoleon usw.

Einer: Herr Blücher und Herr Gneisenau,
Die sprechen: „'s bleibt beim alten.
Wir prügeln sie stets grün und blau,
Doch Farb' will keiner halten.

Chor: Napoleon usw.

Einer: „O starker Gott im Himmelreich,
Wir wollen's treu verdienen,
Daß an des Kampfes Aufgang gleich
Uns dein Gericht erschienen."

Chor: Napoleon usw.

Einer: Da sprengt ein Reuter an geschwind
Mit Bonaparts Schatouille,
Drin alle seine Orden sind;
Er ist in der Bredouille[1].

Chor: Napoleon usw.

Einer: Und auf den Adlerorden blickt
Herr Blücher freudig nieder,
Spricht: „Der wird meinem Herrn geschickt,
Den kriegt der Kerl nicht wieder.

Chor: Napoleon usw.

Einer: „Was soll ein Heid' und Mameluck
Mit Kreuz und Ehrenketten?
‚Suum cuique' sagt der Schmuck[2],
Drum macht' ich ihm Manschetten[3]."

Chor: Napoleon usw.

[1] Sprichwörtlich vom Spiel her: „Er sitzt in der Klemme." „Er" ist Napoleon. — [2] Wahlspruch des preußischen Schwarzen Adlerordens: „Jedem das Seine." Dieses selbe Ordenszeichen von Napoleons Brust schmückte bald nach Belle Alliance die Brust Gneisenaus. — [3] Sprichwörtlich für: jemandem Furcht einjagen.

Einer: Und nun fragt er den Wellington:
„Freund, wo Quartier heut machen?“ —
„Im Bett, warm von Napoleon“,
Sprach dieser da mit Lachen.

Chor: Napoleon usw.

Einer: Doch Blücher sprach: „Was gilt die Wett'?
Er lag auf Distel und Dornen
Und träumt', ich läg' bei ihm im Bett
Und hieb' ihn mit den Spornen.

Chor: Napoleon usw.

Einer: „Dem Kerl traf mancher Traum schon ein,
Und dieser wird es müssen;
Das wird ein brav Beilager sein,
Mich juckt's schon in den Füßen. —

Chor: Napoleon usw.

Einer: „Kurier, ja so, jetzt denk' ich dran,
Reit schnell, grüß' unsre Frauen,
Sag' nur, ich hätt' wie sonst getan,
Ihn tüchtig ausgehauen.

Chor: Napoleon usw.

Einer: „Und sag' nur alles recht genau,
Sag' auch von meinem Schimmel[1];
Zwei Pferde auch vom Gneisenau[2],
Die ritten ein zum Himmel.

Chor: Napoleon usw.

Einer: „Drauf sitzt gar mancher Preußenheld,
Den Sieg dort zu verkünden
Dem Scharnhorst[3], und den Gott bestellt,
Sein Recht auf ihn zu gründen.

Chor: Napoleon usw.

---

[1] Der, bei Ligny angeschossen, Blücher unter sich begrub. — [2] Diesem wurden bei Ligny zwei Pferde unter dem Leibe erschossen. — [3] Scharnhorst, von E. M. Arndt als der „Ehrenbote“ für das Schattenland deutscher Helden besungen, war am 28. Juni 1813 an der bei Lützen (2. Mai) erlittenen Wunde gestorben.

Einer: „Wir übrigen sind noch allhier
Auf dieser schlechten Erde.
Mit Gott schlagen und siegen wir,
Auf daß sie besser werde!"

Chor: Napoleon usw.

Einer: So sprach der Herr, der deutsche Held;
Da rief es ihm beim Namen:
„Auf, Marschall Vorwärts!" rief die Welt;
Er ritt, und Gott sprach: „Amen!"

Chor: Napoleon usw.

Das Lied vom Korporal[1].

„Bei Aspern[2] war's der Donaufluß,
Bei Eilau[2] war's der Schnee,
In Rußland[2] hatt' ich auch Verdruß,
Das Klima tat mir weh;
Bei Leipzig? bei Leipzig?
Da war's der Korporal, ja, ja,
Da war's der Korporal.
Und à la belle Alliance?
Wer führt' mich da zum Tanze?
Was soll ich doch gleich sagen?
Wer hat es da getan?
Denn daß man uns geschlagen,
Das geht doch gar nicht an.

„Jetzt fällt mir etwas ein, das geht:
Es war die Ungeduld,
Die oft in den Annalen steht,
Die war an allem schuld;
Doch leider, doch leider!

[1] Napoleon, der den Spitznamen „der kleine Korporal" besaß. Die Deputation (V. 66) bringt das Schriftstück, in dem Napoleon über sich selbst Rechenschaft ablegt usw., zu Blücher. Er spricht in dem Schriftstück immer von sich als dem Korporal; doch Blücher und Wellington durchschauen seine Finte. — [2] Verhöhnung der Scheingründe, mit denen Napoleons Niederlagen bei Aspern (21. und 22. Mai 1809), das halbe Unterliegen bei Eilau (7. und 8. Februar 1807) und das jämmerliche Scheitern des russischen Feldzuges bemäntelt wurden.

Rief da der Korporal, ja, ja,
Rief da der Korporal:
‚O Garde, groß' und kleine,
Nun mach' dich auf die Beine!'
Da ging es an ein Laufen,
Und ich, ich lief voran;
Ihr Pairs, laßt mich verschnaufen
Und hört mich ruhig an.

„Die Preußen, die nur Prahler sind,
Die fraß ich erstlich auf,
Die Briten, die Karthager sind,
Verschluckt' ich obendrauf;
Doch schade, wie schade!
Macht da der Korporal, ja, ja,
Macht da der Korporal
Ein panisches Erschrecken!
Da ließ ich alles stecken
Und hängen an den Hecken,
Kanon' und Munition,
Und sitz' zu edlen Zwecken
Nun nackt auf eurem Thron.

„Vor allem gebet einen Hut[1],
Ein Schwert[1] mir armem Tropf;
Den alten warf ich in der Wut
Dem Unglück an den Kopf!
Es gab ihn, es gab ihn
Der üble Korporal, ja, ja,
Der üble Korporal
Mit meinem Kaisermantel
Und manchem bösen Handel
Dem Blücher da zur Beute,
Der auch den Wagen[2] hat;
Drum schwört nur neue Eide,
Ich hab's Regieren satt.

[1] Hut und Degen Napoleons fielen den verfolgenden Preußen in die Hände. — [2] Gemeint ist der Wagen Napoleons, der, heimlich mit Wertsachen aller Art vollgefüllt, preußischen Bauernsöhnen bei der Verfolgung am 18. Juni 1815 in die Hände fiel.

„Entsagen will ich nun dem Thron,
Ich opfre mich nun auf,
Setzt Beauharnois[1], setzt meinen Sohn,
Setzt Orleans[2] hinauf,
Und blieb' ich, und blieb' ich
Nicht einmal Korporal, ach, ach!
Nicht einmal Korporal —
Will es das Glück von Frankreich,
So sag' ich noch: ‚Ich dank' euch',
Und schlucke gern die Pille,
Ist sie vergoldet, ein;
Das soll mein letzter Wille[3]
Und muß der eure sein."

Das bringt die Deputation[4]
Zum alten Blücher schnell.
Der sprach: „Wart' nur, ich komme schon
Und gerbe euch das Fell;
Doch bringt ihr, doch bringt ihr
Mir euren Korporal, ja, ja,
Mir euren Korporal!
Das bessert die Affäre;
Adie, Musje le Märe[5],
Lost[6]! Hat's denn solche Eile?
Packt euch zum Lager naus,
Ich bring' in kurzer Weile
Die Antwort euch ins Haus!"

Den sehr perplexen Pairs nun fiel
Die Butter von dem Brot,
Meineid'ger Freunde gingen viel,
Viel tausend auf ein Lot;

[1] Eugen Beauharnais, Josephinens Sohn, von Napoleon adoptiert, Vizekönig von Italien. — [2] Ludwig Philipp, Egalités Sohn, seit 1830 König der Franzosen, hatte nach seines Vaters Hinrichtung (1793) den Titel eines Herzogs von Orleans angenommen; er kam bei der Frage der Neubesetzung des Thrones im Juni 1815 schon stark in Betracht. — [3] Napoleon dankte zwei Tage nach seiner Ankunft in Paris zugunsten seines Sohnes ab und ließ nicht nach, sich der Regierung als bloßen General anzubieten. — [4] Die Friedensgesandtschaft der Stadt Paris unter Führung des Maires (Bürgermeisters). — [5] Monsieur le maire. — [6] Entscheidet Euch!

Sie packten, sie packten
Den armen Korporal schier an,
Den armen Korporal!
Da ging es an ein Jammern
In allen beiden Kammern,
Sie stiegen auf die Bänke
Und zankten allerlei,
Und über dem Gezänke
Kam Blücher auch herbei.

Nun schickte der Napoleon
Und bat um seinen Paß.
„Mein Bester", sprach Herr Wellington,
„Ich glaub', Sie machen Spaß —
Passieren, passieren
Kann nicht der Korporal, nein, nein,
Kann nicht der Korporal!
Er ist ein Vogelfreier,
Ein häßlich Ungeheuer."
Da raffte alle Scherben
Der saubre Davoust[1] auf
Und trieb sie zum Verderben
Nochmals zum Kampf herauf.

Herr Blücher klopft sie wieder aus,
Dann rufen sie: „Pardon!"
Und ziehen aus Paris hinaus
Mit Kapitulation.
Vor allen, vor allen
Zog ab der Korporal, ja, ja,
Zog ab der Korporal!
Er ging vorerst nach Chartres,
Gott geb' ihm tausend Marter!

[1] Napoleons vortrefflicher Feldherr, Oberbefehlshaber von Paris, sammelte die Trümmer des kaiserlichen Heeres (70000 Mann), vermochte sich aber mit dem Haufen, dem Zucht und Mut fehlte, nur wenige Tage zu halten. Er übergab die Stadt und zog sich, den Kapitulationsbedingungen entsprechend, hinter die Loire zurück.

Sie ziehn jenseit der Loire,
Acht Tag' ist ihre Zeit,
Dort ist jetzt keine Ware
So wohlfeil als der Eid.

In Freuden zog Herr Blücher ein,
In Freuden und in Ernst;
Paris, du mußt gezüchtigt sein,
Damit du Demut lernst.
Wir halfen, wir halfen
Dir von dem Korporal, ja, ja,
Dir von dem Korporal
Wohl à la belle Alliance,
Da kam er schlimm vom Tanze;
Wir wollen dir's nur sagen:
Wir haben es getan,
Wir haben euch geschlagen,
Denn das geht gar wohl an!

Blücher.

Grüß' dich Gott, Siegesgreis,
Grüß' dich im Heldenkreis,
Deutsches Gestirn!
Um deinen Scheitel weiß
Blühet ein Lorbeerreis,
Ewiger Jugend Preis
Schmückt deine Stirn!

Dich grüßt vom Erdenrund
Gottesmund, Volkesmund,
Der Wahrheit lehrt!
Dich grüßt der Freunde Bund,
Dich grüßt von Herzensgrund,
Wer in der Brust gesund
Wahrheit bewährt!

Heil dir im Eichenkranz,
Den du vom Waffentanz

Bringst zu dem Herd!
Flügler des Siegsgespanns[1],
Zügler des Lügenbanns,
Was Deutschland will, das kann's,
Führst du sein Schwert!

Dich preiset Wellington;
Als der Napoleon
Stirne ihm bot[2],
Warst du zur Stelle schon
Und tratst den Höllensohn
Samt dem Rebellenthron
Nieder zum Kot!

Vorwärts mit Reitermut
Rißt du der Streiter Wut
Freudig zum Ziel!
Triebst, was kein zweiter tut,
Mit stets erneuter Glut
Die Bärenhäuter-Brut
Vor dir, ein Spiel!

Dich deckt' ein Himmelsschild,
Als im Getümmel wild
Stürzte dein Pferd[3]!
Heil, deutsches Heldenbild,
Es spricht vom Schlachtgefild,
Bis wo sie selten gilt,
Wahrheit dein Schwert!

Dem Diplomaten fegt,
Der sich an Laden legt,
Dein Schwert das Korn[4]!

[1] Bekanntlich brachte Blücher 1815 aus Paris unter anderen Beutestücken den Siegeswagen vom Brandenburger Tor wieder heim. — [2] Bei Belle-Alliance. — [3] Bei Ligny wurde Blüchers Pferd erschossen, und er kam beim Falle darunter zu liegen. — [4] „Sich an Laden (= Verkaufsstand) legen" sprichwörtlich für: prahlen, sich spreizen. — „Das Korn fegen" ist noch jetzt auf dem Lande gebräuchliche Redensart für: das Getreide auf der Tenne reinigen (in der Kornfege von Staub und Unrat befreien). — Die ganze Strophe bringt zum Ausdruck, wie Blücher die Diplomaten mit ihrer Kunst, ihrem gespreizten Wesen, ihren Ränken, ihrer Verschlagenheit

Schwert, das Traktaten wägt,
Schwert, das Dukaten prägt
Und Lügensaaten schlägt
Mit Gottes Zorn!

Des Deutschen Siegesbraut
Hat sich nicht angetraut
Nackt deinem Schwert!
Preist ihn, ihr Musen laut;
Was nur solch Schwert erhaut,
Nicht sich aus Federn kaut,
Ist heimgekehrt!

Marmor und Farbenbild,
Waffen und Ehrenschild
Ziehn ihm voraus!
Schätze der Künste mild,
Die's nun zu ehren gilt,
Daß nicht die Nachwelt schilt,
Bracht' er nach Haus[1]!

Näher als Kunst doch trägt,
Wes Herz sich deutsch noch regt,
Dich an der Brust!
Blücher, der Wahrheit hegt,
Lügner ins Antlitz schlägt,
Schlangen mit Schwertern fegt,
O Ehrenlust!

Juble drum, Volksgesang!
Der deine Fahnen schwang
Mit heil'gem Glück,
Der Deutschlands Sieg errang,
Der Preußens Feinde zwang,
Kehrt aus dem heißen Gang
Heil dir zurück!

---

und (damals kaum verborgenen) Bestechlichkeit ein Greuel waren. — [1] Vgl. vorige Seite, Anm. 1.

Theodor Körner an Viktoria.

Ich weiß es wohl, du hast um mich geweint;
Es geht die Welt nichts an, du kennst mich gut;
Wie du mich kennst, so hab' ich es gemeint
Mit dir, dem Vaterland und meinem Blut.
In Lebenslust hab' ich zur Kunst gestrebt;
Der kann nicht dichten, der nicht gerne lebt!

Du weißt es wohl, ich habe gern gelebt.
Ich war so jung, so fröhlich, so gesund;
Das Lied, das meiner Lyra kaum entschwebt,
Trug an der Menschen Herz dein schöner Mund.
O selig Lied, dem Huld die Seele gibt!
Der kann nicht leben, der nicht gerne liebt!

Du weißt es wohl, ich habe dich geliebt.
Verzeih, o Liebe, die den Kranz mir wand,
Daß andre Feier mir den Kranz auch gibt,
Den Eichenkranz das deutsche Vaterland.
Bei einer Eiche senkten sie mich ein[1].
Der kann nicht lieben, der nicht frei will sein!

Du weißt es wohl, ich konnte frei nur sein
Mit meines Deutschlands deutscher Kunst und Art,
Und setzte deutsch mein deutsches Leben ein,
Gleich deutschen Dichtern auf der Ritterfahrt.
Der hat gedichtet nicht, geliebt, gelebt,
Der kann nicht frei sein, der dem Tod erbebt!

Du weißt es wohl, daß gern den Tod ich starb.
Ich sah, Viktoria, dich und stieg hinab;
Leg' nun die Kränze all', die ich erwarb,
Kunst, Liebe, Leben, Freiheit auf mein Grab.
O Efeu, Lorbeer, Myrte, deutsche Eiche,
Singt der Viktoria, was ich verschweige!

*

[1] In der Nähe von Wöbbelin bei Ludwigslust in Mecklenburg.

Schön war sein Tod, ich traure nicht um ihn.
Der Frühling kömmt und macht die Bäume grün,
Der Vogel singt, die grünen Räume blühn,
Die Blüte fällt, die reifen Früchte glühn,
Sie bricht der Herbst, die Sänger weiter ziehn.
Still wird die Welt, es neiget sich der Winter,
Und zu des ew'gen Feuers Licht führt Gott die Kinder!

Bei Christian Grafen von Stolbergs Tod[1] zu St-Amand in der Schlacht bei Belle-Alliance

den 18. Juni 1815.

Der Krieg zog aus, zu kaufen
Ein ungewisses Los,
Und wirft zu ganzen Haufen
Dem Sieg die höchsten Güter in den Schoß.

In freudigem Vertrauen
Kränzt sich, wer übrigblieb,
Und ich muß niederschauen;
Denn einer sank, er war den Besten lieb.

Du Spiegel aller Güte,
Du frommes Jugendblut,
Du sankst, du Adelsblüte,
Mein Stolberg, o wir waren dir so gut!

So stark, so frei, so tüchtig,
So kindlich, freudig, fromm,
So mutig und so züchtig,
Mein Stolberg war im Himmel recht willkomm!

Sagt, wer verdient zu siegen,
Wer gilt so hohen Preis,
Wenn solche Opfer liegen
In des Triumphes blut'gem Ehrengleis?

[1] Junger Sohn des Dichters Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg; Christian, der mit seinen Eltern zur katholischen Kirche übertrat, war ein Lieblingsfreund Brentanos in Berlin, und seine Lauterkeit und Frömmigkeit wirkte mitbestimmend auf Brentanos religiöse Einkehr.

Drum horcht, ihr Siegesmeister,
Wenn man die Fahne schwingt;
Drin rauschen edle Geister,
Die keine Lügenkunst je wiederbringt!

Wißt, daß ein Tag muß kommen
In Volks=, in Gotteskraft,
Wo Rechnung wird genommen
Für alle, die der Sieg hat hingerafft.

Der Braunschweig ist gestorben,
Der hat sich ausgelöst,
Rechtfertigung erworben,
Von allen Fürstenschulden sich entblößt[1].

Es stirbt durch Rosses Hufen
Kein Hälmlein in dem Feld,
Daß, der den Reuter gerufen,
Nicht werde drum in das Gericht gestellt.

Die Saaten sollt ihr hüten,
Die frommes Blut getränkt,
Dem Vaterland vergüten
Das Leben, das der Opfernde ihm schenkt.

Nur darum ist gefallen
Stolberg aus freiem Mut,
Daß den Gerechten allen
Sein freies teutsches Leben komm' zugut.

Dies ist der letzte Willen
Bei jedes Helden Tod,
Und diesen zu erfüllen,
Das tut euch, Fürsten, und dir, Teutschland, not.

Mit seines Vaters Segen
Und mit dem Kuß der Braut
Und mit dem teutschen Degen
Hat seinen ganzen Schatz er Gott vertraut.

[1] Friedrich Wilhelm, Führer der „Schwarzen Schar" (1809), fiel bei Ligny (16. Juni 1815), „zur rechten Zeit für seinen Ruhm; denn ... jene häßlichen Züge welfischer Härte und Überhebung ... während der kurzen Monate seiner Regierung ... wurden gern vergessen." (Treitschke.)

Der hat ihn hingenommen
Aus dieser wilden Welt,
Den starken, reinen, frommen
Dort bessern Kampfes Siegern zugesellt.

So ihr den Sieg nicht ehret,
Den solches Blut erkauft,
So ihr zum Bösen kehret
Den Sieg, den solcher Unschuld Blut getauft,

Dann sterbt für Volkes Taten,
Die ihr ein Wappen tragt,
Den Tod der Diplomaten,
Die um verhaltnen Lohn solch Blut anklagt[1]!

O Gott im Himmelreiche,
Erleuchte unsre Herrn[2],
Daß unsre Ernte gleiche
Der Saat; dann fielen unsre Lieben gern!

Kantate auf den Tod Ihrer Königlichen Majestät, Louise von Preußen[3].

Der rührenden Zuneigung
Ihrer Majestät der Kaiserin von Österreich[4]
für die Verewigte
gewidmet.

Zueignung.

Sieh mild, o hohe Frau, auf diese Zeilen —
Du liebtest Sie, wenngleich Dir unbekannt.
Als Du, von ird'schem Schmerze Dich zu heilen,
Zur vaterländ'schen Quelle Dich gewandt,

---

[1] Mahnung an die adligen deutschen Vertreter beim Wiener Kongreß: Wenn ihr für die Saat so edlen Blutes nicht entsprechende Ernte heimbringt, dann seid ihr um verschwiegenen Lohn schwach, und das edle vergossene Blut wird euch ewig der Bestechung anklagen! — [2] Bei den bevorstehenden Friedensverhandlungen, die zum zweiten Pariser Frieden führten. — [3] Königin Luise starb am 19. Juli 1810. Vgl. „Brentanos Leben und Werke", S. 55* dieses Bandes, Z. 9ff. — [4] Marie Ludovika Beatrix, seit 1808 die (dritte) Gemahlin des Kaisers Franz.

Erweckte, Deine Liebe Ihr zu teilen
In Deiner Brust, die Sehnsucht Gottes Hand.
Auch Sie war krank in Sehnsucht, Dich zu sehen,
Sie wollt' zu Dir, Sie mußt' zum Himmel gehen.

Und weil auf Erden würdig keine Stelle,
Von Sünde und von Lüge unentweiht,
Daß Unschuld sich und Hoheit fromm geselle,
Sich zuzuspiegeln eine schönre Zeit,
Rief Sie der Herr zu alles Lichtes Quelle.
Dort bleibt ein selig Anschaun auch bereit,
Wenn unter Dir auch ruht dies dunkle Leben,
Dem Deine Tugend noch muß Schimmer geben.

Verzeihe, daß der Tod mir herrlich scheinet.
Erfüllet von des Schicksals Bitterkeit,
Hab' ich als Mensch um deutsche Not geweinet,
Als Christ erkannt des Lebens Eitelkeit —
Doch, ist zum Felsengrab die Zeit versteinet,
Durchbricht sie Christi Sieg mit Herrlichkeit.
Mit ihm erstehn, die treu mit ihm gestorben;
Es hat solch Heil die Selige erworben.

Clemens Brentano.

* *
*

O Herr! Sie ist bei dir, Sie ist bei dir!
Tief unter Ihr
Ruht diese dunkle Erde,
Und aller Tränen Fall
Und aller Klagen Schall
Kauft Sie nicht los,
Allmächtiger, aus deiner Liebe Schoß!

Aber wir dürfen weinen,
Weinen um Sie!
Uns gehöret die Erde noch
Und das Leid und die Trauer!

Uns kehrt noch der Frühling wieder,
Läßet sich mit Blumen nieder,
Und mit irdischem Entzücken
Lassen wir uns noch berücken —
O ihr Blumen, zu euch nieder
Weinen, die euch künftig pflücken;
Uns bleibt nur, Ihr Bild zu schmücken,
Sie kehrt nimmer, nimmer wieder!

*

Weh! wie gehet ein Ruf
Durch die Gefilde des Landes!
Wie schallet schreckend einer Posaune Schall
An die Tore der Stadt!
Ach, des Leides Maß, voll war es nicht!
In eiserner Zeit
Sind die Schwerter unzählige,
Und überschwenglich
Ist der Becher der Not!

Die Tränen brechen aus,
Sollen wir sprechen aus,
Wie Sie gewesen ist,
Die nun genesen ist
Von allem Leid,
Die in der Krone Glanz,
Die in der Blumen Kranz
Glorreich und huldreich war,
Die ein Gestirne klar
Stand in der Zeit.

In des Meeres öder Wüste,
Wo die Sehnsucht ewig sucht,
Uns ein klar Gestirn begrüßte
Über unsrer Heimat Bucht.

Freudig nach dem Sterne schauend,
War das Segel aufgerollt,

Und wir steuerten vertrauend,
Wie es Plan und Fahrt gewollt.

*

Aber, o Trauer, wie tief dein Flug,
Wie steigt eine Finsternis auf
Unter dem schweren Fittich des Wehs,
Eine Nacht decket unsre Augen —
Tränen, Tränen sind all unser Trost!

*

Die Geliebte,
Die uns liebte,
Sie war selig,
Sie war selig,
Sie war selig unter uns!

*

Die Geliebte,
Die uns liebte,
Sie ist selig,
Sie ist selig,
Sie ist selig ohne uns!

Und wie wir auch bitter trauren,
Tränen zu den Tränen gießen,
Wachsen nur des Todes Mauren,
Die Sie ewig uns verschließen.
Unerbittlich, unerschütterlich,
Ein kaltes Felsenhaus,
Stößet das Grab die Klage zurück.

Heilig, heilig sind die Schmerzen,
Wölben einen festen Bogen
Über unsre treuen Herzen,
Die die Trauer hat umzogen.
Widertönend, widerspieglend,
Ein Liebe schallender Tempel,
Hallet das Grab die Klage zurück.

*

Herrlich war Sie vor der Sonne,
Herrlich war Sie vor dem Licht,
Und es lachte hohe Wonne
Auf dem holden Angesicht.

Sie trug auf der hohen Stirne
Würdig dieses Lands Gestirne,
Eine goldne Königskrone.

Sie trug auf der edlen Stirne
Aller Tugend schön Gestirne,
Eine süße Blumenkrone.

Herrlich war Sie vor der Sonne,
Herrlich war Sie vor dem Licht,
Und es lachte hohe Wonne
Auf dem holden Angesicht.

*

Einen kenne ich,
Wir lieben ihn nicht;
Einen nenne ich,
Der die Kronen zerbricht.
Weh! sein Fuß steht im Staub,
Sein Haupt in der Mitternacht;
Vor ihm wehet das Laub
Zur dunklen Erde hernieder;
Ohn' Erbarmen
In den Armen
Trägt er die kindische, taumelnde Welt:
Tod, so heißt er,
Und die Geister
Beben vor dir, du eiserner Held!

*

Einen kenne ich,
Wer liebt ihn genug?
Einen nenne ich,
Der die Dornenkrone trug.

Heil! sein Fuß stehet im Licht,
Sein Haupt in der Glorie;
Wo er gehet, zerbricht
Des Todes eiserner Riegel.
Voll Erbarmen
In den Armen
Trägt er die sterbliche, liebende Welt:
Jesus heißt er,
Und die Geister
Beten dich an, du ewiger Held!

*

Laß mich in die Mitte treten,
Wo die frommen Seelen stehn,
Laß mich lieben, laß mich beten,
Zu dem Grabe laß mich gehn.

Seele, du Kristall!
Gottheit, Lichtesschein,
Du strömst überall
In die Seele ein!

Leib, du herrlich Haus!
Beide schließt du ein,
Wie ein Blumenstrauß
Duft und Farbenschein.

Und ich will die Blumen pflegen,
Weil die Farbe ewig lebet,
Wohlgeruch auch ewig schwebet,
Muß sich gleich die arme Blume,
Dieser Schrein der Heiligtume,
Welkend an die Erde legen.

*

Ewig, ewig ist das Leben;
Denn ich kann die Augen heben,
Kann in tiefer Klage beben,
Kann auf Trauerliedern schweben,

Und mein Herz ist hoch erheitert,
Wenn der Schmerz es so erweitert.

*

Und ich seh' Sie in der Blüte,
In der Reife vollem Segen,
In dem Ernste, in der Güte,
Wie Sie ging auf unsern Wegen.

Bringet her die Blumenkränze,
Wölbet hohe Ehrenbogen,
Daß Sie freudig nochmals glänze,
Wie Sie zu uns eingezogen!
Teppiche breitet
Auf Ihren Wegen,
Streuet die Blumen
Der herrlichen Braut!

Sehet, wie schreitet
Der irdische Segen
Durch unsre Tore,
Von Treue erbaut!
Doch wie wir auch Palmen schwingen,
Ihr die Lebenswünsche bringen,
Wie wir Ihr auch Kränze schlingen,
Ach, es kann uns nicht gelingen:

Ihre Milde, Ihre Güte,
Ihrer Anmut grüßend Neigen,
Ihrer Schönheit lichte Blüte
Kann kein Lobgesang erreichen.

*

Stille, stille!
Rede von Freude nicht,
Singe mir heute nicht
Von der verlorenen, schimmernden Zeit!

Hülle, hülle
Schwarz deine Töchter ein;

Sie sollen Wächter sein,
Ehrend die Tote, mit Blumen bestreut.

*

Ich will mir das Herz zerreißen,
Will die sel'gen Tage preisen,
Bis mich tödlich trifft das Leid.

Überm Grab ist eine Höhe,
Und ich schreie: „Wehe, Wehe!"
Schau' ich rückwärts in die Zeit.

Überm Grabe ist ein Hügel,
Daß die Trauer ihren Flügel
Hebe zu der höhern Welt.

Überm Grabe ist ein Gipfel,
Wo an steilem Kreuzeswipfel
Triumphierte unser Held!

*

Stille, stille,
Irdischer Klage Ruf!
Er, der die Tage schuf,
Stellt in die Nächte die Sterne hinein.

Hülle, hülle
Dich in die Nächte ein:
Dort ist der echte Schein,
Laß deinen Mantel voll Sternen sein! —

*

Auf dem hohen Tore flagget,
Wo die Siegesgöttin stand,
Eine schwarze Trauerfahne
Ihre Schatten übers Land,

Und auf dunkelem Gerüste
Singt, gehüllt in schwarzen Flor,
Der Sie jubelnd sonst begrüßte,
Nun der Schüler Trauerchor:

„Du gingst in den Jugendgarten,
Wolltest nach den Blumen sehn,
Die Du kindisch einst gepflanzet,
Die in Gottes Sonne stehn.

„Wie Du so die Augen lenkest
Auf des Gartens grünen Saum
Und der Blumen Leben denkest,
Trittst Du aus des Lebens Traum.

„Süßre Kelche sich erschließen,
Jenseits liegt die trübe Welt,
Und Du trittst zu Paradiesen
Aus dem ird'schen Rosenzelt;

„Und Dein Purpurmantel sinket,
Und es sinkt Dein Myrtenkranz,
Aber Deine Krone blinket
Heller in des Himmels Glanz."

*

Öffnet, öffnet die Tore der Stadt, ihr Männer!
Zu euch ziehet die Trauer ein,
Und der bittre Schmerz
Pflanzt sein Panier auf eure Mauren.
Stark ist die Liebe,
Sie hat gerungen fürs Vaterland,
Aber stärker der Tod;
Er hat euch geschlagen,
Wo ihr tödlich waret.

*

Was wir liebten,
Was wir ehrten,
Was wir alle lieben lehrten,
Was wir ewiglich begehrten,
Ist entwichen, ist verblichen,
Und es bringt ein dunkler Wagen,
Was der Erde ist, getragen.

*

Abendröte, Trauerbote,
Unsre Tore stehen offen,
Du hast uns mit Weh getroffen.

Morgenröte, Mittag strahlend,
O ihr sonnenvollen Tage,
Die ich an dem Abend klage!

Öffnet, öffnet die Tore der Stadt, ihr Männer!
Leget die Schlüssel
Auf der Siegerin Wagen,
Die uns geführet mit Liebe sonst,
Die uns besieget mit Trauer jetzt.
Ehret die Asche, ihr sterblichen Männer,
Und weinet der Siegerin!

Die Krieger, die zur Schlacht Sie führte,
Und denen Sie die Fahne gab,
Sind Ihres letzten Weges Zierde,
Geleiten Sie zum stillen Grab.

Eine Halle, ganz von Schmerzen,
Bilden Ihr des Volkes Reihn,
Und Sie zieht durch tausend Herzen,
Die Ihr fromme Tränen weihn.

Und Ihr Auge ist geschlossen,
Siehet nicht des Volkes Leid;
Sie hat Tränen sonst vergossen,
Als uns traf die schwere Zeit.
Sie ziehet ein,
Des Landes Wonne.
Des Himmels Sonne
Gibt keinen Schein.

*

Weh, o wehe! Unter Klagen
Lassen wir den Trauerwagen
Also still vorüberziehn,

Können wir, Sie zu erfreuen,
Nicht mehr jubelnd Blumen streuen
Ihr, der Blumen Königin.

*

Auf Ihrem Sarge liegen Blumen,
Des frühen Todes rührend Bild;
Auch Sie war eine schöne Blume,
Sie decket jetzt des Todes Schild.

*

Ich glaube keinen Tod,
Und stürb' ich alle Stunden,
Ein schönres Morgenrot
Ist immer mir gefunden.

Ewig, ewig wird Sie leben;
Ist Sie nicht der Zeit geblieben,
Hat Sie uns doch Kraft gegeben,
Daß wir Sie auf ewig lieben.

Ewig, ewig wird Sie leben;
Denn Sie hat Ihr Lebensende,
Eine Christin, hingegeben
In des Endelosen Hände.

*

Sehet, wie dränget das Volk sich
Zu den Kleinodien des Reichs,
Die auf des Landes Palast
Traurig schimmern auf schwarzen Kissen!

Dies ist die Krone,
Ihr Männer des Landes,
Die Sie getragen auf würdigem Haupt;
Einsam ruhet der goldene Reif,
Nimmer umschließt er die herrliche Stirn,
Hoher Gedanken Tempel.

Dies ist der Zepter,
Den Sie geführet in segnender Hand;
Einsam ruhet der goldene Stab,

Und Ihre Hände sind gefaltet
Über Ihrem Herzen, das fromm war,
Zu Gott, der Ihr gnädig sei!

*

Tausend kommen, Tausend gehen,
Ihre Königin zu sehen;
So die frommen Bienen ziehen,
Wo die letzten Blumen blühen,
Tragen Tränen in die Zellen,
Wollen gern ein Grab bestellen,
Ganz aus Liebe, ganz aus Trauer,
Ihrer hohen Königin.

*

Stille, stille!
Über den Toten
Ruhet ein Traum —
Reißet nicht nieder
Mit irdischem Schmerz
Den Schirm, der die Toten schützet!

Stille, stille
Stehet das Herz
Der Erblichenen,
Und Ihre Lippe schweigt,
Stille gebietend.

*

Und nun weichet von dem Lager,
Einsam sei der Klage Haus,
Denn es nahet Ihr der Nächste,
Weinet seine Tränen aus.

*

Meine Seele ist betrübet bis in den Tod;
Bleibet hier und wachet mit mir!

*

Mein Vater, ist es möglich,
So gehe dieser Kelch von mir;

Doch nicht, wie ich will,
Sondern wie du willst.

*

Mein Vater, ist es nicht möglich,
Daß dieser Kelch von mir gehe,
Ich trinke ihn denn.
So geschehe dein Wille.

*

Es erschien ihm aber ein Engel
Vom Himmel und stärkete ihn.

*

Stillet die Klage,
Schmücket die Trauer,
Ihr sollet nicht zagen
Vor des Todes Schauer!

Gebet der Erde,
Was sie gegeben!
Es blühet Leben
Über dem Grab.

Mit Blumen sei der Staub gezieret,
Ein glänzend Haus sei ihm erbaut,
Weil jetzt die Seele triumphieret
Und ihren Gott im Himmel schaut.

*

Schwarz ist der Leichenzug, ein Schatten
Vom Brautzug in des Himmels Höhn,
Und ach! wir weinen in dem Schatten,
Sie leuchtet in dem Lichte schön.

*

Des Landes Herrn,
Ich sah' ihn weinen;
Des Herzens Stern
Will nicht mehr scheinen.
Er steigt des Domes Stufen,
Er folget Ihr — Sie ging ihm einst zur Seite
Im Frieden und im Streite —
Und alle Herzen rufen:

„O Herr! Du warst mit Ihr
Der Bürgertugend Bild
Auf unserm Throne;

„O Herr! Du trugst mit Ihr
Des treuen Volkes Schild,
Die ernste Krone;

„O Herr! Sie stand bei dir
So gütig und so mild,
Der Himmel gab Sie dir zum Lohne."

*

Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen,
Der Wille des Herrn sei gelobet!

*

Sieh, es folgen auch die Kinder,
Die Sie auf der Erde ließ;
Drei sind Ihr vorausgegangen,
Sie im Himmel zu empfangen,
Engel Ihrer Seligkeit!
Und der Säugling, schwarz verhüllet,
Wird den Brüdern nachgetragen;
Nie betrat er noch die Erde,
Die die Mutter ihm verschließt,
Und er schlummert. —

Selig die Schlummernden!
Ruhig pochet das Herz,
Und es gaukelt der Schmerz,
Ein Traum, über die Wiege hin.

Selig die Unmündigen!
Bunte Blumen und Flitterglanz
Schimmern im Totenkranz,
Und ihr weinet und lächelt;
Denn ihr versteht, ihr Unschuldige,
Das unsterbliche Leben!

UNIVERSITATI LITERARIAE.

Kantate
auf den 15. Oktober 1810[1].

Chor der Vorsteher.

Herr Gott, dich loben wir,
Dich Herrn bekennen wir,
Dich ewigen Vater
Spiegelt die Erde;
Und der Mensch, dein Ebenbild,
Suchet Erkenntnis.
Lasset uns dem Ew'gen danken!
Was wir wollten, ward gesegnet,
Wir sind seinem Will begegnet,
Sein sind göttliche Gedanken.
Es ist ein göttlich Werk, zu lehren;
Er selbst, er hat gelehret
Die Hohenpriester in dem Tempel,
Da er, ein Kind noch, wandelte
Auf seiner Erde.
Zu lehren, ist er Mensch geworden,
Zu lehren, hat er allerorten
Die Jünger ausgesendet,
Zu lehren, ist sein Wort uns Fleisch geworden,
Hat uns das ew'ge Licht erworben,
Ist um die Lehre
Für uns am Kreuz gestorben.

Chor der Lehrer.

Allwissender, wir gehen
In deines Sinnes Spur,
Und was wir auch verstehen,
Und was wir immer lehren,
Dein Wesen sei es nur.
Der König hat gegründet
Ein Haus der Wissenschaft,
Wir Männer stehn verbündet

[1] Gründungstag der Berliner Universität. Vgl. „Brentanos Leben und Werke", S. 55*, Z. 31 ff.

In seiner Gnade Kraft.
Gott segne unsern Willen,
Laß' uns den Schwur erfüllen,
Zu seinem Lob und Ehren
Die Wahrheit treu zu lehren.

Wechselchor der Gelehrten und Bürger.

Heil, Friedrich, Dir,
Heil, Ruhm und Preis!
Dir war zu mächtig nicht die Zeit,
Du zogest einen Ehrenkreis
Von weisen Lehrern um den Thron,
Und mitten in dem harten Streit
Deckst Du die Wissenschaft
Mit Deiner Gnade Schild
Und brichst im Sturm ein Lorbeerreis;
Denn also ist der Helden Kraft,
Daß strenge sie und mild
Mit einer Hand die Waffen führt,
Indes die andre fromme Saat
In guten Boden streut;
Und also, Herr, ist Deine Tat
Der Helden fromme Tat.
Des preiset heut
Dein treues Volk Dich, Friederich!
Erhalter, Gründer, deutscher König!

Stimme des Dichters.

Zu dir, zu dir, mein Vaterland,
Mein deutsches Land,
Wend' ich jetzt Stimme, Gruß und Lied:
Solang die Sprache dich verband,
In fester Hand
Der ernsten Künste Lorbeer dir erblüht.

Mein Deutschland, du stehst ewiglich,
Tief innerlich
Verbindet dich ein hoher Weisheitstrieb,
Und deine Männer ernstiglich

Erhalten dich;
Denn Wahrheit, Glauben, Hoffnung sind dir lieb.

Die Berge haben Eisen dir gegeben,
Und deine Schmieden Klingen,
Und deine Wälder Söhne, die sie heben
Und sie in gutem Kampfe gut auch schwingen!

Und segnet deinen Pflug das Gold der Ähren,
Des Webers Schiff die reine Flut der Linnen,
Und wissen deine Jungfraun klar zu spinnen,
Weißt du zu wehren dich und auch zu nähren,

So weißt du herrlicher doch noch zu lehren;
In deinen Kreisen stehn verbündet
Die hohen Schulen, fest gegründet,
Und heben ernst ihr Haupt in hohen Ehren.

Chor der Bürger.

Hohe Häupter deutscher Lande,
Treue Kaiser alten Bundes,
Dem ihr gern das Blut geweiht,
Anders schlingen sich die Bande
Um die Gauen deutschen Grundes,
Anderes gebar die Zeit;

Aber eure schönsten Werke
Hat die neue Macht geehret,
Eurer hohen Schulen Kreis;
Also hat euch eure Stärke
Selbst der Sieger noch gemehret,
Und dies sei sein höchster Preis!

Allgemeiner Chor.

Fleiß ziert Deutschland,
Wenn es nähret;
Treu ist Deutschland,
Wo es wehret;
Groß ist Deutschland,
Wenn es lehret;
Pflug und Schwert und Buch es ehret.

Erste Stimme der Muse.

Nun grüß' ich dich,
Du königliche Stadt,
Von hohen Schlössern
Ragt dein Diadem,
Du hältst umarmt
Den König und sein Haus;
In deinen Hallen weilt
Des Landes Rat und Tat;
Der Künste Geist,
Der Deutschheit Geist
Schwenkt über dir
Sein leuchtendes Panier
Und stärket dir das Herz!

Zweite Stimme der Muse.

Nun preis' ich selig dich, Berlin;
O staune nicht,
Ich weiß, der Zeiten Not,
Du hast sie kaum verschmerzt,
Noch streckest du,
Ermüdet, wie der Kämpfer
Nach schwerem, segenlosem Streit,
Die weiten Glieder sinnend hin,

Du fühlest, in der Ruhe Traum,
Den Segen nicht, der in der Brust dir wächst,
Du jauchzest nicht, und bist so hoch bekränzt;
Es hebet sich ein Berg in deinem Schoß,
Des Gipfel himmlisch strahlend glänzt:
Ein deutscher Musenberg!
Schon stampft das Flügelroß,
Und der Begeistrung Quell
Rauscht kühlend über deine hohe Stirn.
O schlummre nur, der Götter Glück
Läßt sich den Schlummernden hernieder.
So gütig und so groß ist ihre Gabe,
Daß sie mit uns erwachet wie das Licht.

Stimme des Dichters.

Ich sehe eine sel'ge Schar
Von Jünglingen dir nahen,
Ein ernster Rausch durchweht ihr Haar,
Und was sie nimmer sahen,
Das glauben sie des Lehrers Mund,
Spricht er aus jenes Herzens Grund,
Das in der Erde Busen schlägt,
Wenn sich der Himmel daran legt.
Ich sehe sie, unschuld'ge Ungeduld
Beweget ihre Brust;
Du hoher Jugendernst!
Wer dein nicht wird bewußt,
Der lernet nie des Alters reife Lust.

Stimme der Stadt.

Was ist wohl freudig anzuschauen
In ew'ger Flucht der geflügelten Zeit,
Wem soll ein treues Herz vertrauen,
Wo steht ein Werk der Ewigkeit?

Stimme der Musen.

Was, in Gesetz und Maß gegeben,
Lebendig, doch unsterblich währt,
Die Kunst, die Wissenschaft, das Leben,
Sie haben ewig sich bewährt.

Stimme der Stadt.

Nun, so mag es mir wohl frommen,
Daß in alter deutscher Weise
Eine Schule hohen Sinnes
Und unendlichen Gewinnes
Sich in meiner Mauren Kreise
Heute gründet; seid willkommen!

Stimme der Bürger.

Willkommen, Meister hoher Ehren,
Willkommen, meiner Söhne Lehrer,
Willkommen, Kinder meines Landes,
Willkommen, Fremde, Nachbarn, Gäste,

Genießet all' des ew'gen Bandes,
Das alle Menschen brüderlich umschließt,
Der Wahrheit und der Ehre,
Die aus der wahren Lehre
Ein weltumfassend Meer ergießt;
Dies ist der Ozean,
Aus dem die Sonne steigt,
Zu dem sie sinkt,
Wir bieten euch den vollen Becher an,
Seid unsre Brüder, seid willkommen, trinkt!

Gesang der Studenten.

Glück auf, Glück auf! Viktoria!
Es ist im Vaterlande
Ein Musenberg voll Gloria
Mit Gottes Gunst entstanden.

Glück auf, Glück auf! Recht in dem Kern,
Recht in des Landes Herzen,
Zu Füßen unserm teuern Herrn
Entsprang ein Quell den Erzen.

Glück auf, Glück auf! Die Hoffnung lacht,
Seid rüstig, ihr Gesellen,
Geöffnet ist ein neuer Schacht,
Wir wollen ihn bestellen.

Glück auf, Glück auf! Ihr Meister all',
Die ihr den Bau gegründet,
Wir grüßen euch mit lautem Schall,
Die Lampen sind gezündet.

Glück auf, Glück auf! Wir fahren ein
Nach edelem Gesteine,
Ein jeder soll gewärtig sein,
Daß er es redlich meine.

Glück auf, Glück auf! Viktoria!
Es ist im Vaterlande
Ein Musenberg voll Gloria
Mit Gottes Gunst entstanden.

Wechselchor der Bürger.

Mächtig wächst mir das Vertrauen,
Sieh, es tritt der ernste Chor
Der vier weisen hohen Frauen[1]
Durch des Palasts offnes Tor.

Eine seh' ich: durch den Schleier,
Mit dem Haupt emporgewandt,
Bricht ein strahlend Augenfeuer;
Violett ist ihr Gewand.

In die Bibel, aufgeschlagen,
Zeiget sie mit strenger Hand,
Und ihr Fuß, vom Geist getragen,
Schwebet an der Erde Rand.

Und die andre, schwarz gekleidet,
Um die Stirn den Lorbeerkranz,
Die so sinnend einsam schreitet
In des eignen Hauptes Glanz,

Ja, ich kenne sie, die Freie,
Die sich selbst so ganz erkennt,
Und der in der eignen Weihe,
Was gedacht, gelebt, entbrennt.

Und im Purpur geht die dritte
Mit der Wage, mit dem Schwert,
Fest und eisern ihre Schritte
Wie das Recht, das ewig währt.

Ihre Augen sind verbunden,
Und sie kennet keinen nicht;
Was sie wahr und recht erfunden,
Ruhig ihre Lippe spricht.

Nun im Scharlachmantel dringet
Scharfen Blicks die vierte an,
Ihrem Stabe, bunt geringet,
Schlinget sich die Schlange an,

[1] Der Reihe nach werden hier die theologische, die philosophische, die juristische und die medizinische Fakultät vorgeführt.

Kräuter trägt sie in den Händen
Und Gestein und edlen Wein;
Wo sie hin die Blicke wendet,
Schlummern sanft die Schmerzen ein.

Stimme aus den Bürgern.

Heran, heran! Seid uns willkommen
In eurer Farben Ehrenzier!
Daß also ihr zu uns gekommen,
Des danken wir, des jauchzen wir.

Ihr seid erprobt in alter Treue,
Ihr seid in aller Kunst gerecht,
Und ewig grünet ihr aufs neue,
Ihr seid ein göttliches Geschlecht.

Ihr habet unsre Väter schon gelehret
Von eurer Stühle weisheitsvoller Höh',
Seid gern von meinen Kindern auch geehret,
Die ich bescheiden sich euch nahen seh'.

Gesang der Schulen.

Seid, hohe Meister, uns gegrüßt,
Als Opfer nehmt den Blütenstrauß
Der südlichen Granate;
Er spreche unsre heißen Wünsche aus
Und leucht' uns vor
Zu euch auf frommem Pfade,
Daß bald wir eingeweiht
— O hochgekrönte Zeit! —
In eurer Lehre ernste Hallen schreiten,
Wo weiter sich der Aussicht Felder breiten.
Glückselig eure Nähe, die uns spornt,
Mit treuer Lehrer Hülfe anzudringen,
Und wäre sie auch schärfer noch umdornt,
Der Weisheit hohe Rose endlich zu erringen!

Stimme aus dem Chor der Fakultäten.

Nehmt herzlich unsern Dank dahin,
Geht freudig lernend eure Bahnen fort,

Uns ehrte eurer Gabe guter Sinn.
Aus Tönen wird das Wort,
Und ist's ein gutes Wort,
Läßt gern sich auch der gute Geist ihm nieder.
Zu glauben ziemt euch nun und auch zu hoffen,
Und werdet endlich ihr zu lieben lernen,
Steht eurem Aug' die ganze Aussicht offen,
Soll nichts euch mehr vom hohen Ziel entfernen;
Nun lebet wohl, wir sehen uns hier wieder.

Stimme aus dem Chor der Akademie der Wissenschaften.

Wir nahen uns und bieten euch die Hände;
Ihr, die, was wir gelernt, nun lehren wollt,
Den Apfel der Granate nehmt als Spende:
Der Vielheit Einheit in der Schale Gold;
Daß so die Lehre ihren Kreis vollende
Und bilde eine Welt,
Seid in die Mitte ihr gestellt.
Zur Schule geht der Lehrling bei dem Meister,
Dort wird gelernt;
Der hohen Schule Schwellen
Betreten Meister und Gesellen.
Hier wird gelehrt;
Und unser ist der ernste Kreis,
Wo Meister sich zum Meister nur gesellt
Und jeder seiner eignen Werke Fleiß
Erfindend, schaffend, treu zutage stellt.
Und nun geleiten wir euch zu dem Hause,
Das unser König gnädig euch verlieh,
Hier nehmt noch diese frischen Lorbeerkränze,
Er sendet sie,
Er, der die Weisheit liebt.

Stimme aus dem Chor der Fakultäten.

Es ist der Güte Reichtum, daß sie gibt,
Der Sonne Freude, daß sie glänzet:
Der Weisheit junge Helden, schön bekränzet,
Bald send' ich dankend sie vor Seinen Thron.

Stimme der Vorsteher.

So lerne, Schüler, fromm,
So werd', Studente, dann gelehrt,
Und, Meister, lehre treu!
Das ist, was ernst der Staat von euch begehrt,
Der Staat, der euch ernährt,
Der Staat, der, von euch lernend, hoch euch ehrt,
Der Staat, der hohe Freiheit euch gewährt.

Stimme aus den Studenten.

O freie Weisheit,
Du hohe Wissensfreiheit,
Du mutig Flügelroß
Der geistigen Begier,
Wie hebt sich deine Brust!
Geöffnet ist die Bahn,
Sie steigt unendlich hin zum Ziel,
Dem Blick zur Pyramide an,
Hinan, hinan, du heil'ge Jugendlust!
Nun setze in dem hohen Spiel
Den ganzen Ernst des jungen Lebens dran.
Wettlaufend frei in edlem Will und Mut,
Erkühlen wir der durst'gen Seele Glut.

Gesang der Lehrer.

Wohlan, wohlan, ihr mutigen Gesellen!
Wir treten treulich vor euch hin;
Wie wir gelernt, euch lehrend darzustellen,
Ist unsres neuen Werkes ernster Sinn.
Frei ist die Seele, frei!
Es liegt um sie die unbegriffne Welt,
Wie über Schlummernden
Das sternenvolle tiefe Himmelszelt.
Erschließe dich, du jugendklares Aug',
Wir wecken dich und zeigen treulich dir,
Was wir von ew'ger Wahrheit selbst erkannt,
Und zeigen dir, wie uns das Licht verwandt;
So ist der freien Lehre freier Brauch.

Wir wollen euch zu lernen lehren,
Frei steht es euch, des Durst'gen Blick zu kehren,
Wohin Natur und innrer Trieb euch treibt;
Was not euch ist, euch unverborgen bleibt,
Doch wünschen wir, daß ihr die Segel richtet,
Wohin ein göttliches Entzücken der Erkenntnis
Begeisternd strömt — die Anker sind gelichtet,
Heran, heran, ihr mutigen Gesellen!
Nicht Schüler seid ihr, ihr seid uns Gefährten,
Wir sind der Fahrt erfahrne Männer nur.
Heran, heran, vertrauet euch den Wellen,
Die Sterne sind der Kompaß, unsre Spur
Beschreibe einen weiten Kreis,
Den Spiegel, der die ganze Seele füllt!
Euch stärke Unschuld, Begeistrung führ' das Ruder,
Am Steuer steh' der treue Fleiß.
So sehn wir bald, die jetzt euch Nebel hüllt,
Der fernen Küste unerforschten Grund,
Und, Bild an Bild, steht bald das Ebenbild
Des Gottes, der uns treibt, vor unsrem Bund.

Chor der Bürger.

Heil euch, Heil euch, und Segen auf dies Haus,
Das unser König herrlich euch verliehn;
Doch legt uns noch die goldne Aufschrift aus,
Die an der Zinne feierlich erschien!

Stimme der Lehrer.

Der Ganzheit, Allheit, Einheit,
Der Allgemeinheit
Gelehrter Weisheit,
Des Wissens Freiheit
Gehört dies königliche Haus!
So leg' ich euch die goldnen Worte aus:
UNIVERSITATI LITERARIAE.

V.

Leben.

Rückblick in die Jahre der Kindheit[1].

In weiter Kammer schlief ich und die Brüder,
Auf stillen Betten, die der Traum umspielet;
Der Amme Lied ertönte still, und nieder
Die Winternacht mit kalten Sternen zielet.
Gesegnet seid, ihr ernsten nächt'gen Scheine,
Die ihr mir in die junge Seele fielet!
Ich fühlte mich in Frieden, klar und reine;
Der Brüder Herzen hört' ich um mich schlagen,
Ergötzt war meine Brust, ich wacht' alleine,
Hört' sie im Traum' die kind'schen Wünsche klagen.
Der eine sprach von Wagen und von Rossen.
„Hinan, hinan!" hört' ich die Schwester sagen,
„Ein Auge schließ' ich auf der Leiter Sprossen,
Daß mich der tiefe Abgrund nicht ergrause."
Sie wußte nicht, daß beide sie geschlossen.
Die andre sprach von ihrem Blumenstrauße,
Wie er schon wieder frisch erblühen werde;
Und die ihr nah: „O, tritt die Spitzenkrause
Mir nicht so liederlich hin an die Erde!"
Doch ferner schlummert einer; heftig bebet
Sein Busen, und mit trotziger Gebärde
Spricht er: „Seht hin, Geliebte, seht, es schwebet
Der Luftball hoch, ich habe ihn erfunden!"
Dann wirft er sich im Bette; hoch erhebet

[1] Vgl. hierzu die Darstellung von Brentanos Jugendzeit: „Brentanos Leben und Werke", S. 9*ff. dieses Bandes.

Die Füße er, das Haupt hängt er nach unten.
Des Fensters Schatten lag gleich einer Leiter
Auf seiner Decke; künstlich eingewunden,
Erseufzt er tief und schlummert lächelnd weiter.
Auf eines Mägdleins Bette, glatt gestrichen,
Erglänzt zur andern Seite Mondschein heiter;
Die weißen Röcklein auf dem Stuhle glichen
Zwei Engeln, die ihr still zum Haupte wachen.
Still war sie, bis der Mond von ihr gewichen;
Er senkte sich zur Erde. Sprünge machen
Sah ich ein Kätzlein schwarz beim letzten Bette;
Es spielte mit umhergestreuten Sachen,
Ein Strumpfband war's und eine Blumenkette;
Und als der Mond am Bett hinauf geschwebet,
Sah ich's, als ob es glüh'nde Augen hätte.
Bang hob ich mich, und mir entgegen hebet
Das Mägdlein sich und sprach: „Wie schön gesungen
Hat heut die Amme, noch das Herz mir bebet:
„„Frau Nachtigall, mein Herz ist mir zersprungen.'"
So sprach das Kind und legte still sich nieder.
Ich fühlte mich mit Weh und Lust durchdrungen,
Ein stilles Feuer zog durch meine Glieder.
Oft hieß es mich, empor nach ihr zu sehen,
Und immer hob ihr lockicht Haupt sie wieder.
Dann sprach sie Worte, mir nicht zu verstehen;
Gebetet war es, und es war gedichtet,
Und bis ich sah den Mond mir untergehen,
Blieb mir ihr Haupt genüber aufgerichtet.
Dann hört' ich draußen — harte Worte klangen[1],
Bis eine milde Stimm' den Streit geschlichtet.
In unsre Kammer leise kam's gegangen,
Von Bette schlich's zu Bette, gab uns Küsse
Und segnet' uns auf Stirne und auf Wangen.

[1] In Brentanos Elternhaus gab es vielfach Zänkereien.

Ich war der letzte; heiße Tränengüsse
Fühlt' ich aus Mutteraugen auf mich fließen.
Ich wußte nicht, warum sie weinen müsse;
Ich traute nicht, den Arm um sie zu schließen.
Und als sie aus der Kammer war geschieden,
Da mußten meine Augen Tränen gießen,
Da fühlte ich zuerst den Schmerz hienieden!
Ich betete: „Maria, sei gegrüßet,
So viele Tränen sie geweint!" und schlief in Frieden.

*

Viel war ich krank, kam wenig an die Sonne;
Die bunte Decke war mein Frühlingsgarten,
Die Mutterpflege war mir Frühlingswonne.
Ich konnte oft den Abend nicht erwarten,
Wenn sie die Wundermärchen uns gesungen,
Daß rings die Kinder in Erstaunen starrten;
Und keines ist mir so ins Herz gedrungen
Als von des süßen Jesus schweren Leiden,
Wie des Herodes Kindermord mißlungen,
Maria durch Ägypten mußte reiten,
Und was sie da erfuhr in schweren Nöten.
Da focht ich in Gedanken gen die Heiden
Und sah ihr Blut in allen Abendröten. —
Oft kam ein alter Diener mich besuchen,
Mit kräft'gen Reden meine Zeit zu töten,
Die Tasche leer vom oft versprochnen Kuchen,
Ein Meister im Versprechen und Beteuern,
Was oft sich falsch bewährt; dazu ohn' Fluchen
Konnt' er mit seinen Augen Glaub' erneuern.
Vom Antichrist hat er mir prophezeiet
Und hat zum Held gen ihn in Abenteuern
Vor allem mich mit einem Schlag geweihet,
Den scherzhaft er mir auf das Haupt gegeben.
Doch meine Seele ihn des Ernstes zeihet:

Nichts traf so ernsthaft mich in meinem Leben;
Der Antichrist erfüllet mich mit Schrecken,
Und täglich mußt' ich vor dem Trüger beben.
Ich sah ihn stets gen mich die Hand ausstrecken:
Allmächtiger, erleuchte meine Tage
Und wolle mich vor meinem Feind verstecken!
Und da dem Alten ich die Angst so klage,
Sprach er: „Wenn du drei Tage ohne Weinen
Geduldig bleibst, ich dich zur Kirche trage;
Da sollst du dir ein großer Held erscheinen,
Man wird dich singend bei dem Eintritt grüßen."
Ich glaubte ihm. Bei aller Krankheit Peinen
Ließ keine Trän' ich von den Augen fließen.
Und als die Stunde endlich war erschienen,
Ward ich geschmückt vom Kopf bis zu den Füßen;
Ich ließ mich stolz, gleich einem Herrn, bedienen;
Der Alte selbst trug mich auf seinen Armen
Und machte übertrieben ernste Mienen.
Ich fühlte mich vom Sonnenschein erwarmen,
Und als wir uns dem alten Kloster nahten,
Gab an der Pforte ich den frommen Armen,
Die barhaupt, bittend uns entgegentraten,
Was ich besaß, sechs neue blanke Heller. —
Mein Träger ging auf wohlbekannten Pfaden;
Er zeigte links hinab: „Dies ist dein Keller",
Sprach er, „da hast du deine großen Fässer
Mit allen Sorten bestem Muskateller!"
Ich glaubte ihm, und mit dem blanken Messer
Uns da ein schwarz und weißer Mönch begegnet.
Der Alte sprach: „Nun sieh, stets kommt es besser!"
Und als „Wer war es?" ich ihm scheu entgegnet —
„Dies war dein heil'ger Pater Küchenmeister;
Was er am Spieße brät, das ist gesegnet.
Er ist aus Schwaben, und Marcellus heißt er;
Er soll den Antichrist zum Spieße stecken,
Er ist ein Zauberer, beschwöret Geister."

Nun hörte ich durch blühnde Gartenhecken
Die Orgel aus der Kirche rührend klingen;
Mich faßte da ein nie gefühlt Erschrecken.
Als endlich zu der Kirche wir eingingen,
Des Weihrauchs süße Wolken mich umwallten,
An hohen Säulen goldne Engel hingen,
Der vielen Bilder seltsame Gestalten,
So stille und so kühl die hohen Bogen,
Wie unsre Schritte in den Hallen schallten,
Die Orgeltöne jubilierend zogen,
Und wie die Mönche zu den Stühlen schleichen —
So wunderbar hat nie mein Herz geflogen.
Der Alte machte mir des Kreuzes Zeichen,
Mit Weihewasser er mich tüchtig sprengte,
Befahl mir dann, zu horchen und zu schweigen.
Die Seele sich in meine Ohren drängte.
Als laut im Chor sie meinen Namen sangen,
Entzücken sich mit tiefer Angst vermengte.
Die Worte mir wie Feu'r zur Seele klangen:
„O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria!"
Ein ewiges Gefühl hab' ich empfangen.
Ruft man mich Clemens, sprech' ich still: „O pia!
In meiner letzten Stund' dich mein erbarme;
O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria,
Empfange meine Seel' in deine Arme!"

*

Schon siebenmal war Weihnacht mir erschienen
Mit ihres Kinderschatzes frommem Glanz;
Ich konnte lesen und die Messe dienen[1].
Die Erde stand in Frühlingsfreude ganz;
Des lust'gen Pfingstfests Feier zu begehen,
Schmückt' man die Kinder mit dem Blumenkranz.
Zur Kirche sah man tausend Kinder gehen;
Es teilt' die Firmung dort der Bischof aus,
Daß sie bestätigt in dem Glauben stehen.

[1] Dem Priester beim Zelebrieren der Messe als Ministrant behilflich sein.

In Feierkleidern trat ich aus dem Haus
Und zog mit vielen Kindern zu der Weihe,
Wie sie geschmückt mit einem Blumenstrauß.
Am Chore knieend in der langen Reihe,
Hab' ich vom Bischof da das Öl empfangen
Auf meine Stirne; Gott mir Kraft verleihe!
Den Backenstreich empfingen meine Wangen,
Daß ich gedenke an den ernsten Tag,
An dem zur Kirch' ich neu bin eingegangen.
Derb und empfindlich schien bei mir der Schlag;
Er sah in mir wohl jenes ird'sche Wanken,
Das zu bestimmen noch ich kaum vermag.
Ich trat erschüttert aus den heil'gen Schranken,
Und meine Stirn umschlang ein blaues Band.
Jedoch in mir, da schwankten die Gedanken;
Denn mir zur Seite an dem Altar stand
Ein kleines Mägdlein, das mich tief gerühret.
Ich faßte heftig ihre zarte Hand
Und habe sie zwei Schritte wohl geführet.
Da sprach mein Führer: „Laß das Mägdlein stehn!
Dergleichen Spiel allhier sich nicht gebühret."
Sie schied von mir; ich mußte weitergehn;
Verschlungen ward das Kind mir von der Menge,
Und nimmer hab' ich wieder es gesehn.
Von Sehnsucht wird noch jetzt die Brust mir enge;
Ich suche jetzt wohl noch nach jenem Kinde,
Und nimmermehr tritt mir's aus dem Gedränge.
Traf mich des Priesters Hand dort nicht gelinde,
So traf mich schärfer noch mit seinem Pfeil
Der kleine Liebesgott mit seiner Binde.
Des Priesters Schlag rührt' mich nur kurze Weil',
Und nie genas ich von der Liebe Wunden;
Der Tod empfängt den Kranken noch nicht heil.
Du zartes Mägdlein, die mir dort verschwunden,
Siehst du auf Erden noch das süße Licht,
Hast du gelebt und hast du Leid empfunden

Begegnet dir dies dunkele Gedicht:
Nimm hin den Gruß und Dank, du Namenlose,
Im ird'schen Traum du himmlisches Gesicht!
Und schläfst du schon in unsrer Mutter Schoße,
So falle dir aus meinem ernsten Kranz
Ein Opfer auf das Grab: die weiße Rose[1]!

*

Getrennet lebte fern ich von den Meinen
In strenger und unmütterlicher Zucht[2].
Denk' ich der Zeit, seh' ich sich mir versteinen
Die Tage in des Lebens Blumenflucht,
Wie kleine Gärten zwischen steilen Mauern,
Die nie ein Sonnenstrahl hat heimgesucht,
Wo kalte Marmorkinder einsam trauern,
Die wilder Buchs und Salbei trüb' umkreist.
Ihr kennet wohl des Knaben einsam Trauern!
Ich fühlte elend mich und tief verwaist.
Du Schwester, die die trüben Tage teilte,
Du fühltest auch, was fremde Pflege heißt.
Den Genius, der früh bei mir verweilte,
Den sah ich dort zuerst, als unerkannt
Er mir das junge Herz begeisternd heilte.
Da schmückt' ich mich mit einem blauen Band
Und fesselt' mich mit goldpapiernen Ketten,
Trug einen Schäferstab in kind'scher Hand
Und auf der Brust geweihte Amuletten.
Ein alter Scherbenhügel war mein Thron;
Ich sprach: „Wer will den armen Sklaven retten?"
Fürst, Schäfer war ich und verlorner Sohn
Und sehnt' mich zu den zarten Wolkenschafen,
Die durch den Himmel überm Haupt mir flohn.

[1] Diese Terzinen sind das Fragment einer Einleitung zu den „Romanzen vom Rosenkranz"; hier wird auf Rosablanka, eine Gestalt aus dem Zyklus, angespielt. — [2] Anspielung auf die Jahre, die Brentano mit seiner älteren Schwester Sophie bei der Tante Luise von Möhn in Koblenz verlebte.

So war ich einst, begeistert, dort entschlafen.
Schon stiegen die Gestirne aus dem Blau,
Die gütig mich mit ihrem Segen trafen;
Es spiegelte der Traum sich in dem Tau,
Der meine Stirne kühlend schon benetzte;
Er führte mich auf eine stille Au',
Wo eine Kinderschar sich laut ergötzte.
Fremd schienen sie; ich stand an einem Baum,
Zu dem ich scheu mich endlich niedersetzte.
O seliger, o himmelvoller Traum!
Ich sah hinauf. Aus deinem Himmel, Linde,
Hing nieder eines weißen Kleides Saum,
Und nieder stieg ein Kind aus dem Gewinde
Der Zweige, die es neidisch mir versteckt,
Ein Ebenbild von jenem Firmungskinde.
Sehnsüchtig hatte ich die Arme ausgestreckt,
Da kamen sie, dich boshaft mir zu rauben;
Die Unverständ'gen haben mich geweckt!
Nie blüht ihr wieder mir, ihr Jugendlauben,
Im Fackelschimmer nie betrogner Lust!
Die Liebe starb, die Hoffnung und der Glauben.
Was füllet jetzt die narbenvolle Brust?
Verbrannt das Herz! Wie knirscht die tote Kohle!
Das habt ihr stillen Tränen wohl gewußt.
Zur Stube mußt' ich, harte Worte holen,
Zur Strafe büßt' ich ein mein Abendbrot,
Als hätte ich, was Gott mir gab, gestohlen:
Des sel'gen Traumes tiefes Abendrot.
Da war mein Herz im Innersten ergrimmet;
Ich fühlte recht, was mir zum Dasein not:
Ein Himmelblau, in dem die Hoffnung schwimmet,
Ein Schmerz in meiner freien starken Hand,
Die ihn nach ihren Melodieen stimmet.
Und alles dies, was da zuerst ich fand,
Ward mit Moralien und trocknen Blicken
Zertrümmert mir, was niemals ich verstand.

Entschuldigend erzählt' ich mein Entzücken:
Da lachte man den armen Träumer aus,
Den Scherbenkönig, drehte mir den Rücken;
Und als ich weinte, bracht' man mich hinaus
Zum dunkeln Gartensaal voll Malereien,
Der immer mich erfüllet hat mit Graus.
Es schienen da in traurig langen Reihen
Die Bilder von den Schatten überbebt,
Die mondumspielte Rebenlauben streuen.
Den Richter sah ich, der das Schwert erhebt
Vor Salomon, das Kindlein zu zerspalten;
Es schwankt das Laub, er zuckt, er scheint belebt.
Ich schauderte und konnte mich nicht halten
Und kniete nieder vor Mariens Bild;
Die Hände hab' ich innig da gefalten
Und flehte kindisch zu der Mutter mild:
„O Mutter Gottes, hilf dem armen Kinde!"
Da deckte sie mich mit allgüt'gem Schild;
Mein Schmerz zerfloß im Beten hin gelinde;
Es senkte nieder sich der ernste Traum —
Ich schlummert' ein im Schatten jener Linde.

Szene aus meinen Kinderjahren.

Oft war mir schon als Knaben alles Leben
Ein trübes, träges Einerlei. Die Bilder,
Die auf dem Saal und in den Stuben hingen,
Kannt' ich genau; ja, selbst der Büchersaal
Mit Sandrart[1], Merian, den Bilderbüchern,
Die ich kaum heben konnte, war verachtet;
Ich hatte sie zum Ekel ausbetrachtet,

[1] Berühmter Maler und Kupferstecher des 17. Jahrhunderts, aus Frankfurt a. M. gebürtig. Sein Lehrer war Merian (1593—1650), der berühmte Frankfurter Kupferstecher und Zeichner. Mit den „Bilderbüchern" sind wohl dessen Sammlung „Topographien" oder das allbekannte „Theatrum Europaeum" gemeint.

So, daß ich mich hin auf die Erde legte
Und in des Himmels tausendförm'gen Wolken,
Die luftig, Farben wechselnd oben schwammen,
Den Wechsel eines flücht'gen Lebens suchte.
Kein lieber Spielwerk hatt' ich als ein Glas,
In dem mir alles umgekehrt erschien.

Ich saß oft stundenlang vor ihm, mich freuend,
Wie ich die Wolkenschäfchen an die Erde
Und meines Vaters Haus, den ernsten Lehrer
Und all mein Übel an den Himmel bannte.
Recht sorgsam wich ich aus, in jenen Höhen
Den kleinen Zaubrer selbst verkehrt zu sehen.

Ich wollte damals alles umgestalten
Und wußte nicht, daß Änderung unmöglich,
Wenn wir das Äußre, nicht das Innre wenden,
Weil alles Leben in der Wage schwebet,
Daß ewig das Verhältnis wiederkehret
Und jeder, der zerstört, sich selbst zerstöret.

Dann lernt' ich unsern Garten lieben, freute
Der Blüten mich, der Frucht, des goldnen Laubes
Und ehrte gern des Winters Silberlocken.
An einem Abend stand ich in der Laube,
Von der die Aussicht sich ins Tal ergießt,
Und sah, wie Tag und Nacht so mutig kämpften.

Die Wolken drängten sich wie wilde Heere,
Gestalt und Stellung wechselnd in dem Streite;
Der Sonne Strahlen schienen blut'ge Speere;
Es rollte leiser Donner in der Weite,
Und unentschieden schwankt des Kampfes Ehre
Von Tag zu Nacht, neigt sich zu jeder Seite;
Dann sinkt die Glut, es brechen sich die Glieder,
Es drückt die Nacht den schwarzen Schild hernieder.

Da fühlte ich in mir ein tiefes Sehnen
Nach jenem Wechsel der Natur, es glühte
Das Blut mir in den Adern, und ich wünschte

In einem Tage so den Frühling, Sommer,
Herbst, Winter in mir selbst und spann
So weite, weite Pläne aus und drängte
Sie enge, enger nur in mir zusammen.

Der Tag war hinter Berge still versunken,
Ich wünschte, jenseits auch mit ihm zu sein,
Weil er mir diesseits mit dem kalten Lehrer
Und seinen Lehren stets so leer erschien.
Der Ekel und die Mühe drückte mich,
Ich blickte rückwärts, sah ein schweres Leben
Und dachte mir das Nichtsein gar viel leichter;
Dann wünscht' ich mich mit allem, was ich Freude
Und wünschenswertes Glück genannt, zusammen
Vergehend in des Abendrotes Flammen.

Der Gärtner ging nun still an mir vorüber
Und grüßte mich; ein friedlich Liedchen sang er,
Von Ruhe nach der Arbeit und dem Weibe,
Das freundlich ihn mit Speis' und Trank erwarte.

Die Vöglein sangen in den dunkeln Zweigen
Mit schwachen Stimmen ihren Abendsegen,
Und es begann sich in den hellen Teichen
Ein friedlich monotones Lied zu regen.
Die Hühner sah ich still zur Ruhe steigen,
Sich einzeln folgend auf bescheidnen Stegen.
Und leise wehte durch die ruh'ge Weite
Der Abendglocke betendes Geläute.

Da sehnt' ich mich nach Ruhe nach der Arbeit
Und träumte mancherlei von Einfachheit,
Von sehr bescheidnen, bürgerlichen Wünschen.
Ich wußte nicht, daß es das Ganze war,
Das mich mit solchem tiefen Reiz ergriff.

Des Abends Glut zerfloß in weite Röte:
So löst der Mühe Glut auf unsern Wangen
Der Schlaf in heilig sanfte Röte auf.
Kein lauter Seufzer hallte schmerzlich wider,

Es ließ ein Leben ohne Kunst sich nieder,
Die hingegebne Welt löst' sich in Küssen,
Und alle Sinne starben in Genüssen.

Da flocht ich trunken meine Ideale,
Durch Wolkendunkel webt' ich Mondesglanz.
Der Abendstern erleuchtet, die ich male;
Es schlingt sich um ihr Haupt der Sternenkranz;
Die Göttin schwebt im hohen Himmelssaale
Und sinkt und steigt in goldner Strahlen Tanz.
Bald faßt mein Aug' nicht mehr die hellen Gluten,
Das Bild zerrinnt in blaue Himmelsfluten.

Und nie konnt' ich die Phantasie bezwingen,
Die immer mich mit neuem Spiel umflocht;
So glaubte ich auf einem kleinen Kahne
In süßer Stummheit durch das Abendmeer
Mit fremden, schönen Bildern hinzusegeln.
Und dunkler, immer dunkler ward das Meer,
Den Kahn und mich und — ach! — das fremde Bild,
Dem du so ähnlich bist, zog's still hinab!

Ich ruht', in mich ganz aufgelöst, im Busche;
Die Schatten spannen Schleier um mein Aug',
Der Mond trat durch die Nacht, und Geister wallten
Rund um mich her; ich wiegte in der Dämmrung
Der Büsche dunkle Ahndungen und flocht
Aus schwankender Gesträuche Schatten Lauben
Für jene Fremde, die das Meer verschlang.
Und neben mir, in toter Ungestalt,
Lag schwarz wie Grab mein Schatten hingeballt.

Und es schien das tiefbetrübte
Frauenbild von Marmorstein,
Das ich immer heftig liebte,
An dem See im Mondenschein
Sich mit Schmerzen auszudehnen,
Nach dem Leben sich zu sehnen.

Traurig blickt es in die Wellen,
Schaut hinab mit totem Harm,

Ihre kalten Brüste schwellen,
Hält das Kindlein fest im Arm.
Ach, in ihren Marmorarmen
Kann's zum Leben nie erwarmen!

Sieht im Teich ihr Abbild winken,
Das sich in dem Spiegel regt,
Möchte gern hinuntersinken,
Weil sich's unten mehr bewegt,
Aber kann die kalten, engen
Marmorfesseln nicht zersprengen.

Kann nicht weinen, denn die Augen
Und die Tränen sind von Stein.
Kann nicht seufzen, kann nicht hauchen
Und erklinget fast vor Pein.
Ach, vor schmerzlichen Gewalten
Möcht' das ganze Bild zerspalten!

Es riß mich fort, als zögen mich Gespenster
Zum Teiche hin, und meine Augen starrten
Aufs weiße Bild; es schien mich zu erwarten,
Daß ich mit heißem Arme es umschlinge
Und Leben durch den kalten Busen dringe.

Da ward es plötzlich dunkel, und der Mond
Verhüllte sich mit dichten schwarzen Wolken.
Das Bild mit seinem Glanze war verschwunden
In finstrer Nacht. In Büsche eingewunden,
Konnt' ich mit Mühe von der Stelle schreiten.
Ich tappe fort, und meine Füße gleiten,
Ich stürze in den Teich. Ein Freund von mir,
Der mich im Garten suchte, hört den Fall
Und rettet mich. Bis zu dem andern Morgen
War undurchdringlich tiefe Nacht um mich,
Doch bleibt in meinem Leben eine Stelle
— Ich weiß nicht wo — voll tiefer Seligkeit,
Befriedigung und ruhigen Genüssen,
Die alle Wünsche, alle Sehnsucht löste.

Als ich am Turm zu deinen Füßen saß,
Erschufst du jenen Traum zum ganzen Leben,
In dem von allen Schmerzen ich genas.
O, teile froh mit mir, was du gegeben;
Denn was ich dort in deinem Auge las,
Wird sich allein hoch über alles heben.
Und kannst du mir auf jenen Höhen trauen,
So werd' ich bald das Tiefste überschauen.

Ich glaube, daß es mir in jener Nacht,
Von der ich nichts mehr weiß, so wohl erging;
Als ich erwachte, warf sich mir die Welt
Eiskalt und unbeweglich hart ums Herz:
Es war der tötende Moment im Leben,
Du, Tilie[1], konntst allein den Zauber heben.

Mein Vater saß an meinem Bette, lesend
Bemerkte er nicht gleich, daß ich erwachte.
Es stieg und sank mein Blick auf seinen Zügen
Mit solchem Forschen, solcher Neugierd', daß
Mir selbst vor meiner innern Unruh' bangte.
Dann neigte er sich freundlich zu mir hin
Und sprach mit tiefer Rührung: „Karl, wie ist dir?"
Ich hatte ihn noch nie so sprechen hören
Und rief mit lauten Tränen aus — „O, Vater!
Mir ist so wohl, doch, ach! die Marmorfrau —
Wer ist sie? — Wessen Bild? — Wer tat ihr weh,
Daß sie so tiefbetrübt aufs holde Kind
Und in den stillen See herniederweint?"

Mein Vater hob die Augen gegen Himmel
Und ließ sie starr zur Erde niedersinken,
Sprach keine Silbe und verließ die Stube.
In diesem Augenblicke fiel mein Los.
Ein ew'ger Streit von Wehmut und von Kühnheit,
Der oft zu einer innern Wut sich hob,
Ein innerliches, wunderbares Treiben
Ließ mich an keiner Stelle lange bleiben.

[1] Eine Gestalt aus dem Roman „Godwi".

Es war mir alles Schranke; nur wenn ich
An jenem weißen Bilde in dem Garten saß,
War mir's, als ob es alles, was mir fehlte,
In sich umfaßte, und vor jeder Handlung,
Ja, fast eh' ich etwas zu denken wagte,
Fragt' ich des Bildes Widerschein im Teiche.
Entgegen stieg mir hier der blaue Himmel
Und folgte still, wie die bescheidne Ferne,
Der weißen Marmorfrau, die auf dem Spiegel
Des Teiches schwamm. Sowie der Wind die Fläche
In Kreisen rührte, wechselte des stillen
Und heil'gen Bildes Wille, und so tat ich.

An Sophie Brentano[1].

Wie war dein Leben
So voller Glanz,
Wie war dein Morgen
So kindlich Lächlen,
Wie haben sich alle
Um dich geliebt,
Wie kam dein Abend
So betend zu dir,
Und alle beteten
An deinem Abend.

Wie bist du verstummt
In freundlichen Worten!
Und wie dein Aug' brach
In sehnenden Tränen,
Ach, da schwiegen alle Worte,
Und alle Tränen
Gingen mit dir.

[1] Das zweitälteste Kind aus der zweiten Ehe von Brentanos Vater; sie teilte im Elternhaus und bei der Tante Möhn mit Clemens Freud' und Leid, war die einzige Mitwisserin seiner Geheimnisse und Träume, war ihm überhaupt das, was ihm nach ihrem Tode Bettina wurde. Geboren am 15. August 1776, starb sie im Winter 1800 auf Wielands Gut Osmannstädt.

Wohl ging ich einsam,
Wie ich jetzt gehe,
Und dachte deiner
Mit Liebe und Treue —
Da warst du noch da
Und sprachst lächlend:
„Sehne dich nimmer nach mir,
Da der Lenz noch so freudig ist
Und die Sonne noch scheint —
Am stillen Abend,
Wenn die Rosen nicht mehr glühen
Und die Töne stumm werden,
Will ich bei dir sein
In traulicher Liebe
Und dir sagen,
Wie mir am Tage war."

Aber mich schmerzte tief,
Daß ich so einsam sei,
Und vieles im Herzen.
„O, warum bist du nicht bei mir!"
Sprach ich, „und siehst mich
Und liebst mich;
Denn mich haben manche verschmäht,
Und ich vergesse nimmer,
Wie sie falsch waren
Und ich so treu und ein Kind."

Da lächeltest du des Kindes
Im einsamen Wege
Und sprachst: „Harre zum Abend,
Da bist du ruhig
Und ich bei dir in Ruhe."

Dein Herz, wie war es da,
Daß du nicht trauteſt?
Viel Schmerzen waren in dir,
Aber du wareſt größer als Schmerzen.

Wie die Liebe, die süßer ist
Als all ihr Schmerz.

Und die Armut, der du gabst,
War all dein Trost,
Und die Liebe, die du freundlich
Andern pflegtest,
War all deine Liebe.

Einsam ging ich nicht mehr,
Du warst mir begegnet
Und blicktest mich an —
Scherzend war dein Aug',
Und deine Lippe so tröstend —
Dein Herz lag gereift
In der liebenden Brust.

Freundlich sprachst du:
„Nun ist bald Abend;
Gehe, vollende,
Daß wir dann ruhen
Und sprechen vom Tage!"

Wie ich mich wendete —
Ach, der Weg war so schwer!
Langsam schritt ich,
Und jeder Schritt wollte wurzeln;
Ich wollte werden wie ein Baum,
All' meine Arme,
Blüten und Blätter
Sehnend dir neigen.

Oft blickte ich rückwärts
Hin, wo du warst;
Da lagen noch Strahlen,
Da war noch Sonne,
Und die hohen Bäume glänzten
Im ernsten Garten,
Wo du gingst.

Ach, der Abend wird nicht kommen,
Und die Ruhe nicht —
Auf Erden ist keine Ruhe!

Nun ist es Abend,
Aber wo bist du,
Daß ich dir sage,
Wie der Tag war?

Warum hörtest du mich nicht,
Als du noch da warst?
Nun bin ich einsam
Und denke deiner
Liebend und treu.

Die Sonne scheint nicht,
Und die Rosen glühen nicht,
Stumm sind die Töne —
O! warum kömmst du nicht;
Willst du nicht halten,
Was du versprachst?
Willst du nicht hören,
Soll ich nicht hören,
Wie der Tag war?

Wie war dein Leben
So voller Glanz,
Wie war dein Morgen
So kindlich Lächlen,
Wie habe ich immer
Um dich mich geliebt,
Wie kömmt dein Abend
So betend zu mir,
Und wie bete ich
An deinem Abend!

Am Tage hörtest du mich nicht,
Denn du warst der Tag;
Du kamst nicht am Abend,
Denn du bist der Abend geworden.

Wie ist der Tag verstummt
In freundlichen Worten,
Wie ist sein Aug' gebrochen
In sehnenden Tränen —
Ach, da schweigen alle meine Worte,
Und meine Sehnsucht zieht mit dir.

Annonciatens Bild.

(Bettina.)

Am Hügel sitzt sie, wo von kühlen Reben
Ein Dach sich wölbt, durchrankt von bunter Wicke;
Im Abendhimmel ruhen ihre Blicke,
Wo goldne Pfeile durch die Dämmrung schweben.

Orangen sind ihr in den Schoß gegeben,
Zu zeigen, wie die Glut sie nur entzücke,
Und länger weilt die Sonne, sieht zurücke
Zum stillen Kinde in das dunkle Leben.

Der freien Stirne schwarze Locken kränzet
Ihr goldner Pomeranzen süße Blüte,
Zur Seite sitzt ein Pfau, der in den Strahlen

Der Sonne, der er sehnend ruft, erglänzet.
Mit solchen Farben wollte das Gemüte
Von Annonciata fromm ein Künstler malen.

Rückblick.

Ich wohnte unter vielen, vielen Leuten
Und sah sie alle tot und stille stehn;
Sie sprachen viel von hohen Lebensfreuden
Und liebten, sich im kleinsten Kreis zu drehn.
So war mein Kommen schon ein ewig Scheiden,
Und jeden hab' ich einmal nur gesehn;
Denn nimmer hielt mich's, flüchtiges Geschicke
Trieb wild mich fort, sehnt' ich mich gleich zurücke.

Und manchem habe ich die Hand gedrücket,
Der freundlich meinem Schritt entgegensah,
Hab' in mir selbst die Kränze all' gepflücket,
(Denn keine Blume war, kein Frühling da)
Und hab' im Flug die Unschuld mit geschmücket,
War sie verlassen meinem Wege nah;
Doch ewig, ewig trieb mich's, schnell zu eilen —
Konnt' niemals meines Werkes Freude teilen.

Rund um mich war die Landschaft wild und öde,
Kein Morgenrot, kein goldner Abendschein,
Kein kühler Wind durch dunkle Wipfel wehte,
Es grüßte mich kein Sänger in dem Hain;
Auch aus dem Tal schallt' keines Hirten Flöte,
Die Welt schien mir in sich erstarrt zu sein.
Ich hörte in des Stromes wildem Brausen
Nur eignen Fluges Flügelschläge sausen.

Nur in mir selbst die Tiefe zu ergründen,
Senkt' ich ins Herz mit Geistesmacht den Blick;
Doch hier auch konnt' es eigne Ruh' nicht finden,
Kehrt' friedlos stets zur Außenwelt zurück;
Es sah wie Traum das Leben unten schwinden,
Las in den Sternen ewiges Geschick,
Und rings um mich eiskalte Stimmen sprachen:
„Das Herz, es will vor Wonne schier verzagen!"

Ich sah sie nicht, die großen Süßigkeiten
Vom Überfluß der Welt; sie schien mir schal,
Ich mußt' hinweg mit schnellem Fittich gleiten.
Hinabgedrückt von unerkannter Qual,
Konnt' nimmer ich Frucht und Genuß erbeuten
Und zählte stumm der Flügelschläge Zahl,
Von ewigen, unfühlbar mächt'gen Wogen
In weite, weite Ferne hingezogen.

Und so noch jetzt! Wohl muß ich es gestehen,
Daß Dinge mich umscheinen, menschengleich;
Zu hören sie, ja leibhaft sie zu sehen,
Kann ich nicht leugnen; doch bleibt mir dies Reich

Der Welt so fremd und hohl, daß all ihr Drehen
So viel nicht schafft, daß mir der Zweifel weich',
Ob Sein, ob Nichtsein seinen Spuk hier treibe,
Ob solcher Welt auch Seele wohn' im Leibe!

Und man wird Geheimerat.

Wie die Tage schnell verstreichen,
Wie sie all' so einerlei!
Keiner gibt mir mehr ein Zeichen,
Ob er deiner, meiner sei.

Und so wird die Zeit stets länger,
Während sie stets kürzer wird,
Und der Raum wird immer enger,
Während er stets weiter wird.

Endlich wird man gar geboren,
Auf daß man lebendig stirbt,
Und so geht man der verloren,
Welche einen nun erwirbt.

Ach, und gleich auch den Geschäften
Lauft man also geizig nach,
Daß man, eben erst bei Kräften,
Auch sogleich entsetzlich schwach.

Erstlich muß so viel man trinken,
Daß man dick und üppig wird,
Von der Rechten zu der Linken,
Daß man sich am Ende irrt.

Und ist man recht eingefleischet,
Heißt man ein unschuldig Kind,
Quäkt und blökt und lärmt und kreischet
Alles an gar toll und blind.

Noch wird man nicht ausgeprügelt,
Aber gar zu oft purgiert,

Dann am Gängelband gezügelt,
Wie ein Schiff herumbugiert.

Was man will, kann man nicht sagen,
Was man nicht will, muß man tun,
Und in einem Rumpelwagen
Muß man wider Willen ruhn.

Daß man recht sei angestrenget,
Kriegt man Spielwerk überviel;
Ein entsetzlich Denken hänget
Fast an jedem Kinderspiel.

Die Trompete ist lackieret
Und gefährlich, wenn man leckt;
Drum wird gleich sehr lamentieret,
Wenn man in das Maul sie steckt.

Und sehr leicht kann man verschlucken
Jungfer Lieschens Fingerhut;
Nadelbüchs' hat ihre Mucken:
Nicht sind diese Dinger gut.

Gar zu lärmend ist die Knarre,
Die die andern Kinder weckt;
Drum wird gleich ein Span als Sparre
Sperrend vor das Rad gepflöckt.

Und den Kuckuck hört Papachen
Auch nicht immer allzugern;
Darum muß ihn gleich Mamachen
In den Schreibeschrank versperrn.

Dem Hanswurst reißt stets der Faden,
Der ihm Arm' und Beine zieht,
Und die bleiernen Soldaten
Fallen, eh' man sich's versieht.

In dem kleinen Leierkasten
Klimpert's, wenn der Bär sich dreht,
Und man kann nicht ruhn, nicht rasten,
Bis das Ding in Stücke geht.

Die verdammten Pfennigpfeifen
Haben Löcher überall,
Und man weiß nicht, welches greifen —
Immer ist's ein schlechter Schall.

Schlägt man nur mit etwas Hitze,
Hat die Trommel gleich ein Loch;
Doch ist man bei mäßigem Witze,
Dient sie wohl als Tschako noch.

Und hiemit lernt man die Pfiffe,
Wie man was mißbrauchen soll:
Pfeife wird mit leichtem Griffe
Spritze, spritzt die andern voll.

Worauf es an das Verklagen,
Strafen und Ermahnen geht,
Daß mir noch in alten Tagen
Haar davon zu Berge steht!

Und man kriegt da in Moralen
Einen Blick, der für ein Kind
So entsetzlich, als die Zahlen
Für den bösen Schuldner sind.

Doch du bist ein großer Bube,
Not tut, daß du lesen lernst.
Lebe wohl, du Kinderstube,
Nun kommt erst der rechte Ernst!

Kommt man in die volle Schule,
Ist es doch noch eine Lust;
Aber weh, wenn auf dem Stuhle
Du beim Lehrer sitzen mußt,

Wenn die Mutter in dem Engel
Gar etwas Apartes sieht
Und den ordinären Bengel
Auf die eigne Hand verzieht!

Nach den neuesten Methoden
Wird der Text zurechtgemacht

Und der Lehrer in den Noten
Von dem Kinde ausgelacht.

Daß die Erd' rund wie 'ne Zwiefel
Sei, wird einem eingeschraubt;
Doch daß Welschland ist ein Stiefel,
Wird am willigsten geglaubt.

Und man wird mit Krokodilen,
Elefanten ganz vertraut,
Während man vor Maulwurfsgrillen
Und den Spinnen schier ergraut.

Julius Cäsar und der Nepos
Folgen auf das Rudiment[1],
Bis zuletzt man in dem Epos
Jeden Gott und Helden kennt.

Jede Silb' wird abgewogen,
Wie ein Käfer aufgespießt,
Böcke vor Gericht gezogen,
Bis man fix und fertig ließt.

Im Buchstaben ganz versunken
Schwindet alles heitre Licht,
Und der Schüler, wie betrunken,
Sieht den Wald vor Bäumen nicht.

So geplackt und so geschunden
Tritt man endlich in den Staat;
Dieser heilet alle Wunden,
Und man wird Geheimerat!

Wiedersehen!

Als mich Gott der Herr erschaffen,
Sagte er: „Auf Wiedersehn!"
Ging davon mit einem Affen,
Ließ mich nackt und frierend stehn,

[1] Elementarlehre.

Und ich dacht': Von Gott dem Herrn
Laß' ich mir's gefallen gern!

Doch er hat mir Wort gehalten,
Ich hab' wieder ihn gesehn;
Wenn ich ließ den Herren walten,
Immer ist mir recht geschehn.

Erst in meiner Mutter Blicken
War sein erstes Wiedersehn,
Und ich konnte voll Entzücken
Nicht genug zum Himmel sehn.

Als die Mutter mußte sterben[1],
Sprach sie sanft: „Auf Wiedersehn!" —
Wer wird Gottes Blick nun erben?
Dacht' ich und mußt' weinend stehn.

Und in himmelblauen Augen[2]
War das zweite Wiedersehn;
Als ich drin wollt' untertauchen,
Sah ich sich die Sterne drehn.

Mit dem Freunde[3] zum Altare
Ging sie, sprach: „Auf Wiedersehn!"
Und ich hab' dem lieben Paare
Lange Jahre nachgesehn.

Und in süßen Zauberflammen
War das dritte Wiedersehn[4];
Auch ich glühte, und zusammen
Fühlt' ich unsre Seelen wehn!

Doch der Engel ward einst traurig
Und sprach ernst: „Auf Wiedersehn!"
Und aufs Wiedersehen laur' ich,
Bis die Kindlein vor mir stehn!

---

[1] Brentanos Mutter starb am 19. November 1793. — [2] In den Augen Bettinas, seiner zärtlich geliebten Schwester. — [3] Achim von Arnim. — [4] Sophie Mereau, Brentanos Gattin, die 1806 starb, nachdem sie drei Kinder geboren hatte, von denen keines lange am Leben blieb. Vgl. dazu „Brentanos Leben und Werke", S. 19* dieses Bandes, Z. 27 ff. und S. 46*, Z. 13 ff.

In den Augen lieber Kinder[1]
War das vierte Wiedersehn,
Doch die Blumen nahm der Winter
Alle sich und ließ mich stehn.

Als die Blümlein all' erstarrten,
Sprach zu mir: „Auf Wiedersehn!"
Auch die Mutter[1], und im Garten
Ließ sie mich am Grabe stehn.

Und in heil'gen Freundes Armen[2]
War das fünfte Wiedersehn,
O, unendliches Erbarmen!
Allzuwohl ist mir geschehn.

Doch ich mußte oft mich trennen,
Durfte lang nicht wiedersehn,
Mußt' umher mit Sorgen rennen
Und in böse Schlingen gehn.

In den Armen eines Mädchen[3]
Träumt' ich sechstes Wiedersehn;
Sie hielt mich am Hexenfädchen,
Und ich lag in bösen Wehn.

Ihre Larve nahm im Schlafe
Ich ihr ab, um Gott zu sehn,
Und der Wolf hat aus dem Schafe
Mich statt Gott da angesehn.

Und ich weckte sie entsetzet,
Weint' und sprach: „Auf Wiedersehn!"
Was mich wie ein Kind ergötzet,
Sah ich in der Hölle stehn!

Und in einer armen Seele[4]
War das siebte Wiedersehn;

[1] Vgl. vorige Seite, Anm. 4. — [2] Wahrscheinlich der nachmalige Regensburger Bischof Sailer, der in den Tagen nach dem Verlust Sophies Brentano wieder aufrichtete und ihm später ein frommer priesterlicher Berater blieb. — [3] Auguste Busmann, Brentanos zweite Gattin. Vgl. „Brentanos Leben und Werke", S. 49* dieses Bandes, Z. 3 ff. — [4] Luise Hensel, die den letzten und stärksten Anstoß für Brentanos Umkehr zur Kirche gab.

Wie sich gut und bös vermähle,
Hab' verzweiflend ich gesehn.

Und die Heldin sprach zur Sünde:
„Nun auf Nimmerwiedersehn!"
Um ihr Aug' legt' ich die Binde,
Darf sie nimmer wieder sehn!

Und in allen guten Künsten
War das achte Wiedersehn,
In des Himmels nächsten Diensten[1]
Durft' ich armer Dichter stehn.

Und im Herzen, wenn es dunkelt,
Mir ein ewig Wiedersehn
Wie ein Sternenhimmel funkelt;
Rein kann ich darunter stehn!

Gott nur sehen kann ich wollen,
Sprechen gleich „Auf Wiedersehn!",
Die im Weltgetümmel rollen,
Wenn sie mir vorübergehn.

Lachend, weinend tausend Jahre
Leb' ich fromm zum Wiedersehn,
Soll so fern die Totenbahre
Mir durch Gottes Willen stehn.

Und so will ich triumphieren,
— Denn Gott sprach: „Auf Wiedersehn!" —
Soll ich vor des Himmels Türen
Gleichwohl noch viel länger stehn.

Wer den lieben Gott gesehen,
Wird ihn auch schon wiedersehn;
Möge dir es auch geschehen —
Bis dahin: „Auf Wiedersehn!"

---

[1] Hinweis zunächst auf Dülmen und Katharina Emmerich (vgl. „Brentanos Leben und Werke", S. 81* ff. dieses Bandes), und weiter darauf, daß Brentano seit seiner Umkehr seine Feder fast ganz im Dienst der katholischen Kirche gebrauchte.

Ausgang.

Um die Harfe sind Kränze geschlungen[1]!

Um die Harfe sind Kränze geschlungen,
Schwebte Lieb' in der Saiten Klang:
Oft wohl hab' ich mir einsam gesungen,
Und wenn einsam und still ich sang,
Rauschten die Saiten im tönenden Spiel,
Bis aus dem Kranze, vom Klange durchschüttert
Und von der Klage der Liebe durchzittert,
Sinkend die Blume herniederfiel.

Weinend sah ich zur Erde dann nieder,
Liegt die Blüte so still und tot;
Seh' die Kränz' an der Harfe nun wieder —
Auch verschwunden des Lebens Rot —
Winken mir traurig wie schattiges Grab,
Wehen so kalt in den tönenden Saiten,
Wehen so bang und so traurig: Es gleiten
Brennende Tränen die Wang' herab.

Nie ertönt meine Stimme nun wieder,
Wenn nicht freundlich die Blüte winkt;
Ewig sterben und schweigen die Lieder,
Wenn die Blume mir nicht mehr sinkt.
Schon sind die meisten der holden entflohn;
Ach, wenn die Kränze die Harfe verlassen,
Dann will ich sterben; die Wangen erblassen,
Stumm ist die Lippe, verhallt der Ton.

[1] Im „Godwi" wird erzählt: Der alte Einsiedler Werdo Senne hängt schwärmerisch an seiner Harfe, „wie die verwelkten Blumenkränze um ihre Saiten, und wenn durch eine rasche Erhebung des Instruments ein Blättchen von den Kränzen herabfällt, so schweigt er, und letzt, da ich ihn belauschte, rollte eine Träne über seine bleichen Wangen, und er sagte: ‚Wenn alle diese welken Blumen herabgefallen sind, so will ich nicht mehr weinen und nicht mehr singen, so will ich sterben.'"

Aus der Chronika eines fahrenden Schülers.

Einleitung des Herausgebers.

Brentanos „Chronika" erscheint hier in erweiterter Gestalt. Das in Friedrich Försters Sammelband „Die Sängerfahrt" im Jahre 1818 bekanntgegebene Stück umfaßte nur die Darstellung bis zum Begräbnis von Els' Mutter. Die Herausgeber von Brentanos „Gesammelten Schriften" konnten 1854 die erste Nachricht von einer umfangreicheren Urschrift geben und versprachen deren Abdruck. Aber 1873 mußte der Brentanobiograph Diel den Verlust dieser Handschrift beklagen. Im Jahre 1874 wurde endlich im Nachlasse des Frankfurter Historikers Böhmer, dem die Erhaltung manches Brentanoschen Werkes zu danken ist, eine Kopie jener Urschrift gefunden, von Diel in seiner Lebensbeschreibung benutzt und 1880 und 1881 in den „Stimmen aus Maria-Laach" von Wilhelm Kreiten mitgeteilt. Sie umfaßt das im Schlußapparat dieses Bandes abgedruckte Stück — die Parallele zu dem 1818 veröffentlichten — und alles das, was sich im Haupttext an jenes Fragment anschließt. Von jedem Eingriff, etwa in die verschiedene Namengebung, wurde hier wie bei anderen zeitlich verursachten Sprüngen (etwa im „Fanferlieschen") abgesehen; wird sich doch der Blick der Leser von selbst leicht darauf einstellen, daß Siegmund und Jörgen sowie Main- und Lahnlandschaft einander entsprechen.

Daß die 1880/81 veröffentlichte Fassung die Urchronika wiedergebe, wurde von der Wissenschaft nicht durchweg für ausgemacht angenommen. Indessen braucht nur an eine Äußerung des Dichters in seinem Vorwort erinnert zu werden: die Erzählung sei „zu pädagogischen Zwecken entworfen worden", „vor fünfzehn Jahren". Also ein Entwurf lag vor, den der Dichter im Jahre 1818 ausgeführt den Lesern darbot. Auf der ganzen Strecke steht denn auch Kreitens Druck — versteht sich: bis zu der Mutter Tode verglichen — dem von 1818 nach: dort erst die Ansätze zu dem erstrebten archaisierenden, chronikalen Ton, hier seine volle poetische (wenngleich nicht philo-

logische) Reinheit; dort zahlreiche Flüchtigkeiten, sogar Fehler, Härten, schlechte Wortstellungen, Wiederholungen, hier Glätte, Schmelz, aufs feinste abgestimmt Klang und Melodie von Wort und Satz; dort unpassend häufige indirekte Rede, hier fast durchweg naiv Wort und Antwort; die dort im ersten Tasten übertriebene, manierierte Kindlichkeit wird hier auf das einem feinen Ohr zulässig erscheinende Maß eingeschränkt, gewöhnliche Alltäglichkeiten werden in sonntäglich Gewand gekleidet; das Ohr des Vollenders hat auch die Härte herausgehört, die für die angestrebte Einfalt des Tones in der unvermittelten Folge von Rede und Gegenrede liegt. Und dann, wie ist im Druck von 1818 die der Veröffentlichung Kreitens eigentümliche fahle Abstraktion in lebensvolle Anschaulichkeit übersetzt, wie die früher nur matt angedeutete, mager gezeichnete Situation vertieft und ausgeschöpft! Nicht weniger überzeugend wirkt das Verhältnis des beiderseitigen Gehaltes an Tatsachen. Abgesehen von eingeschobenen Bemerkungen und ganzen der Situationszeichnung dienenden Sätzen, von Beschreibungen einzelner Gegenstände und Stimmungsäußerungen fehlen dem Kreitenschen Druck ganze Abschnitte. Bisher ist aber mit Ausnahme der Bühnenbearbeitung des „Ponce" noch kein einziges Werk Brentanos bekannt geworden, dessen spätere Umarbeitung kürzer als seine Urschrift ausgefallen wäre. Und was besonders bezeichnend ist: Hand in Hand mit dem vermehrten Umfange geht eine Verinnerlichung der allgemein christlichen Frömmigkeit zu einer ausgesprochen katholischen. Um ein Vielfaches vermehrt sind die frommen Betrachtungen und Mahnungen. Nachträgliche genauere Begründungen erstickten etwa aufsteigende Fragen im Keime. Hierzu kommt die Präzision, mit der die im Kreitenschen Druck nur ganz verschwommene Zeichnung der Mainlandschaft in der Ausgabe von 1818 durch die farbig-plastische, die Stimmung wunderbar ausschöpfende Schilderung des Lahntals mit den zwischen Nassau und Limburg gelegenen Örtlichkeiten ersetzt ist. Brentano, mit dem Charakter dieser Landschaft seit Koblenz und Marburg innig vertraut, gestaltete dabei übrigens in den Entfernungen und in der Schilderung der Klosterkirche, der Wiege von Wildenbruchs „Neid", frei; doch ließ er die Seele der wundervollen Landschaft unangetastet.

Als Brentano 1817 zu seinem umgearbeiteten Fragment das Vorwort schrieb, machte er über die Dichtung genaue Zeitangaben.

Die erste Andeutung auf die Straßburgischen Bestandteile der „Chronika" gehört dem „Godwi" an (1801). Bereits am 28. Februar 1802 bietet Brentano einem Verleger ein „kleines Büchelgen" an: „Es heißt ‚Der arme Heinrich' und besteht in einzelnen Szenen des Lebens eines Augsburger Edelmanns und seiner drei Töchter"; es sei für ein allgemeines Lesebuch aller guten frommen Menschen und besonders für Töchter von 10—14 Jahren berechnet. Von wirklich geleisteter Arbeit an der „Chronika" erzählt er dann am 6. September 1802 Arnim: er schreibe an einem Buch „Der alte Ritter und die Seinigen", es seien einfache, fromme Geschichten aneinandergereiht. Arnim ermuntert ihn am 22. September 1802, damit fortzufahren. Am 25. Oktober 1804 ist im Briefwechsel der Freunde wieder die Rede von der „Chronika", hier zum erstenmal unter dem uns geläufigen Titel; Clemens will, so erklärt er, in Berlin an der Dichtung arbeiten — woraus in den wenigen Wochen begreiflicherweise nichts wurde. Ende 1805 lesen wir in einem Briefe an Arnim, daß sich Brentano auf Weisung des Freundes die Dichtung „mit wahrer Andacht" vorgenommen hat. Ohne Zweifel hat Brentano in der Heidelberger Zeit an der „Chronika" gearbeitet; statt der ursprünglichen Namen aus dem Lahntal werden damals die fränkischen eingedrungen sein, woher die Vermengung der Namen in der Abschrift rührt, und es liegt nahe, die Schilderung der Wallfahrt mit derjenigen zusammenzubringen, die Brentano in Gemeinschaft mit Sophie und deren Tochter Hulda im Juni 1806 nach Walldürn (im badischen Franken) unternahm. Chronikastimmung weht uns an, wenn wir in einem Briefe an Arnim vom Januar 1806 lesen: „Meine Frau spinnt jetzt alle Abend und kann es sehr schön." Für seine „Einsiedlerzeitung" bat Arnim im März 1808 vergeblich um „etwas aus dem ‚Armen Heinrich'". Nach langer Pause finden wir erst im Jahre 1817 am 19. Februar wieder eine Bemerkung aus Arnims Feder über den „angefangenen ‚Armen Heinrich'", die letzte, bevor die „Chronika" dem Publikum zugänglich wurde. Und nur Jakob Grimms Brief vom 21. Oktober 1814 an seinen Bruder Wilhelm erinnert uns daran, daß Brentano damals in der 48. Anmerkung zur „Gründung Prags" seinen Freunden die „Chronika" bestimmt zugesagt hat. „Blätter aus dem Tagebuch der Ahnfrau" bezeichnet er endlich in der Widmung des großen Gockelmärchens 1838 als „flüchtige Skizzen aus dem Umfange jener ‚Chronika'". Sie stehen

in der Tat dem harmonisch gehaltenen Tone des Fragments noch so fern, daß er gut daran tat, sie als barocken Hauptteil dem barock aufgeschmückten „Gockel" anzuschließen und auf ihre geplante Verbindung mit der „Chronika" zu verzichten.

Neben dem Fragment von 1818 ist die Kreitensche Veröffentlichung, wenngleich sie bei einer Gegenprobe vor dem Fragment der „Sängerfahrt" so gut wie nichts zu ihren besonderen Gunsten hergibt, wertvoll genug, nicht allein als erste Fassung einer Dichtung von unangefochtenem Rang, sondern namentlich um dessentwillen, was sie über den Rahmen der zweiten Fassung hinaus bietet. Auch diese Fortsetzung trägt unverkennbare Spuren davon, daß ihr die Schlußredaktion noch nicht zuteil geworden ist. Namenverwechselungen, Ungenauigkeiten in Zeitangaben usw. kommen darin vor. Doch wahrt sie durchweg den Anschluß an den Anfang der Erzählung. Pädagogische Gesichtspunkte mehren sich, und vollends wird das religiöse Moment das vorherrschende; die mitgeteilten Geschehnisse sinken bald zu bloßen Ausgangspunkten, Beispielen oder Belegen für fromme Betrachtungen herab. Alles drängt hin zu der Engschlucht der Parabel, in deren Wirbeln und Strudeln, Glanz und Düsterkeit, Licht und Nebel, Nähe und Ferne der Dichter den Leser auf und nieder taucht, ohne ihn doch durch sie hindurch in freies, rätsellos klares, ebenes Land gelangen zu lassen. Daß die Erzählungen mehrfach ineinandergeschoben werden, erschwert das Festhalten oder Wiederaufsuchen des Gedankenganges. Zwei Gruppen der Parabel lassen sich voneinander unterscheiden: die Darstellung „Von dem traurigen Untergang zeitlicher Liebe" und, sie bald völlig verdrängend, die Erzählung vom „Perlengeist". Um beide Teile des wirren Baues ranken und wuchern Triebe, die sich selbst mit Gewalt nicht zerteilen lassen, überall da, wo man sie mit scharfem Schnitt zu trennen versucht, verdoppelt hervorschießen und den Eintritt hartnäckig verwehren. Dies Ins-Kraut-schießen-lassen fremdartiger Gedankenreihen, das Brentano am Schlusse seiner Philisterabhandlung seltsam scharf tadelt, ist für den späteren Dichter ebenso charakteristisch wie die greifbaren Hauptmomente, die man freilich mehr erfühlt als erkennt: Fragen des Glaubens und eine symbolisierte Darstellung von des Dichters persönlichem Lebensgang. Im schönen Bettler, der sich zu keinem Geschäfte schicken wollte, ist deutlich Brentano selbst wieder-

zuerkennen; die Parabel ist sein Lebensbekenntnis. Er war eine „Beute der Eitelkeit, Schöpfer des Unglücks", aber er lernte „wandeln in Unschuld und Demut"; er ruft es hinaus ins Land: „Erfahret aus meinen Worten, daß ich gedacht habe und in der Seele gearbeitet, obgleich ihr und das Volk mich nur den müßigen Toren nanntet!" Verachtung von Kunst und Weltweisheit als den Verführern zu Argem und Bösem stellt er dar, predigt er. Das Schicksal des vom Perlengeist verlockten Bettlers weitet sich dem Dichter zum Schicksal aller.

Das sind Gedanken, die der frühe Brentano auch nicht annähernd in solcher Stärke umschrieben hat. Erst seit dem Jahre 1810, nachdem ihn die Befreiung von den frevelhaft leichtsinnig gewählten Fesseln der Ehe mit Auguste endlich zu der schmerzvollen Trauer um den größten Verlust seines Lebens, den Sophies, hatte kommen lassen, treten ähnliche Gedanken wiederholt bei ihm hervor. Selbst wörtlich klingt in brieflichen Äußerungen jener Tage die Parabel an. Diese Zeit oder die der religiösen Einkehr der Jahre 1816—1818 mag der Nährboden gewesen sein, auf dem die Parabel erwuchs.

Wie der Dichter in der zweiten Fassung der „Chronika" in der Laurenburger Els Sophien verklärt hat, doch so, daß sich mit ihr aus der Urschrift die Züge seiner Mutter verschmolzen, wie er selbsterschaute Landschaft wiedergibt, so schöpfte er auch für die Darstellung mittelalterlichen Lebens aus dem lebendigen Quell alter Chroniken. Die kulturgeschichtlichen Verhältnisse schilderte er nach der Limburger Chronik in der Ausgabe von Johann Friedrich Faust (1617 oder 1720), der er im einzelnen die Gestalt seines Schreibers Johannes, die Beschreibung von dessen neuer Kleidung, die Nachricht vom Meister Wilhelm und die Verse der schönen Agnes (die er zu Veltlins Gattin macht) abgewann. Das Straßburger Milieu entnahm er zu einem Teil der Chronik Jakobs von Königshoven, die er in der ersten Ausgabe von Johann Schilter (Straßburg 1698) besaß. In ihr fand er unter Schilters Zusätzen die Erzählungen „Von Sante Odilien Leben", „Von Sant Attalen mumen", darin auch die Namen von Attalas Schwester Gundelinde — die Namen für drei von Veltlins Töchtern (Pelagia ist der Name der Heiligen von Antiochia) — sowie Nachrichten über die Geschlechter derer von Mülnheim und von Dunzenheim. Für die Geschichte des Münsterbaues hatte er die Beschreibung des „viel künstlichen, sehr kostbaren und in aller Welt berühmten Münsters zu

Straßburg" von Oseas Schadäus (1617) und von Grandidier die „Essais historiques et topographiques sur l'église cathédrale de Strasbourg" (1782) zur Verfügung. Beide gaben die genauen Zahlen und Namen für Glockenguß und Glockenstuhlbau her. Hierbei empfing Brentano auch die Anregung für seine Erzählung von den zwei Zimmerleuten und gewann zugleich den Namen des frommen alten Ritters, und Schadäus weiß auch davon Bescheid, daß neben Junker Ludwig von Müllenheim und Herrn Konrad von Duntzenheim der „dritte Pfleger des Werks", Herr Veltlin von Türlingen, bei der Glockentaufe an seinem Namenstag Gevatter stand. Von Streitereien und Totschlag unter den Bauarbeitern konnte Brentano bei Königshoven und Schadäus mehreres finden.

*

Wie ein lyrisches Gedicht führt das Fragment der „Chronika" den Leser in Brentanos Innerstes. Ebenmaß, völlige Reinheit von all und jedem Brentanoschen Seitensprung, Keuschheit und Süßigkeit leihen dieser Dichtung einen Zauber, wie er nur von wenigen seiner schönsten lyrischen Gesänge ausströmt. Ein stiller, beseligender Glanz liegt über ihr, wie die Feierlichkeit eines Sonntags über Wiese und Feld und Wald. Obwohl von dem, was der Dichter hat darbieten wollen, nur der allerkleinste Teil, der überhaupt für eine selbständige Veröffentlichung genügend erscheinen durfte, bekanntgegeben worden ist, so war doch dieses kleine Stück kräftig genug, bisher einer der Hauptträger von Brentanos Namen zu sein; es wird auch diese Kraft behalten.

Welch reiche Anregungen von dem Chronikafragment Brentanos ausgegangen sind, bekunden die Namen bedeutender Maler, die ihre Kunst in den Dienst der Dichtung stellten: Steinle, Ludwig Richter, Wilhelm Steinhausen. Daß die „Chronika" auch in der Dichtkunst selbst fortgewirkt hat, dafür zeugen Gaudy („Gedenkbuch des Ritters Rudolf von Ehingen"), Mörike (Junk Volker im „Maler Nolten"), Storm (z. B. „Aquis submersus"), Keller („Hadlaub") und Raabe („Des Reiches Krone").

Vorwort.

Vor funfzehn Jahren machte es mir Freude, die folgende einfache Geschichte niederzuschreiben. Sie sollte nur die Einfassung mehrerer schöner altdeutschen Erzählungen sein, die sie mit mancherlei Ereignissen aus dem Zusammenleben des alten Ritters Veltlin von Türlingen und seiner drei Töchter unterbricht, mit deren Versorgung und der Abreise des Erzählers sie schließt. So lieb ich das Gedicht hatte, blieb es doch unterbrochen; der Sinn der Leser schien dazu zu fehlen. Jetzt, da diese Erzählung mehr, ja selbst die altdeutschen Röcke[1] vor sich hat, fiel sie mir wieder in die Hände, und ich versuche es, sie den Lesern vorzulegen mit der Erinnerung, daß sie zu pädagogischen Zwecken entworfen worden, als ich von der sogenannten Romantik noch wenig wußte, und daß sie daher neben den allerneuesten Ritterromandichtern[2] in ihrer redseligen Einfalt um Schonung bittet. Sollte dem Leser, durch Eisenfresserei und Isländisches Moos[3] verwöhnt, diese Geschichte wie unsre deutsche Kamillen- und Hollunderblüte nicht behagen, so bringe er sie einem kranken Freunde oder Mägdlein, denen sie Gott gesegnen möge!

---

[1] Beliebte Tracht von Mitgliedern der Burschenschaften, die zur Zeit der Niederschrift dieses Vorwortes ganz besonderen Aufschwung nahmen. — [2] Spitze gegen die unverdiente Wertschätzung, die den Verfassern von Ritterromanen, insbesondere Friedrich de la Motte-Fouqué, zuteil wurde. — [3] Hausarzneimittel von stark bitterem Geschmack.

Im Jahr, da man zählte nach Christi, unsers lieben Herrn, Geburt 1358, am zwanzigsten Tage des Maimonats, hörte ich, Johannes, der Schreiber, die Schwalbe in der Frühe an meinem Kammerfenster singen und ward innigst von dem Morgenliede des frommen Vögeleins erbauet, bedachte auch auf meinem Bettlein: wie die Schwalbe in daurender Freude lebet, gegen den Winter in ferne wärmere Länder ziehet und, der Heimat getreu, gegen den Frühling wiederkehrt; also nicht der Mensch, der arme fahrende Schüler, der wohl viel gegen Sturm und Wetter ziehen muß, ja der oft kein Feuer findet, die erstarrten Hände zu erwärmen, daß er sie falte zum Gebet; aber so er es ernstlich meinet, haucht er hinein.

Da ich in solchen Betrachtungen versunken war und das Schwälblein auch auf seine Weise fortphantasierte, wäre ich schier wieder eingeschlummert, aber der Wächter auf dem Münster blies: „In süßen Freuden geht die Zeit", welches ich hier noch nie gehöret; denn ich war zum ersten Male in Straßburg erwacht.

Nun richtete ich mich in meinem Bettlein auf und schaute in meinem Gemache umher; das hatte aber Fenster rings herum und war in einem Sommerhäuslein des Gartens. Links stand der Mond noch blaß am Himmel, und rechts war der Himmel wie das lauterste Gold. Da fand ich mich zwischen Nacht und Tag und faltete die Hände, und es fiel mir freudig aufs Herz, daß heute mein zwanzigster Geburtstag sei, und wie mir es viel besser geworden als in dem letzten Jahre, da ich meinen lieben Geburtstag auf freiem Felde in einem zerrissenen Mäntelein empfangen und mit einem Bissen Almosenbrot bewirten mußte. O Freude und Ehre! dachte ich bei mir selbst und schaute zum Morgenlichte hin und sprach: „Du bist mein Licht, du wirst mein Tag!", glaubte auch schier in meiner Einfalt, der Himmel sei golden um meines Besten willen, die Schwalbe

habe nur gesungen, mir Glück zu wünschen, und der Türmer habe allein so lieblich geblasen mir zur Feier; da der Himmel sich doch nur gerötet vor der Sonne, die der Herr gerufen, da die Schwalbe doch nur gesungen in Gottes Frühlingslust und der Wächter nur geblasen zu Gottes Ehren, ja wohl gern noch ein Stündlein geschlafen hätte, so es ihm von den Münsterherren verstattet wäre. Also wird der Mensch leicht übermütig in der Freude und glaubet, er sei recht der Mittelpunkt aller Dinge, und sei er mit allem gemeint. Da ließ ich die Augen fröhlich in der Kammer umherschweifen und sah auf dem Schemel ein neues Gewand liegen, das mir mein gütiger Herr und Ritter Veltlin von Türlingen am Abend im Dunkeln hatte heraufstragen lassen, und konnte ich meine Begierde nun nicht länger zurückhalten, sprang auf von meinem Lager und legte diese Kleider nicht ohne Tränen des Dankes an. Es war dies aber ein feines blaues Wams, um die Lenden gefaltet und gestutzet, und rot und weißes Beinkleid von länd'schem Tuch[1], auch stumpfe Schuh' und eine schwarze Kogel[2] mit einer blauen Feder, nicht zu vergessen ein Hemmet von weißem Hauslinnen, am Halse bunt genäht und gekrauset, dergleichen ich vorher nie getragen. Da ward es mir fast[3] leicht und fröhlich zumute, und hätte ich wohl mögen einen Sprung tun, als hätte ich einen neuen Menschen angezogen mit dem neuen Kleide.

Aber meine Hoffart währte nicht lange; denn mein zerrissenes Mäntelein, welches ich als einen Vorhang vor das Fenster gehängt hatte, erleuchtete sich durch die aufgehende Sonne, und alle seine Löcher waren so viele Mäuler und alle seine Fetzen so viele Zungen, die mich meiner törichten Hoffart zeihten. Es war, als sage das Mäntelein zu mir: „O Johannes, bist du ein so eitler Kaufherr, daß du, angelanget in den Hafen, des zerrissenen Segels vergißt, das dich in denselben geführet? Johannes, bist du ein so stolzer Schiffbrüchiger, daß du das Brett, welches dich mit Gottes Hülfe an ein grünes Eiland getragen, mit dem Fuße undankbar in die Wellen zurückstößest? O Johannes, du undankbarer Freund, willst du, gerettet, mich nicht auf deinen

[1] Vereinzelt für lündischem; feines, meist scharlachrotes Tuch, das aus London stammt. — [2] Kapuze. — [3] In der Bedeutung des mittelhochdeutschen vaste: sehr, gar.

Schultern in ein Gotteshaus tragen und aufstellen als ein Gedächtnis, daß sich Gott deiner erbarmet?"

Ach, das waren wohl harte und wahre Worte meines Männleins, und ich nahm es mit Schämen von dem Fenster und legte es um über meinen neuen Staat und faßte es fest mit den Händen um die Brust, als wollte ich es um Verzeihung bitten, und ging mit dem Gedanken die Treppe hinab in den Garten: Wenn ich ein armer fahrender Schüler gewesen bin, so werde ich immer ein armer fahrender Schüler bleiben; denn auf Erden sind wir alle arm und müssen mannigfach mit unserm Leben herumwandeln und lernen, und bleiben doch arme Schüler, bis der Herr sich unser erbarmet und uns einführet durch seinen bittern Tod in das ewige Leben.

Da ich nun in den Garten gekommen war, den ich vorher auch noch nicht gesehen — denn mein gnädiger Herr und Ritter war den Abend spät mit mir angekommen und ich im Finstern in mein Stüblein gebracht worden —, konnte ich vor Schauen und Betrachten der neuen Dinge um mich her auch nicht zum Gebete kommen. Ich fand mich von den schönen Laubgängen, Zierfeldern und Pflanzen und den blühenden Bäumen schier ebensosehr überraschet als von meinem neuen Gewande. Ich fand mich gleich einem neugebornen Kinde, welches mit allem spielet und noch nicht beten kann und erst nach einiger Erfahrung in der Süßigkeit des Lebens seine Hände zum Danke falten lernet. Der blühende Mai, das lustige Singen der Vögel, die vielen jungen Kräuter und Blümlein, die mit Taublicken vor der Sonne erwachten, der kühle Wasserstrahl, welcher in einem mit bunten Kieseln und Muscheln ausgelegten Brunnen tanzte, schienen mir alle so neu und wunderbar, als hätte ich dergleichen niemals gesehen, und wußte ich auch nicht, was aus allem diesem werden sollte.

So wie die lieben Kinder durch die Blumen gehen und sie brechen und Kränze winden und sich bei den Händen fassen und mit den Kränzen im Kreise tanzen, gleichsam selbst ein lebendiger Blumenkranz; wie sie aber nicht gedenken der Frucht im treibenden Sommer und der Ernte im reichen Herbst und des Todes in dem trüben, tiefsinnigen Winter: also wandelte auch ich armer

Schelm wie ein einfältiges Kind ohne Witz durch den Garten und konnte vor großer Bewegung über mein neues Glück, das mir gestern früh noch nicht geträumt hatte, nicht zum Gebete gelangen.

Mein freudiges Erstaunen wollte aber nicht lange dauern; denn als ich meine Augen ersättiget hatte, ward es mir als einem Hungrigen, der sich ohne Gebet zu einer reichlichen Mahlzeit gesetzet hat, welche ihm Gott darum nicht gesegnet. Alle das häusliche, wohlgepflegte Behagen des schönen Ziergartens erfüllte mich mit traurigen Gedanken, und die Armut, die Einsamkeit meines eigenen Lebens trat mir in dieser reichen Umgebung zum erstenmal recht lebendig vor die Seele. Was mag trauriger sein als das Bild eines Bettlers, auf goldnem Grunde gemalet?

„O meine Mutter", sagte ich in mir, „wer war sanfter und schöner und feiner und edler als du, wer war würdiger, zwischen Blumen zu wandeln, als du, die wohl ihre Schwester und Gespielin sein konnte? Standen die Tränlein nicht auf den Wangen wie die Tautröpflein auf diesen Rosen, gingst du nicht durch den Wald wie ein Lüftlein durch die Blüten, und waren deine Augen nicht getreu und süß schauend wie die blauen Veilchen, deine Lippen nicht wie die rosinfarbenen Nelken, und flog dein gelbes Haar nicht wie der Sonnenschein? Aber du mußtest gehen wie Hagar mit deinem Ismael durch die Dornen in der Wüste[1]. Ach, warum ward nicht dir so ein Garten und so ein Haus, und warum wohnest du zwischen fünf Brettern und zwei Brettlein und bist deines Lebens nicht froh geworden noch deines Todes? Sie haben dir keinen Kranz geflochten. Mir aber ist nichts geblieben als deine Zucht, und ich kann dein nicht gedenken in Freuden, denn mir gehöret nichts als die Armut, und ich habe keinen Seckel, aus dem ich dir das schönste Grab könnte erbauen lassen von Marmelstein und Gold."

Wie traurig ward ich da und wendete meine Augen von allem, was ihnen wohlgefiel, und wollte nichts anschauen, weil sie es nicht mit mir sehen konnte, weil sie ihre Augen nie mit so erlaubter Lust erquicken konnte. Auch fiel es mir bittrer noch

[1] Hagar mußte mit ihrem Sohne Ismael, den sie von Abraham hatte, vor Sarahs Eifersucht flüchten. Vgl. 1. Buch Mosis, Kap. 16.

auf die Seele, daß ich eines Ritters Sohn sei, ohne Wappen und ohne Waffen. Tränen füllten mir die Augen, und Unwill' erfüllte meinen ganzen Leib, der in dem neuen geschenkten Gewand zu brennen schien, und ich spannte mein enges, durchlöchertes Mäntelein so um mich, daß es noch mehr zerrissen.

So schritt ich, als suche ich die Wildnis, nach einem einsamern ungepflegten Teile des Gartens, und kaum stand ich im hohen Gras unter hohen Linden, so konnte ich schon nicht mehr begreifen, wie dieser innre Schmerz und Zorn in mich zum ersten Male in meinem Leben gekommen sei, und, gegen die Mauer des Gartens schreitend, sah ich an derselben in einem tiefen Bogenraum ein Heiligenhäuslein angebracht, darinnen war wohlvergittert ein bunt gemaltes Schnitzwerk, die Anbetung der heiligen drei Könige im Stall zu Bethlehem, aufgestellt. Davor kniete ich nieder ins Gras und betete von ganzem Herzen. Da zerrann bald all mein Leid und meine Hoffart vor dem Sohne Gottes, der nackt und arm in einer Krippe vor mir lag, und dem doch die Könige dienten. Wie fühlte ich mich in meiner Ungebärdigkeit beschämt! Und da ich mich mit Tränen angeklagt hatte, dankte ich von ganzem Herzen dem Herrn, daß er mich armen fahrenden Schüler nicht vergessen und mich durch seine Barmherzigkeit zu meinem gnädigen Herrn und Ritter gebracht, gelobte auch, ferner mich aller Hoffart zu enthalten und die Künste, welche ich durch seinen Beistand mit schwachen Sinnen erlernet, zur Mehrung seines Reiches auf Erden treu anzuwenden.

Da ich nun nach solchem Gebete einen merklichen Trost in meinem Herzen spürte, nahm ich ein gülden gewirktes Band, worauf das „Ave Maria" stand, aus meinem Gebetbüchlein und hängte es, durch das Gitter langend, dem Bilde der Jungfrau Maria über den Arm, als das Opfer eines törichten Menschen, der vor ihrem Sohne betend Trost gefunden hatte. Dieses Band aber war mir das Liebste, was ich hatte. Eine fromme Klosterfrau, meiner sel'gen Mutter Befreund'te, hatte es mir einst für ein Lied, das ich ihr gedichtet und gesungen, geschenket, und war es zu Marburg an St. Elisabethen Grab angerühret[1] worden, ich

[1] Um es zu weihen.

aber hatte es bisher als einen Blattzeiger in meinem Gebetbüchlein geführet. Dann nahm ich auch mein Mäntelein ab und rollte es zusammen in einen langen Wulst und flocht es durch die obern Stäbe des Gitters vor dem Bilde, als einen aufgerollten Vorhang, zum Gedenken meiner zeitlichen Armut, welche durch Gott sich in Freud' und Fülle gewandelt hatte. Nun wendete ich mich nach dem Garten zurück, der mir ganz anders erschien als vorher.

So mag nichts vor dem Gemüte des Menschen bestehen, welches alles nach sich umgestaltet. Jetzt, da ich gebetet hatte, erschienen mir alle die roten, leibfarben und weißen Blümlein des Gartens jene Blumen, durch die der König Ahasverus in seinem Schloßgarten zu Süsan[1] gewandelt, seines Zornes zu vergessen[2]. Ja, es war mir, als sei der liebe Gott durch diese Blumen gegangen und habe seinen gerechten Zorn über meine Ungebärde hier an der Lieblichkeit seiner Werke gesänftiget; denn hier an diesem ersten Morgen meines zwanzigsten Jahres ist mir vieles Licht in der Seele aufgegangen, und ist mir der Frühling ein weiser Lehrer geworden.

Besonders aber hat mich der hohe Münsterturm erschüttert, als ich aus einem schattichten Baumgang hervortrat und ihn über die Dächer der Nachbarhäuser auf mich niederschauen sah. War mir es doch im Anfang so bange vor ihm, wie es einer Grasmücke sein muß, wenn ein Riese den Busch über ihrem Neste öffnet und auf sie niederblickt. Alles Menschenwerk, so es die gewöhnlichen Grenzen an Größe oder Vollendung überschreitet, hat etwas Erschreckendes an sich, und man muß lange dabei verweilen, ehe man es mit Ruhe und Trost genießen kann.

Ich habe dieses aber nicht allein bei dem Anblicke dieses schwindelhohen Turmes empfunden, sondern auch bei gar lieblichen und feinen Werken, von welchen ich nur nennen will die überaus feinen und natürlichen Gemälde des Maler Wilhelm[3] in Köln, der von den Meistern als der beste Meister in allen

[1] Susa, Residenz der persischen Könige. — [2] Im Buch Esther, Kap. 1, wird vom Zorn des Königs Ahasveros (= Xerxes I.) über einen schweren Ungehorsam der Königin Vasthi erzählt. — [3] Meister Wilhelm, identifiziert mit Wilhelm von Herle, urkundlich zwischen 1358 und 1372 gerühmt, war ein Haupt der altkölnischen Malerschule.

deutschen Landen geachtet wird, denn er malet einen jeglichen Menschen von aller Gestalt, als lebe er. Die Werke dieses Wilhelms aber, die ich zu Köln gesehen, sind dermaßen zart, fein, scharf und lebendig, daß man schier glauben sollte, sie seien von Händen der Engel gemacht, und erbebet man bei ihrem Anblick, weil sie zu leben scheinen und doch nicht leben. Man fühlet da wohl, daß der Mensch etwas sein und schaffen kann, was viel herrlicher ist als sein gewöhnliches Sein und Schaffen, und man erschrickt darüber, daß diese Herrlichkeit so fremd und selten ist, daher wohl eine Menge Sprossen auf der Leiter zu dieser Vollkommenheit wo nicht fehlen, doch unsichtbar sein müssen und wir alle wohl tief herunter geworfen sind.

Die gewaltige Künstlichkeit des wunderwürdigen Münsterturms hätte mich beinahe wieder niedergeschlagen; denn ich bedachte mit Verwunderung, wie ich doch unter den hohen Eichen, in finstern Wäldern, auf hohen Bergen, an steilen Abgründen und bei stürzenden Wasserfällen in einsamen Tälern recht in Einöde, ja ganz verlassen, auch wohl gar hungrig gesessen und mich doch nicht so bewegt gefühlt als bei dem Anblick dieses Turmes. Wenn ich die Blätter und Zweige der Bäume betrachte, so frage ich nicht, wie sie da hinauf gekommen, und erschrecke nicht, wenn sie sich hin und her bewegen mit Rauschen; aber wenn ich diesen wunderbaren Turm anschaue mit seinen vielen Türmlein, Säulen und Schnörkeln, die immer auseinander heraustreiben und durchsichtig sind wie das Gerippe eines Blattes, dann scheint er mir der Traum eines tiefsinnigen Werkmeisters, vor dem er wohl selbst erschrecken würde, wenn er erwachte und ihn so fertig vor sich in den Himmel ragen sähe; es sei denn, daß er auf sein Antlitz niederfiele und ausriefe: „Herr, dies Werk ist nicht von mir in seiner Vollkommenheit, du hast dich nur meiner Hände bedienet, mein ist nichts daran als die Mängel, diese aber decke zu mit dem Mantel deiner Liebe, und lasse sie verschwinden im Geheimnis deiner Maße.“ Keiner aber hat dieses wohl erlebet, keiner hat einem solchen Werke seiner Erfindung die Krone aufgesetzet, ganze Geschlechter sind von den Baugerüsten herabgestiegen und haben sich zu Ruhe in die Gräber zu den Füßen des Turmes gelegt, der nichts davon weiß

und dasteht ernst und steinern, der kein Herz und keinen Verstand hat, ja eigentlich ein recht unvernünftiger Turm ist und doch da steht, als wäre er aus sich selbst hervorgewachsen und brauche es keinem Menschen zu danken. Dieser gewaltige Ausdruck der Erhabenheit aber in einem solchen Werke, an welchem die Weisheit und Mühe und Andacht von Jahrhunderten an unendlichen Linien des Gesetzes, des Verhältnisses, der Not und der Zier mit halsbrechender Kühnheit hinangeklommen, um auf dem Gipfel dem Herrn zu lobsingen, verbunden mit seinem eigentlichen inneren Tode, so daß er, der alles durch sein Dasein im tiefsten Herzen rühret, doch gar nichts davon mitempfindet, das ist es, was seinem Anblick und der Erscheinung aller gewaltigen Menschenwerke einen Schrecken beimischet. Es ist, als frage er: Was bin ich, und warum bin ich, und was ist es, das dich also rühret in mir? Was können wir ihm aber anderes antworten als: Die Werke des Herrn sind unbegreiflich, er treibt uns, zu bauen und schaffen über das Leben hinaus, denn wir waren unsterblich und vollkommen, und wir sind gefallen in den Tod durch die Sünde; du Turm aber stehe, als ein Zeuge, daß wir dunkel fühlen, was wir waren vor dieser Zeit, und daß wir noch ringen nach unendlichem Ziel; so stehe du dann als ein Träger unsrer Mühe und unsrer Buße zu Ehren unsres Heilands und Seligmachers Jesu Christi, der uns erlöset hat durch sein bittres Leiden und Sterben. Amen.

Also gedachte ich in mir, und wenn gleich umgeben von lebenden Bäumen und Blumen, in welchen, wie selbst in den harten Felsen, eine Seele zu wohnen scheint, welche mit dem Menschen atmet und fühlet, im Frühling sich mit ihm freuet und im Winter mit ihm trauert, konnte ich doch meine Augen nicht von dem Turme wenden. Der Sinn des Menschen strebet immer nach dem Unbegreiflichen, als sei dort das Ziel der Laufbahn und der Schlüssel des Himmels; denn bewundern kann der Mensch allein, und alles Bewunderung Erregende ist ein Bote Gottes, der uns mahnet an das Licht, das wir verloren, und das uns wieder verheißen ist durch das Blut Christi, so wir uns dessen teilhaftig machen. Also ist mir auch immer alle meine Drangsal erschienen als eine Sehnsucht nach einem bessern Leben, und alle meine

bittern Stunden waren nur die kalten, stürmenden Tage des Winters, denen der liebliche Frühling, angekleidet mit Blumen und Gesang, folget, so ich säe guten Samen und fülle meine Seele mit dem Lobe Gottes.

In solchen Betrachtungen wollte ich wieder nach dem Sommerhäuslein gehn, sah aber meinen gnädigen Herrn und Ritter gar tiefsinnig mit gefalteten Händen unter einem Baume im Sonnenschein sitzen und traute nicht, ihm vorüberzugehen, damit ich ihn nicht störe. Ich stellte mich darum in seiner Nähe bescheidentlich an die Laubwand und nahm mein Barett in die Hände, erwartend, ob er seine Augen vielleicht nach mir wenden möge.

Der Anblick meines Herrn erweckte eine große Ehrfurcht in mir. Ich hatte ihn gestern nicht recht gesehen, denn es dunkelte schon, da er mich am Wege barmherzig zu sich nahm. Er hatte ein schneeweißes Haar am Haupt und Bart, und mochten wohl viele Sorgen über ihn hingeflogen sein. Ich erinnerte mich, nie einen so frommen alten Ritter gesehen zu haben, der mit seinem ernsten und milden Antlitz ein solches Vertrauen in mein Herz senkte. Gott gebe, daß ich also in Ehren grau werden möge! dachte ich bei mir und fühlte mich mit ganzer Seele zu dem lieben Herrn hingezogen. Er aber schien sehr betrübt zu sein, seufzte auch oft und tief, und die kleinen Vöglein, die über ihm in dem Baume so lustig sangen, konnten ihn nicht trösten.

Da ich so eine Weile nach ihm hingesehen hatte, wendete er die Augen zufällig zu dem Orte, an dem ich stand, und redete mich freundlich an mit den Worten: „Wie ist dir, Johannes, daß du so stille da stehest?“ Worauf ich ihm entgegnete: „Ich wollte Eure Ruhe nicht stören, Herr; Ihr scheinet mir in schweren Gedanken.“

Der Ritter aber sprach hierauf: „Johannes, wie gefällt dir deine neue Heimat; bist du zufrieden bei mir?“

Da sagte ich: „Herr, sollte ich nicht froh sein? Da ich nun weiß, wo schlafen und wo Brot finden und wem dienen um des Herren willen, da weiß ich nun auch, wen lieben, wem danken außer Gott, und für wen beten außer für mich. Herr, meine neue Heimat gefällt mir wohl; Gott gebe, daß ich auch ihr wohlgefalle

und ihrer würdig werde." Da lächelte der Ritter und sprach: „Johannes, wenn dir deine Worte ernst sind, so werden wir gute Gesellen sein, denn deine Rede gefällt mir wohl. Aber was willst du tun, mir wohlzugefallen; was willst du mir geben, da du nichts hast?"

Hierauf erwiderte ich: „Herr, ich bleibe Euer Schuldner vor der Welt, denn ich kann Euch kein Wams geben für das Wams, das ich durch Eure Gnade trage; aber vor Gott gebe ich Euch einen guten Zahlmann, denn vor ihm schenke ich Euch mein Herz."

Da versetzte der Ritter scherzhaft: „Wenn ich dir nun auch mein Herz geben wollte für das deinige, so behielt' ich doch das Wams zugute; wie dann, Johannes?"

Worauf ich entgegnete: „Herr, Ihr rechnet so gestreng, als wolltet Ihr mich versuchen in Gegenrechnung, und so muß ich dann schon sagen, daß mein Herz gewiß nicht Wert hat gegen das Eure, welches geprüfet ist durch lange Jahre, da das meinige arm ist und ohne Verdienst, ja da ihm alles Gute, was es gewollt hat, nicht zugute kömmt, da es keinen Wert hat, den es Euch mit sich geben kann, weil der Glaube an die Barmherzigkeit des Heilands nicht mit dem Herzen geschenkt werden kann und dieser Glaube allein doch ein Herz zu beseligen und selig zu machen vermag. So nehmt es denn hin, wie es ist, und füget hinzu, was man nicht mitgeben kann. Doch habe ich noch eine Gabe, deren ich Euch genießen lassen will, und die Ihr mir nicht so leicht einholen sollet; denn sie ist rasch und fliehet davon, auch werdet Ihr sie mit allem Ernste nicht leicht verdrängen mögen; denn sie ist lieblich und lustig anzuschauen, und könnte ich sie Euch wirklich zu eigen geben, so würdet Ihr sie nicht gerne wieder lassen, eine also gute Gesellin ist sie."

Mein Herr, der sehr ernst geworden war, sagte hierauf, traurig vor sich niederschauend: „Und was ist das vor ein Kleinod, Johannes, mit dem du so prahlest?"

Da erwiderte ich: „Herr, es ist meine Jugend; deren will ich Euch genießen lassen, wie ich kann. Damit Ihr Euer Alter vergesset bei mir, will ich Euch erfreuen mit mancherlei fröhlichen Reden und Gedanken."

Aber was ich da zuletzt gesprochen hatte, war wohl töricht und ein schlechter Anfang meiner versprochenen erfreulichen Reden; denn mein gnädiger Herr ward nun sehr stille und finster. Weil ich ihn an sein Alter erinnert hatte, glaubte ich. Da redete ich ihn schüchtern an: „Herr, ich habe Euch mit törichten Worten erzürnet."

Er aber sprach: „Das hast du nicht getan, Johannes, du hast die Wahrheit gesprochen, aber mir ist schwerer aufs Herz gefallen, was mir lange schon darauf liegt, mein Unwert. Nun aber bedenke ich, ob dein fröhlicher Mut mir wohl diese Last von der Brust nehmen wird; aber das mag wohl nicht sein; hast du mich nicht gefunden hier im Grünen, in einem lustigen Garten, von der lieben Sonne beschienen und angesungen von den unschuldigen Vögelein, nachdenklich und betrübt? Wirst du können, was der Frühling nicht vermag? So du aber Künste gelernt hast, die ich nicht besitze, so wirst du mein Schuldner nicht bleiben, wenn ich gleich selbst ewig Gottes Schuldner bleibe. Setze dich zu mir und sage mir treulich, wie du zur Armut gekommen bist im Guten, und wie es sich mit dir begeben, bis ich dich gestern an der Eiche gefunden habe im Blobsheimer Wald, und dann sollst du ebenfalls von mir hören, warum ich betrübt bin."

Da ich die große Freundlichkeit meines Herrn aus dieser Rede vernommen hatte, faßte ich einen guten Mut, setzte mich zu ihm unter den Baum und sprach also: „Mein gnädiger Herr und Ritter, es gibt keinen ehrlicheren Weg ins Leben als die Geburt, denn unser Heiland ist ihn auch gewandelt, und so gibt es auch keinen ehrlicheren Weg zur Armut, als in ihr geboren zu sein, denn auch unser Heiland ward in ihr geboren, und so kam ich zur Armut, als ich zur Welt kam. Aber ich bin doch nicht lang arm geblieben; denn ich fand eine unaussprechlich liebe Mutter; die ließ mich an ihrem Herzen schlummern und sah auf mich nieder mit sorgenden Liebesblicken, und weckte sie mich nicht mit ihren Tränlein, die auf mich niederfielen, so weckte sie mich mit Küssen und ließ mich ihr eignes Leben aus ihren Brüsten trinken; o Herr, war ich nicht reich, wer ist reicher als ein neugebornes Kindlein? – Ja, ich war so reich, daß ich meiner lieben Mutter Freud und Leid verdoppeln konnte, was Ihr wohl aus einem

Liede vernehmen werdet, das meine Mutter oft sang, wenn sie mich in frühster Jugend einschläferte, und habe ich es nach ihrem Tode in ihrem Gebetbüchlein liegend gefunden; es ist aber gestellt, bald als rede ein Kindlein zur Mutter, bald die Mutter zu ihm; nun höret:

„‚O Mutter, halte dein Kindlein warm,
Die Welt ist kalt und helle,
Und trag es fromm in deinem Arm
An deines Herzens Schwelle.

„‚Leg' still es, wo dein Busen bebt,
Und, leis herab gebücket,
Harr' liebvoll, bis es die Äuglein hebt,
Zum Himmel selig blicket.' —

„‚Und weck' ich dich mit Tränen nicht,
So weck' ich dich mit Küssen;
Aus deinem Aug' mein Tag anbricht,
Sonn', Mond dir weichen müssen,

„‚O du unschuld'ger Himmel du!
Du lachst aus Kindesblicken,
O Engelsehen, o sel'ge Ruh',
In dich mich zu entzücken!

„‚Ich schau' zu dir so Tag als Nacht,
Muß ewig zu dir schauen,
Und wenn mein Himmel träumend lacht,
Wächst Hoffnung und Vertrauen.

„‚Komm her, komm her, trink meine Brust,
Leben von meinem Leben;
O, könnt' ich alle fromme Lust
Aus meiner Brust dir geben!

„‚Nur Lust, nur Lust, und gar kein Weh,
Ach, du trinkst auch die Schmerzen;
So stärke Gott in Himmelshöh'
Dich Herz aus meinem Herzen!

„‚Vater unser, der du im Himmel bist,
Unser täglich Brot gib uns heute,
Getreuer Gott, Herr Jesus Christ,
Tränk' uns aus deiner Seite.' —

„Du strahlender Augenhimmel du,
Du taust aus Mutteraugen,
Ach Herzenspochen, ach Lust, ach Ruh',
An deinen Brüsten saugen!

„Ich schau' zu dir so Tag als Nacht,
Muß ewig zu dir schauen;
Du mußt mir, die mich zur Welt gebracht,
Auch nun die Wiege bauen.

„Um meine Wiege laß Seide nicht,
Laß deinen Arm sich schlingen,
Und nur deiner milden Augen Licht
Laß zu mir nieder dringen.

„Und in deines keuschen Schoßes Hut
Sollst du deine Kindlein schaukeln,
Daß deine Kinder, so lieb, so gut,
Wie Träume mich umgaukeln.

„Da träumt mir, wie ich so ganz allein
Gewohnt dir unterm Herzen;
Da waren die Freuden, die Leiden dein
Mir Freuden auch und Schmerzen.

„Und ward dir dein Herz ja all zu groß,
Und hattest nicht, wem klagen,
Und weintest du still in deinen Schoß,
Half ich dein Herz dir tragen.

„Da rief ich: Komm, lieb' Mutter, komm!
Kühl' dich in Liebeswogen!
Da fühltest du dich so still, so fromm
In dich hinabgezogen.

„So mutterselig ganz allein
In deiner Lust berauschet,
Hab' ich die klare Seele dein,
Du reines Herz, belauschet.

„Was heilig in dir zu aller Stund',
Das bin ich all gewesen;
Nun küss' mich, süßer Mund, gesund,
Weil du an mir genesen.

„O selig, selig ohne Schuld,
Wie konnt' ich mit dir beten,

O wunderbare Ungeduld,
Ans scharfe Licht zu treten!

„‚O Mutter, halte dein Kindlein warm,
Die Welt ist kalt und helle,
Und trag es fromm, bist du zu arm,
Hin an des Grabes Schwelle.

„‚Leg' es in Linnen, die du gewebt,
Zu Blumen, die du gepflücket,
Stirb mit, daß, wenn es die Äuglein hebt,
Im Himmel es dich erblicket.

„‚So lallt zu dir ein frommes Herz,
Und nimmer lernt es sprechen,
Blickt ewig zu dir, blickt himmelwärts
Und will in Freuden brechen.

„‚Bricht's nicht in Freud', bricht's doch in Leid,
Bricht es uns allen beiden.
Ach, Wiedersehen geht fern und weit,
Und nahe geht das Scheiden!'"

Als ich das Lied ganz hergesagt, waren ich und mein Herr Ritter ein bißchen stille. Dann hob er an und sprach: „Du hast recht, lieber Johannes, du warst recht reich, eine so liebe Mutter auf Erden zu finden; das ist ein schönes Lied, aber es ist auch viel Trauer darin; wer hat es denn also gesetzet, daß es am Ende so schmerzlich vom Scheiden spricht?"

Da sagte ich: „Mein Vater hat es gesetzt, als ich noch nicht geboren war, da er von meiner Mutter scheiden mußte, und hat sie ihn nie wiedergesehn, und kenne ich ihn auch nicht." Da brachen mir die Tränen aus, aber mein gnädiger Herr fuhr mir freundlich mit der Hand über das Haupt und sagte: „Sei wohlgemut! Ich will dein Vater sein, das reicht auf Erden hin, Gott geb's!" Da küßt' ich ihm die Hand und fuhr fort: „Ach, Herr Ritter, solcher Reichtum an einer so lieben Mutter war noch nicht genug; denn gute Leute nahmen mich auf ihre Arme und trugen mich in die Kirche; da ward ich durch die heilige Taufe aufgenommen unter die Kinder Gottes und ward gereiniget von aller Sünde und ward teilhaftig der Versühnung unseres Herrn Jesu Christi. Da ward ich erst reich über alle Maßen, da hatte ich

das ewige Leben und den Schlüssel des Himmels geschenket. Dann aber auch ward mir gegeben viele irdische Herrlichkeit, und was zum Leben nötig und lustig ist; denn ich ward gelehret, daß der Glanz der Sonne all mein Gold sei, der Spiegel der Flüsse all mein Silber, die grünen Wiesen mit ihren Blumen all meine Teppiche und Tapezereien, der Himmel mit seinen blauen gestirnten Gewölben und der grüne hohe Wald alle meine Gebäude und Hallen; ja, endlich bin ich so reich geworden, daß mir die ganze Welt offen stand und alle guten Menschen meine Diener warden, zu denen ich sprechen durfte: Gib mir dies, gib mir jenes; und hatte ich auch keinen Herrn, als den Herrn aller Herren, den lieben Gott, der mir das Leben zu einem Lehen gegeben, und in dessen Hände ich es, so der heilige Geist seine Gnade verleiht und mein Herr Jesus sich meiner erbarmt, ohne große Makel zurückzugeben hoffe, und habe ich mir zum Spruche auf mein Schild erwählt — denn ich bin eines Ritters Sohn —:

„Der Himmel ist mein Hut,
Die Erde ist mein Schuh,
Das heil'ge Kreuz ist mein Schwert,
Wer mich sieht, hat mich lieb und wert."

Da lächelte Herr Veltlin und sprach: „Dein Hut ist besser als deine Schuh', die wirst du dir bald ablaufen, aber dein Schwert ist das mächtigste auf Erden und hat einen guten Waffenschmied gehabt, du bist ein guter Ritter, und deine Fahrt mag friedlich abgehen, denn die dich sehen, haben dich lieb und wert. Aber erzähl' mir nun dein Herkommen!"

Da zog ich ein Buch aus meinem Buchbeutel und sprach: „Ich will es Euch lesen, denn ich habe angefangen, es mir aufzuschreiben, und zwar so recht ausführlich, wie es mir eingefallen, mit allerlei Rede und Betrachtung; wie mir bewußt ward, daß es gewesen ist und gewesen sein kann." Da sprach Herr Veltlin: „Du kannst schreiben? Johannes, das kann ich nicht, und bin ich begierig zu hören, ob du auch alles so aufgeschrieben, daß ich es wohl genießen mag; denn da die Schrift als etwas Künstlicheres und dem Menschen Merkwürdigeres gegeben wird als gewöhnliche Rede, die schnell dahin fliegt, so soll sie auch des Auf-

behaltens würdiger dem Menschen dargereicht werden und also wohlgesetzt und deutlich sein. Lies nun!" Da hob ich an:

Chronika des fahrenden Schülers
Johannes Laurenburger,
von Polsnich an der Lahn.

Dies Buch ist mir wert und lieb;
Wer es mir stiehlt, der ist ein Dieb.

Ich bin geboren am 20. Mai 1318 zu Polsnich an der Lahn; das ist ein Hof, der gehört zum Kloster Arnstein, darin ich getauft wurde Johannes. Meine Mutter selig wohnte in einem kleinen Häuslein vor dem Hof, und nannte man sie die schöne Laurenburger Els; mein Vater aber, den ich nie gesehen, war der Ritter Hans von der Laurenburg, die dem Kloster Arnstein gegenüber an der Lahn liegt. Was es aber für eine Beschaffenheit mit ihm habe, will ich hier niederschreiben, so viel ich erfahren, wenn ich zu der Zeit in meinem Leben gelange, da es mir selbst bekannt worden.

Das erste, dessen ich mich aus frühster Jugend von meiner Mutter recht deutlich erinnre, ist, daß sie mich lehrte, mich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes zu bezeichnen und die Hände zu falten und das Vaterunser und den englischen Gruß[1] zu beten. Sie sagte mir die Gebete vor, ich schaute nach ihren Lippen und sprach ihr nach, und ich erinnere mich noch recht sehr deutlich meiner großen Freude, als ich zum ersten Male abends neben ihr an ihrem Betschemel kniete und diese heiligen Gebete mit ihr fertig und ohne Fehl sprach. Jetzt noch, wenn ich bete, ist es mir oft, als schaute ich nach ihren Lippen und spräche ihr nach.

Sie war arm, fromm und arbeitsam, und wenn ich sie gleich später in mancherlei Geschäft gesehen, schwebt mir ihr Bild doch meistens betend, singend oder spinnend vor Augen. Wenn sie mich manchmal abends schon im Bette entschlafen glaubte, wachte ich noch und horchte auf das Schnurren ihrer Spindel und ihren rührenden Gesang; denn sie saß spät auf, ihr Brot in Ehren zu verdienen.

[1] Ave Maria usw., der auch als Gebet gesprochene Anfang der Worte, mit denen der Engel Gabriel im Evang. Lucä, Kap. 1, V. 28 ff., die Jungfrau Maria begrüßte.

Der Anblick meiner holdseligen Mutter, wenn sie so bei Lampenschein vor sich hinsang und spann, rührte mich oft bis zu Tränen; warum, das weiß der liebe Gott gewiß, zu dem ich wohl zuhörend mit kindischem Herzen für sie gebetet habe.

Einmal weiß ich, daß ich gar sehr weinen mußte; als ich sie nachts bei ihrem Rocken so vor sich hin singen hörte, da fing eine Nachtigall vor unserm Fenster auch an zu singen; es war schon sehr spät, und der volle Mond schien klar und hell. Meine Mutter aber hörte nicht auf zu singen, und sang das Vögelein und sie zugleich. Da habe ich zum erstenmal Traurigkeit empfunden und kindische Sorgen um den Ernst des Lebens gehabt, die ich wohl noch fühle, aber nicht auszusprechen vermag; da habe ich mich auch leise im Bette aufgerichtet und meiner Mutter zugehört. Sie sang aber ein Lied, das lautete also:

„Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall,
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

„Ich sing' und kann nicht weinen
Und spinne so allein
Den Faden klar und rein,
Solang der Mond wird scheinen.

„Da wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall;
Nun mahnet mich ihr Schall,
Daß du von mir gefahren.

„Sooft der Mond mag scheinen,
Gedenk' ich dein allein;
Mein Herz ist klar und rein,
Gott wolle uns vereinen!

„Seit du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall;
Ich denk' bei ihrem Schall,
Wie wir zusammen waren.

„Gott wolle uns vereinen,
Hier spinn' ich so allein,
Der Mond scheint klar und rein,
Ich sing' und möchte weinen!"

Besonders traurig aber kam es mir vor, daß der Vogel und meine Mutter zugleich sangen und doch nicht recht miteinander, und hätte ich damals wohl wissen mögen, ob der Vogel auch in seinem Gesange meiner Mutter gedachte, und ob er auch lieber geweint als gesungen hätte. Ich fragte darum meine Mutter mit den Worten: „Mutter, was singt denn die Nachtigall dazu?"

Da sagte sie: „Die Nachtigall sehnt sich und lobet Gott; also tue ich auch. Aber, Johannes, warum wachst du? Schlafe, du mußt morgen früh heraus und mit mir nach Kloster Arnstein gehn; wenn du nicht schläfst, so nehme ich dich nicht mit." Da löschte sie die Lampe aus und trat vor mein Bettlein und machte mir das Zeichen des Kreuzes auf Stirne, Mund und Herz und küßte mich, und da ich fühlte, daß sie weinte, schlang ich meine Arme um ihren Hals und drückte ihr Antlitz fest an das meinige, und da weinten wir beide.

Ich fragte sie aber: „O liebe Herzmutter, was weinest du, und warum machst du mir nochmals das Kreuz? Ich habe ja schon gebetet."

„Lieber Johannes", sprach sie hierauf, „ich mache dir immer das Kreuz und küsse dich, wenn ich schlafen gehe, daß dir Gottes und deiner Mutter Segen in der Nacht zugute komme; aber du hast bisher immer schon geschlafen, wenn ich es tat, und wußtest es darum nicht." Aber warum sie weine, sagte sie mir damals nicht. Darauf entkleidete sie sich und legte sich zu Bette und betete laut, ich aber sprach ihr nach:

„Herr Jesus, ich will schlafen gehn,
Laß vierzehn Engel bei mir stehn,
Zwei zu meiner Rechten,
Zwei zu meiner Linken,
Zwei zu meinen Häupten,
Zwei zu meinen Füßen,
Zwei, die mich decken,
Zwei, die mich wecken,
Zwei, die mich weisen
Zum himmlischen Paradeise!"

Worauf wir ruhig einschliefen.

Am folgenden Morgen wachte ich früher auf als die Mutter. Die Schwalbe begann zu singen. Ich kleidete mich leise an und

trat an das Bett meiner Mutter; die hatte die Hände ruhig gefaltet, und der junge Tag schien auf ihr Angesicht. Ihr Anblick erfüllte mich mit Liebe und Trauer, denn ich hatte Barbara, die Tochter des Hofmeiers, neulich also mit gefaltenen Händen stille im Sarge liegen sehn, und ergriff mich eine so tiefe Angst, daß ich meine Mutter mit ungestümen Küssen erweckte. Sie erwachte in meinen Armen, und als ich ihr die Ursache meiner Tränen sagte, nahm sie meine Hände von ihrem Hals und faltete sie und schloß sie in ihre lieben Hände, und so beteten wir zusammen zu Gott und dankten ihm, daß er uns diese Nacht erhalten und uns verliehen habe, diesen Tag zu unserer Besserung anzutreten. Am Schlusse des Gebetes sagte die Mutter: „Du hast gefürchtet, ich sei tot, Johannes; sterben müssen wir alle, halte dich an unsern Herrn Jesum und die himmlische Mutter Maria, die werden dir Vater und Mutter sein, besser als dein irdischer Vater und ich, wenn auch ich dich verlassen muß. Und wenn ich einst die Hände so schließe, um zu beten, da ich zur ewigen Ruhe entschlafe, so schließe auch deine Hände so in die meinigen und bete mit mir, auf daß uns der Heiland zusammen in die ewige Herrlichkeit seines Angesichts schauen lasse."

Da wurd' ich still und trat an das Fensterlein unsrer Kammer und sah nach dem kommenden Tag. Als sich aber meine Mutter angekleidet hatte, trat sie hinter mich und hielt mir freundlich die Augen zu, mit den Worten: „Warte ein wenig, liebes Kind, gleich wirst du etwas sehen, das du nie gesehen." Während sie mir so die Augen zuhielt, fragte ich sie: „Liebe Mutter, ist das Gebet dann kräftiger, und gefällt es dem lieben Gott dann besser, wenn man die Hände so zusammen faltet, wie du mit mir getan?" — „Gewiß", sagte die Mutter, „wenn die, so es tun, sich so lieben wie wir, aber den lieben Gott doch noch viel mehr als einander, und wenn in der Kirche alle Leute zusammen beten und der Priester am Altare betet, da ist das Gebet des Priesters die Hand, in die sie alle ihre Hände gefalten haben. Was habe ich dich von der christlichen Liebe gelehrt?" Da sprach ich: „Du sollst Vater und Mutter lieben, auf daß du lang lebest auf Erden; du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst und Gott über alles." — „Recht", sagte die Mutter, „o wie selig wäre

die Welt, wenn alle Menschen so vereinet beteten, wie wir es heut tun konnten, und wie es eine fromme Gemeinde in der Kirche tut." Da sagte ich kindisch: „Aber alle Menschen können doch nicht ihre Hände zu zwei Händen zusammenlegen." — „O gewiß, das können sie", erwiderte die Mutter, „und das in unsers lieben Erlösers Jesus Christi Hände, der überall und an allen Orten ist und seine heiligen Hände für uns am Kreuze ausgespannt hat, uns zu erlösen von der Sünde. Denn er hat uns ja das Gebet gelehret, und er ist die Hand, in welche wir unsre Hände legen müssen, so unser Gebet zu Gott bringen soll; denn er selbst hat auf Erden gesagt: ‚Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater, und niemand erkennet den Sohn, als nur der Vater, und niemand kennet den Vater, als nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren. Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken[1].' Und der heilige Johannes sagt: ‚Der Vater hat den Sohn lieb und hat ihm alles in seine Hand gegeben. Wir haben einen Fürsprecher beim Vater, Jesum Christum, den Gerechten; der ist die Versöhnung für unsre Sünden, doch nicht allein für die unsrigen, sondern für die Sünden der ganzen Welt. Es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus, der sich selbst für uns alle zur Erlösung hingegeben hat[2].' Ach, möchten nur alle ihre Hände in des Heilands Hand, in die Gott alles gegeben hat, glaubend, hoffend und liebend legen; dann würden wir alle zusammen schauen in das Angesicht Gottes." Nach diesen Worten tat die liebe Mutter ihre Hände von meinen Augen und sprach: „Gelobet sei Jesus Christus!", und ich erwiderte: „In Ewigkeit, Amen!" und sah mit großer Seligkeit in den Glanz der Morgensonne, die über dem Lahntal hervorstieg. „Ach, Mutter", rief ich aus, „ist dieses Gottes Angesicht?" — „Nein, mein Kind", erwiderte sie, „das ist nur seine erschaffene Sonne, die er über uns arme sündige Menschen scheinen läßt; aber denen, die ihn lieben, hat Gott bereitet, was kein Auge gesehn und kein Ohr gehört hat, und was in keines Menschen Herz gekommen ist[3]."

[1] Evang. Matthäi, Kap. 11, V. 27. — [2] Evang. Johannis, Kap. 3, V. 35; 1. Johannis, Kap. 2, V. 1—2; 1. Timotheus, Kap. 2, V. 5—6. — [3] Vgl. 1. Korinther, Kap. 2, V. 9.

Ich habe aber damals die Sonne zum ersten Male aufgehen sehen, weil ich so früh vorher nie aufgestanden. Dieses Morgens und aller meiner Mutter Rede und Tun an demselben habe ich bis jetzt gar oft mit großem Nutzen gedacht. Nun aber nahm meine Mutter Linnen, das sie gewebt, und Garn, das sie gesponnen und gezwirnet, um es in dem Kloster zu verkaufen. Sie trug es in dem Korbe auf dem Kopfe, und da ich sie darum gebeten, gab sie mir einige Stränge des Garns zu tragen, welche ich mit einer großen Liebe zu meiner Mutter sehr sorgfältig bis nach Arnstein getragen habe. Wir kamen daselbst in des Abtes Stube, die war mit schönen Bildern ausgemalt, auch handelte der Abt selbst um das Tuch mit der Mutter und war ein heiliger, aber sonst gar freundlicher und lustiger Mann, fragte mich auch, da ich die schönen Bilder an den Wänden so fleißig betrachtete: „Hanns, dir gefällt wohl meine Zelle; hast du auch Lust, ein geistlicher Ordensherr zu werden? Wenn du fromm und fleißig bist, kannst du mit der Zeit diese meine Bilder besitzen und Abt sein, wenn ich in dem stillen Konvent unter der Kirche schlafe."

Da erwiderte ich: „Ich hätte wohl Lust dazu, Abt in der schönen Zelle zu sein, Hochwürdiger Herr, wenn meine liebe Mutter mit drinnen wohnen wollte." Da lachte der Abt und sprach: „Lieber Hanns, wenn die schöne Laurenburger Els mit in den Zellen wohnen dürfte, möchte wohl das kleine Klosterpförtlein zu enge werden, so viele sollten den heiligen Orden suchen; aber das geht nicht, denn der Herr spricht, wir sollen das Kreuz auf uns nehmen, alles verlassen und ihm nachfolgen; und doch wohnet eine Mutter mit uns in unsern Zellen, die ist noch viel lieblicher und milder als die deine." Da sah ich bald den Abt, bald meine Mutter an und konnte seine Rede nicht recht glauben, sagte auch zuletzt: „Ach, Hochwürdiger Herr, zeiget mir sie!" Da lachte der Abt wieder und sprach: „Mein Hanns, zeigen kann man sie nicht, aber wir leben alle in ihrem Schoße, und auch du, es ist die heilige Mutter, die Kirche, welche unser lieber Herr Jesus sich zu einer Braut erkoren; aber das verstehest du noch nicht." Da sagte ich: „Nein!", und er gab mir drei Bildlein aus seinem Gebetbuch, das war St. Jörgen Bild, meines Vaters, Ritter Jörgen von der Laurenburg, Patron, St. Elsbethen Bild,

meiner Mutter Patronin, und St. Johannsen mit dem gülden Mund Bild, mein Patron, worüber ich große Freude empfand, und als ich ihm den Ärmel küssen wollte, reichte er mir die Hand und sprach: „Johannes, bitte Frau Else, deine Mutter, daß sie dich bald herauf zur Schule tut, da sollst du zur Messe dienen lernen und für jede Messe einen halben Heller von mir erhalten.“ Da bat die Mutter den Abt um seinen Segen, und knieten wir beide vor ihm, und er legte seine Hände auf uns und betete.

Meine Mutter ließ aber von dem Geld, das er ihr für die Linnen gegeben, zurück, eine heilige Messe für ihr Anliegen in Sankt Jörgen-Kapelle zu lesen, und da der Abt fragte: „Laurenburgerin, was ist Euer Anliegen?“, traten meiner Mutter die Tränen in die Augen, und sie sprach mit Schämen: „Das stell' ich Gott anheim, Hochwürdiger Herr.“ Der Abt erwiderte hierauf mit ernster und freundlicher Stimme: „Laurenburgerin, nehmet Euer Geld zurück und wendet es Eurem Kinde zu; ich weiß, Ihr lebet bedrängt, ich will das heilige Meßopfer selbsten für Euch halten und von ganzem Herzen für Euch beten; aber ergebet Euch auch in den Willen des Herrn und hanget nicht weltlichem Kummer allzusehr nach.“ Meine Mutter aber wollte das Geld nicht wieder nehmen und sprach: „Der Himmel segne Euch, Hochwürdiger Herr, für Eure Milde, aber ich bedarf des Geldes nicht, welches ich zu heiligem Opfer erarbeitet; tut des edlen Laurenburgers Weib den Schimpf nicht an, als könne sie nicht ein kleines Opfer erarbeiten.“ Da sprach der Abt: „So Ihr Euch das zu Herzen nehmet, will ich dafür ein Kerzlein vor St. Jörgen Bild aufstecken lassen. Linnen und Garn gebet unten im Kloster dem Bruder Sulpizius, daß er Chorhemden daraus mache; denn Eure Linnen sind gar fein.“ Da nahm die Mutter die Linnen, und gaben wir sie unten dem Bruder Schneider; der hielt aber der Mutter den Korb zurück, bis wir aus der Kirche kamen.

In der Kirche gingen wir zur Linken in eine Kapelle; da stand auf dem Altar St. Jörgen Bild, wie er den Drachen durchbohret; den Altar haben die Ritter von der Laurenburg gestiftet und viele Gaben zu dem Kloster getan, haben auch ihr Begräbnis in dieser Kapelle, wie ich nachmals erfahren. Zur Rechten des

Altars kniete ich mit meiner Mutter nieder, bei einem steinernen Bilde, das in die Wand gemauert war. Dieses stellte aber einen alten Ritter vor, der hatte ein langes geistliches Gewand an und legte einem jungen Ritter, der vor ihm kniete, die Hände auf das Haupt. Meine Mutter sah oft und mit recht innerlicher Bewegung nach dem knieenden Ritter. Ich betrachtete ihn auch und empfand eine große Freude an ihm, hätte ihm auch gern etwas Liebes getan und setzte ihm drum einen grünen Kranz auf sein steinern Haupt, den ich mir im Walde geflochten und noch spielend in der Hand trug. Da meine Mutter dies sah, fuhr es wie ein Blitz durch ihre Augen, und umarmte sie mich heftig in der Kirche, aber ihre Wangen wurden schamrot und ihre Augen voll Tränen; da ließ sie mich los und senkte das Haupt auf den Betstuhl. Ich empfand große Bangigkeit um ihre rührende Gebärde. Da trat ein Ordensbruder aus der Sakristei mit einer schönen bunten Wachskerze; die zündete er an der ewigen Lampe an, nahte dann unserm Betstuhl und reichte sie meiner Mutter und mir zu küssen, und als wir dies getan, steckte er sie auf St. Jörgen Leuchter, der neben St. Jörgen Altar stand und gestaltet war wie eine Lanze, die durch einen Lindwurm gestochen ist. Das war die Opferkerze, die uns der Herr Abt versprochen. Nun klang das Glöcklein, und der fromme liebreiche Herr trat mit dem Ministranten zum Altar und las uns die heilige Messe selbst mit großer Andacht. Da sagte mir meine Mutter ins Ohr: „Bete hübsch fromm, Johannes, der stehende alte Ritter ist der alte Laurenburger, dein Großvater, bete hübsch für ihn!“ Nun hatte ich den Mut nicht mehr, nach dem Bilde zu schauen, und ward mir mein Großvater von damals an ein gar ernster und sorglicher Gedanke, aber ich habe zum ersten Male gebetet mit einer recht innerlichen Herzensangst, wie früher nie; warum ich aber so gebetet, kann ich mich nicht mehr deutlich entsinnen.

Da die Messe zu Ende war, fragte ich meine Mutter wieder nach dem steinernen Bilde mit den Worten: „Mutter, was macht denn der alte Laurenburger da?“ Aber sie antwortete nicht und sah mit nassen Augen den knieenden Ritter an, dem ich das Kränzlein aufgesetzet. Als ich sie nochmals fragte, sagte sie: „Der alte Laurenburger tut, was ich dir gestern abend tat, da ich

dich im Bette mit dem heiligen Kreuze bezeichnete." Da fragte ich sie weiter: „Will denn der alte Laurenburger auch schlafen gehn?" Und sie sprach: „Ja, er will schlafen gehn in die ewige Ruhe." Ich aber fragte weiter: „Will denn der knieende Ritter auch schlafen gehn?" Da sprach sie: „Ach, Gott gebe ihm ein seliges Erwachen, so er schon schläft!" und ward wieder sehr traurig und hob mich hinauf an dem Bilde, mit den Worten: „Küsse den Knieenden, habe ihn recht lieb, es ist dein guter Vater." Da küßte ich ihn herzlich und setzte ihm das Kränzlein zurecht auf seinem Haupt, wollte ihn auch nicht lassen. Meine Mutter aber behielt mich auf dem Arme und trug mich aus der Kirche hinaus, und hätte sie schier auch ihren Korb vergessen, der noch bei dem Bruder Sulpizius stand. Der aber kam uns nachgelaufen und brachte den Korb; da war ein schönes weißes Klosterbrot drinnen und ein Krüglein voll Weins, das schenkte uns der Herr Abt.

Sie dankte und ging ruhig mit mir links dem Walde zu, einen andern Weg, als wir hergekommen waren. Sie hatte den Korb am rechten Arme und trug mich auf dem linken; ich sagte ihr, daß ich nicht müde sei und es ihr sauer werde, sie solle mich gehen lassen. Aber sie wollte mich nicht loslassen, und ich merkte in ihr eine geheime Lust, mich zu tragen, und sie schloß mich manchmal fester mit dem Arme an ihre Brust, so daß ich den Schlag ihres Herzens fühlte. Da ward ich mir so recht lebendig ihrer Liebe bewußt und genoß ihrer Güte mit kindlicher Freude; denn sie pflegte mich sonst nicht zu tragen, weil sie, wenn gleich groß und schlank, doch durch manche Sorge und Nachtwache entkräftet war. Sie war zart und weiß mit langen blonden Haaren, und wie goldne Strahlen waren die Wimpern über ihren reinen blauen Augen, die mich noch immer mit Friede, Liebe und Warnung anblicken. Ja, ihr liebes Angesicht war wie ein durchsichtiges Fensterlein ihres Herzens, aus dem ihre Seele mit jeder innern Bewegung errötend und erbleichend zum Himmel schaute. Ihr Mund aber war ruhig und zart geschlossen und erregte eine züchtige Ehrfurcht. Ich sage dies hier; denn ich werde nimmermehr vergessen, mit welcher Liebe ich damals ihr edles Angesicht betrachtete, und wie gut und holdselig sie aussah, da sie mich so

zärtlich durch die freie Luft über die grüne Wiese hintrug und meine Härlein und ihre langen blonden Haare in dem Winde durcheinanderflogen und die Lerche über uns, gegen die Sonne schwebend, lobsang. Da war mir unendlich wohl, und meine Sehnsucht, sie nicht zu ermüden, ward so inbrünstig, daß ich glaubend fühlte, ich ermüde sie nicht, und, mit ihren Haaren spielend, zu ihr sagte: „Liebe Mutter, bin ich nicht recht leicht? Mir ist, als träume ich, ich flöge.“ Sie aber antwortete nicht, als mit einem zärtlichen Druck ihres Arms, und ich begann ihr ihre Haare in Zöpfe zu flechten, daß ihr der spielende Wind nicht beschwerlich fallen möge, und sie ließ es mit freundlichem Hinneigen ihres Kopfes gern geschehen. Da ich aber fertig war und sie mich durch den Wald unter den Bäumen hintrug, brach ich einen grünen Eichenzweig ab, wand ihn in einen Kranz und setzte ihn ihr auf das Haupt mit den Worten: „Liebe Mutter, nun bist du geschmückt wie der knieende Ritter in St. Jörgen-Kapelle, nun hast du auch ein Kränzlein auf, und wenn er uns nun durch den Wald entgegengeschritten käme, würdet ihr euch beide wohl sehr aneinander erfreuen über die schönen Kränze?“ Meine Mutter aber antwortete nicht und ging traurig fort, worüber ich auch betrübt wurde.

So zogen wir still und einsam wohl eine Stunde lang durch den dichten Wald, als wären wir die einzigen Menschen auf der Welt und hätten nicht viel Freude. Nun ward es lichter in den Zweigen, und der Wald endete sich gegen den Rand des Berges, der sich in das einsame Lahntal senkte; hier küßte mich die Mutter und ließ mich an die Erde. Wir standen aber auf einer grünen Waldwiese, die ein frischer Quell erquickte, der mit Umwegen an dem mannigfaltig unterbrochenen Abhange zu der Lahn hinabeilte. Wo wir standen, war die Gegend sanft und mild, ein großer alter Birnbaum hing schwer voll gelber Birnen, und um ihn her standen mehrere Vogelbeerbäume, die mit ihren feuerfarbenen Früchten lustig gegen den dunkeln Wald abstachen; außerdem begrenzten und durchschnitten den Platz mancherlei Fruchtsträucher, Haselbüsche, Johannis- und Klosterbeersträucher, und ich hatte die Fülle zu brechen und zu genießen. Gegen uns über erschien die Gegend ernster. Das Lahntal schließt, von

diesem Punkte gesehen, den Spiegel des Flusses mit einer Krümme wie einen tiefliegenden See ein, und die Berge lagen, mit dunklem Walde bedeckt, streng und finster um diesen her, als hätten sie tiefsinnige Gedanken über ein Leid, das hier geschehen. Die Mutter stand stille und schaute ruhig in die Gegend hinein, ich hatte aber den Deckel des Korbes genommen, ihn mit breiten Haselnußblättern bedeckt und sammelte mit ängstlichem Fleiße die schönsten Brombeeren und Himbeeren, und was sonst an wohlschmeckenden Träublein zu reichlicher Lese sich darbot. Zwischen der Arbeit schaute ich oft nach ihr, sah auch mit Freude, wie der Anblick der Gegend ihr Antlitz zu erheitern schien, und als ich meine Ernte ihr darbot, lächelte sie freundlich, strich mir mit der Hand über die Stirne und sagte: „Schönen Dank, Johannes, du bist ein gutes Kind."

Dann führte sie mich rechts dem Dickicht zu, wo wir nach wenigen Schritten vor einer kleinen verlassenen Hütte standen; der Efeu hatte frei die Wände umrankt und selbst die verschlossene Tür mit seinem Gitter umzogen. Die Mutter hob mich an einem alten Wacholderbaum in die Höhe, der neben der Türe stand, und ich mußte ihr aus einem Loche in demselben einen Schlüssel holen, mit welchem sie die Türe aufschloß, nachdem ich ihr geholfen hatte, die Efeuranken behutsam, ohne sie zu zerreißen, von der Türe abzulösen. Nun gingen wir durch eine kleine, gerätlose Küche in eine viereckte Stube. Ich trat mit Scheu hinein; denn die wenigen Strahlen, welche durch die verschlossenen Fensterladen fielen, zeigten mir allerlei große Vögel an den Wänden in unbestimmtem Lichte. Meine Mutter aber stieß sogleich einen Fensterladen auf, und da sah man nach der andern Seite des Lahntals, wo das alte Laurenburger Schloß aus schwarzem Bergwald hervorragte. An den Wänden der kleinen Stube sah ich auf eingemauerten Hirschgeweihen vielerlei ausgestopfte Vögel befestigt, und besonders eine Reihe alter Falken; außerdem lehnten und hingen mancherlei Jagdgeräte, Armbrust, Speere, Netze u. dgl. in schöner Ordnung um einen einfachen Betschemel, der vor dem holzgeschnitzten heiligen Hubertusbilde stand. Da war St. Hubertus abgebildet, wie er vor einem Hirsche kniet, der ihm mit einem Kreuze

zwischen den Geweihen auf der Jagd entgegengetreten, da ihm der Herr sein wildes Herz gerührt. Ich betrachtete alle diese Dinge, die ich früher nie gesehen, mit bangem Staunen, während meine Mutter, auf einem hölzernen Stuhle sitzend, still dem Fenster hinaus nach der Laurenburg sah. Alles, was mir seit dem letzten Abend begegnet war, hatte die ruhige Folge der gewohnten Eindrücke in meiner Seele unterbrochen, und wenn ich jetzt zurückgedenke, möchte ich meine damalige Empfindung wohl dem Gefühl eines Rades vergleichen, wenn es in der Mühle plötzlich lebendig werden und sehen könnte, wie es sich selbst und alle die andern Räder sich mit ihm herumdrehen, ohne sich doch gleich vorstellen zu können, was es selbst und die andern Räder eigentlich sollen, und was überhaupt eine Mühle ist. Besonders aber befremdete es mich, daß meine Mutter mit allem dem Geräte der Hütte ganz vertraut war und in der Hütte tat, als wäre sie immer darin gewesen; darum fragte ich sie mit den Worten: „Liebe Mutter, bleiben wir nun hier, ist dies auch unser Häuslein? Dann will ich uns einen kleinen Garten bauen und ein Vogelsteller werden.“ Da entgegnete sie freundlich: „Was willst du dann mit den Vöglein anfangen?“ worauf ich sagte: „Ich will sie das Vaterunser beten lehren.“ Da fragte sie: „Weißt du denn, wo dein Vater ist?“ Und ich antwortete: „Im Himmel.“ Nun nahm sie mich zu sich, und ich mußte mich zu ihren Füßen setzen, und da erzählte sie mir ohngefähr das, was ich hier weiter niederschreibe.

Wenn ich auch gleich jedes ihrer lieben Worte jetzt, da ich erwachsen bin, nicht mehr so recht eigentlich wissen kann, dürfte es doch nicht viel anders gelautet haben; denn ich habe mir alles scharf in das Gedächtnis gefaßt und es mir oft wieder von ihr erzählen lassen, so daß wohl eher zu viel als zu wenig hier stehen mag. Sie sprach aber: „Lieber Johannes, du hast mich seit gestern wohl trauriger als je gesehen, denn ich dachte gestern, da die Arbeit vollendet war, schon daran, wie ich heute alle die Wege gehen würde, die du mit mir gegangen bist. Du hast mich auch gestern abend gefragt, warum ich weine, da ich vor deinem Bettlein stand, aber ich habe dir keine Antwort gegeben, sondern nur mit dir gebetet, damit wir ruhig schlafen möchten. Jetzt aber

will ich dir vieles erzählen; denn ich glaube, es wird dir frommen, wenn du früh weißt, wie auf Erden viel Traurigkeit ist und im Himmel allein die Freude, die wir durch unwandelbare Treue und Stärke in dem irdischen Leide allein verdienen können. Du wirst dann deine Sinne immer mehr zu Gott wenden und dich führen lassen von seinen Engeln auf Erden, dem Glauben an Jesus, der Hoffnung auf Jesus und der Liebe zu Jesus, deren Gespielen sind die Einfalt, die Demut, die Unschuld und die Wahrheit. Auch sollst du nicht traurig sein um des Leides willen, das dich auf Erden treffen wird, nein, nur um deine und aller Schuld, deren Strafe das Leid ist. Auch sollst du nicht trauren um deinen Schmerz, sondern allein um die Leiden deines Erlösers am Kreuze, an dem er gestorben ist wie ein unschuldiges Lamm, das dahinnimmt die Schuld der Welt, und zu dieser Versöhnung sollst du dich wenden und fest an sie glauben und auf sie hoffen und dich rein erhalten von aller Sünde, damit du deine Seele nicht wieder befleckest, die dein Jesus, dein Erlöser, dein Heiland, dein Gott dir mit seinem heiligen Blute rein gewaschen hat; dann wird dein Glaube, dein Vertrauen alles Leid überwachsen, und du wirst dir ein freudiges Herz erkämpfen zu deinem Gott, der dich erschaffen hat im Vater, erlöset im Sohn und geheiliget im Heiligen Geist."

Was mir meine selige Mutter, die schöne Laurenburger Els, in dem Häuslein meines seligen Großvaters, des Voglers Kilian, auf der Hirzentreu von sich und dem lieben Großvater erzählt hat.

Diese Berghöhe heißt die Hirzentreu, und dieses Häuslein, worin wir sitzen, gehörte meinem lieben seligen Vater, dem Vogelsteller Kilian, den man weit und breit nur den guten Kilian und den frommen Falkenmeister nannte. Er ist zu Gott gegangen vor zehn Jahren und liegt begraben auf dem Kirchhofe zu Kloster Arnstein. Er ist geboren zu Kitzing in Franken und hat sich dies Häuslein hier selbst erbauet, da er als ein Falkenier des Grafen von Nassau meine selige Mutter, eines Jägers zurückgelassene Waise, zu seiner Hausfrau wählte und sich hier mit ihr niederließ. Es stehet auch draußen im Garten noch der Baum,

an welchem mein Vater meine Mutter zum ersten Male gesehen; da rettete er ihr das Leben; denn als mein Vater einen Hirsch verfolgte, fand das erzürnte Tier hier meine Mutter, welche als ein armes Mägdlein Kräuter für die Klosterherren in Arnstein sammelte, und faßte der Hirsch in seinem Grimm meine Mutter auf die Geweihe. Mein Vater, der herzulaufend dieses sah, schoß einen Bolz von seiner Armbrust nach dem Hirsch und traf ihn nicht ohne Gefahr meiner Mutter in das rechte Auge, und das verwundete Tier trat ihm, geblendet, nun grade entgegen; da faßte mein Vater einen guten Mut und riß ihm die halbtote Jungfrau von dem Geweihe, legte sie unter jenen Baum und erquickte sie an dem Bächlein, das hier entspringt. Als sie sich wieder erholt hatte, sahen sie zu ihrer großen Verwunderung, daß der Hirsch neben ihnen im Gebüsche stand und mit Schmerzen das Haupt bald hin und her schwenkte, bald traurig zur Erde senkte. Da rührte das niederrinnende Blut meinen guten Vater, er trat zu dem leidenden Tiere, zog ihm den Bolz aus dem Auge und wusch ihm die Wunde mit Wasser aus, welches alles der Hirsch ruhig geschehen ließ. Als aber mein Vater die erschreckte Jungfrau nach Kloster Arnstein begleitete, lief ihnen der Hirsch durch den ganzen Wald nach, was sie beide sehr rührte und ihrem Gespräche eine größere Vertraulichkeit gab. Vor Kloster Arnstein reichten sie sich die Hände und trennten sich mit der gegenseitigen Versicherung, miteinander in christlicher Ehe zu leben.

Nun machte sich mein Vater von seinen herrschaftlichen Diensten los, baute mit Erlaubnis der Klosterherren diese Hütte und führte meine Mutter Agnes, als seine liebe Hausfrau, hinein. Der gute Hirsch war durch die Hülfe, die ihm mein Vater geleistet, so mild und zahm geworden, daß er ihm immer zur Seite war, wenn er hier an seiner Hütte mit der Mutter baute. Mein Vater pflegte dabei immer des Hirsches krankes Auge, welches bald ausheilte, aber blind wurde. Hernach, als meine Eltern hier wohnten, hielt sich der Hirsch immer freundlich zu ihnen, und ich weiß noch recht wohl, daß er, wenn wir aßen, den Kopf hier zum Fenster hereinsteckte und ich als ein Kind ihm Brot gab. Einstens aber hörte mein Vater ihn in der Nacht heftig schreien; da stand er mit der Mutter auf, und sie gingen hinaus, zu sehen, was dem

guten Tiere fehlte. Er war aber im Kampf mit andern Hirschen, welche ihm seines blinden Auges wegen überlegen waren, so heftig verwundet, daß er mit anbrechendem Tage zu den Füßen meiner Eltern starb. Wir weinten um ihn, wie um einen treuen und dankbaren Freund, und hat ihn mein Vater unter demselben Baume, wo er ihn geschossen, begraben, sein Geweih aber in den Baum so befestigt, daß es, zu ewigem Gedächtnis in denselben verwachsen, noch zu sehen ist, und hat mein Vater diese Hütte wegen des treuen Hirschen Hirzentreu genannt.

Meine gute Mutter ist auch bald gestorben, und ich war noch ein so kleines Mägdlein, daß ich nicht recht wußte, was Sterben ist. Ich erinnre mich noch recht wohl, daß ich auf ihrem Bette saß, als sie krank war, und ihr die Fliegen wehrte und ihr alle die kleinen Gebete und Sprüche, die sie mich gelehrt, vorsagte und meinem Vater zur Hand ging, sie zu pflegen, so viel es ein Kind vermag. Da ich nun oft, wenn meine Mutter Arzneikräuter suchte, mit ihr im Walde gewesen war und sie mir dabei allerlei Heilkräfte der Pflanzen mitgeteilt hatte, so war meine Seele damals so erfüllt von der Begierde, ihr zu helfen, daß ich einstens in der Nacht vor einbrechendem Tage in den Wald hinauslief, um ihr einige Kräuter zu suchen, von welchen mir geträumt hatte. Ich lief lange herum und suchte mit unbeschreiblicher Angst die Kräuter, welche ich mich vorher gesehen zu haben nicht erinnerte. Schon stand die Sonne hoch am Himmel, und ich war weit von unsrer Hütte verirrt, aber ich vergaß, vor Begierde, das Arzneikraut zu finden, meinen Hunger, und als ich endlich in großer Ermüdung niederkniete und mit Tränen zu dem lieben Jesuskinde betete, es möge mir doch das Kraut suchen helfen, ich wolle ihm auch mein Brot schenken, bin ich darüber vor Müdigkeit entschlafen. Nach einigen Stunden erwachte ich und sah eine schöne edle Frau vor mir stehen; ein Diener führte ihr Roß, auf welchem ihr Söhnlein saß, und war sie abgestiegen, als sie mich so allein im wilden Walde liegen sah. Sie fragte mich, wer ich sei, und da ich ihr gesagt, ich sei Voglers Els von der Hirzentreu und heute früh ausgegangen, ein Kräutlein für die kranke Mutter zu suchen, küßte sie mich und sagte, daß sie mich heimführen wolle mit sich nach der Laurenburg, denn sie war

die Hausfrau des alten Laurenburgers, deine Großmutter; von da wolle sie mich über die Lahn nach der Hirzentreu bringen lassen. Sie setzte sich nun auf das Roß und nahm mich vor sich auf des Pferdes Hals; ihr Söhnlein aber, Jörg, saß hinter ihr und hatte sie mit den Armen umfaßt.

So zogen wir ein Stück Wegs nach dem Lahntal hinab, und hatte ich schier auch alles vergessen; denn das Reiten, die fremde Frau und ihr Söhnlein, das mancherlei kleine Lieder mit ihr sang, beschäftigten meine Seele. Aber der Hunger fing mich an zu drücken, und ich bemerkte mit Weinen, daß ich mein Brot nicht mehr in meiner Tasche fand. Da fragte mich die Edelfrau: „Els, was weinst du?“ und ich sagte ihr: „Ich hungre, denn ich habe dem Jesuskind mein Brot gegeben und das Kräutlein von ihm erhalten, aber nun habe ich das Kräutlein verloren und hungre“, und dabei verlangte ich heftig, sie möge mich in den Wald zurücklassen, das Kräutlein zu suchen. Ich mußte der Edelfrau das Kraut aber beschreiben, denn seinen Namen wußte ich nicht. Da sagte sie auf einmal: „Mein liebes Kind, du hast wohl geträumt, aber die Barmherzigkeit Gottes ist groß, denn sieh, mein Diener trägt ein solches Kraut in einem feuchten Tuche eingeschlagen in seinem Wadsack[1] auf dem Rücken; dies Kraut aber wächst nicht hier zu Lande, sondern habe ich es im Kloster Arnstein, wo ich zur Beichte war, von dem Gärtner erhalten, der es von einem Priester aus fremden Landen jenseits des Meeres hat.“ Da mußte der Knecht den Wadsack öffnen, und siehe da, es war dasselbe Kraut darinnen, das ich im Traume gesehen. Meine Freude war unaussprechlich, und die gute Edelfrau befahl dem Knechte, sogleich das Kraut meinem Vater zu bringen und ihm zu erzählen, wie ich es gesucht, und wie mich die Edelfrau mit nach der Laurenburg genommen. Der Diener kannte meinen Vater gar wohl und lief mit Freuden die Waldstege nach unsrer Hütte zu. Nun ritt die Edelfrau mit mir und ihrem Söhnlein allein vollends zur Lahn hinab und an einer seichten Stelle hinüber nach der Laurenburg, wohin der Diener bald auch kam und mich auf dem Kahne zu meinen Eltern hieher zurück brachte.

[1] Reisetasche.

Die gute Edelfrau hatte mir viele Liebe erwiesen und gab mir noch ein Krüglein mit altem Wein und einige stärkende Gewürzküchlein für die kranke Mutter mit und versprach, sie selbst morgen zu besuchen. Ihr Söhnlein aber, das nicht zugegen war, als ich aus der Laurenburg ging, kam mir bis zum Wasser nachgelaufen und gab mir einen ganzen Rosmarienstock, den er aus seinem Gärtlein ausgerissen, und sprach: „Du Kleine, das stell' an deiner Mutter Bett, das ist ein guter Ruch[1], wenn man siech ist. Elslein, komm wieder!" Da gab er mir die Hand, und wir schieden.

Als wir auf Hirzentreu ankamen, trug mich mein Vater an der Mutter Bette; die umarmte mich und sagte: „Els, ich habe den ganzen Tag nicht leben und nicht sterben gekonnt aus Sorge, daß du verloren seist; Gott aber hat mich wunderbar getröstet durch das, was geschehen, und hat mir dein Vater von dem Kraute einen Trank gekocht, der hat mich wunderbar erquicket." Da gab ich dem Vater den Rosmarienstock, der pflanzte ihn in einen schönen neuen Krug neben der Mutter Lagerstätte, und nun nahm der Diener Abschied, nachdem er den Wein und die Würzküchlein dem Vater gegeben.

Es war darüber Abend geworden, mein Vater gab der Mutter noch von dem Weine und der Würze, und sie fand sich so gestärkt, daß sie das Abendlied mit dem Vater mit großer Andacht leise mitsang, worüber ich zu ihren Füßen auf ihrem Lager entschlief. Gegen Morgen aber weckte mich der Vater und sagte mir mit Weinen: „Wach' auf, lieb Elslein, und schau nach der Mutter und gib ihr, was sie verlangt, sie ist gar krank, und ich will nach Kloster Arnstein laufen um die letzte heilige Wegzehrung für sie. Halte dich still, so sie schläft, und bete still, und so sie es verlangt, reiche ihr zu trinken, auch schaue nach dem brennenden Kienspan im Kamin, daß kein Unglück entsteht." Dann trat er zur Mutter, trocknete ihr das Antlitz und sprach: „Gott erhalte dich, liebe Agnes, zu christlichem Geleite, ich geh' nach Kloster Arnstein; o wie ist dir, liebe Agnes?" Da sagte die Mutter: „Ich lege wie ein Kind mein krankes Haupt in den

[1] Geruch.

Schoß dessen, der gesagt hat: ‚Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet'[1], und ich habe das Vertrauen, er wird mich mit vollem Troste von dir scheiden lassen; so gehe dann hin und bringe mir den letzten Trost!" Da küßte sie der Vater und ging fort.

Ich aber redete leise zu Füßen des Bettes: „Mutter, darf ich zu dir kommen?" Da sagte sie: „Ja, lieb Elslein, doch steh erst auf und bringe mir das kleine Kreuz aus meiner Truhe; mich verlanget sehr darnach." Geschwind eilte ich an die Truhe, doch der Deckel war so schwer, daß ich ihn nicht erheben konnte; das klagte ich der Mutter, die sagte: „Elslein, bete! Der dir das Kraut gebracht, das mich so erquickte, wird dir auch helfen, die Truhe zu eröffnen, so du ihm vertraueſt." Da fiel ich vor der Truhe auf die Kniee und betete, Jesus möge mir die Truhe eröffnen, und Gott erbarmte sich meiner, ich öffnete die Truhe mit kleiner Mühe und brachte der Mutter das kleine Kreuz. Es ist dasselbe, welches noch in Polsnich an meinem Bette hängt, und unsre Truhe zu Haus ist auch dieselbe Truhe. Die Mutter nahm das Kreuz in ihre gefalteten Hände und küßte es und drückte es an ihr Herz, und ich legte mich zu ihr auf das Hauptkissen und drückte meine Wange an die ihrige. Sie sprach nicht, sie flüsterte betend, und so entschlief ich; bald aber weckten mich laute Worte von ihr, und ich hörte sie sagen: „Hüter, ist die Nacht schier hin? Wer da? Gut Freund! Sei getrost! Ich bin's! Fürchte dich nicht! Herr, bist du es, so heiße mich zu dir kommen auf dem Wasser!" und nach diesen Worten bewegte sie sich mühsam im Traume. Ich verstand sie nicht und weckte sie mit Küssen: „Lieb Mutter, was verlangt dein Herz?" Da schlug sie die Augen auf und sagte: „O mein Jesus, ich bin noch nicht bei dir! Elslein, mein Kind, sage, hast du den lieben Heiland gesehn, wo ist er hin gegangen?" Ich verstand sie nicht und suchte ihr das Kreuzlein in dem Bette, das ihren Händen entfallen war, und legte es ihr wieder in die Hände mit den Worten: „Herzmutter, da ist der liebe Heiland." Da küßte sie das Kreuz wieder und sagte dann: „Elslein, ich war allein auf einem Kahn auf einem großen Wasser

[1] Jesaias, Kap. 66, V. 13.

eine lange, lange Nacht, kein Stern am Himmel, und sehnte mich nach dem Tage; endlich sah ich ein Sternlein, das zog leise über das Wasser wie ein Wächter durch die Flur, und da rief ich mit aller Macht: ‚Hüter, ist die Nacht schier hin?‘ und der Stern antwortete: ‚Wenn der Morgen schon kömmt, so wird es doch Nacht sein; wenn du schon fragest, so wirst du doch wieder kommen und wieder fragen.‘ Da kam es gegen mich über die Wogen geschritten, und ich sah, daß es eine einsame Gestalt war. Da rief ich: ‚Wer da?‘ und es antwortete: ‚Gut Freund!‘ Ach, da ward mein Herz so freudenvoll, und ich gedachte: Sollte es wohl mein Jesus sein? Da sprach er: ‚Sei getrost, ich bin's, fürchte dich nicht‘, und ich sprach: ‚Herr, bist du es, so heiße mich zu dir kommen auf dem Wasser.‘ Da winkte er mir, und ich trat aus dem Kahn auf das Wasser, konnte aber den Herrn nicht erreichen, der vor mir herschwebte, wie eine Wolke oder ein Schatten, und wenn ich so recht mutig und begierig auf ihn zuging und recht glaubte, daß er es gewiß sei, daß er sich meiner erbarmen werde und einen Eliaswagen vom Himmel rufen, mich zu sich hineinsetzen und zu dem himmlischen Paradiese fahren werde, ach, da war er mir so nah, so nah, daß ich schon das Wehen der Seligkeit fühlte; dann kam aber plötzlich eine Welle und erhob sich ein Wind, und ich verzagte und glaubte zu versinken auf dem Wasser, und wie meine Sorge wuchs, schwand das Bild des Herrn vor mir in die Ferne, ja, es ward wieder zu dem einsamen Stern, den ich zuerst gesehen, und auch der verschwand. Da war ich ganz allein auf dem Wasser, und der Kahn trieb zu mir her, da sah ich dich drauf sitzen und nach mir weinen, und ich wandelte mit Mühe zu dir hin und saß bei dir im Kahn und herzte dich, und du entschliefst in meinem Arme. Ich aber wachte, und die Nacht ward wieder so lang, so lang. Da hörte ich den Flügelschlag einer Taube durch die Luft, und ich rief abermals mit großer Sehnsucht: ‚Hüter, ist die Nacht schier hin?‘ Es flog aber ein Täublein über meinem Haupt, das rief zu mir: ‚Lege Flügel der Liebe an und folge mir nach, deine Seele findet nicht, da sie ruhe auf der Sündflut; sieh, der himmlische Noah streckt seine Hand aus der gestirnten Arche, aus der du ausgeflogen, um dich wieder hinein zu nehmen; aber achte, daß dein Gefieder

rein sei!' Da sah ich den Himmel voll Sterne; aus dem blickten die Hände, die Füße und die Seite des Herrn, und die heiligen fünf Wunden leuchteten wie Rubin und bluteten hernieder, und die Taube flog ihnen zu; ich aber hatte Flügel und breitete sie aus und wollte sie schwingen, aber sie waren schwer und unrein; ich rief aber: ‚O Herr, nur einen Tropfen deines Blutes auf meine Flügel, und sie werden gereiniget sein.' Und es floß nieder zu ihnen, da waren sie rein, und ich schwang sie freudig, aber du lagst in meinem Schoß; da wollte ich dich küssen und Abschied nehmen von dir, da schlangst du die Hände um mich und wolltest mich nicht lassen, und deine Worte erweckten mich von dem seligen Traume."

So erzählte mir die kranke Mutter, was ihr geträumet, und ich hörte ihr mit noch größerer Aufmerksamkeit zu, als wenn sie mir sonst eine Geschichte erzählte. Da sie geendet hatte, sagte ich zu ihr: „Mutter, das war sehr schön, aber schlafe wieder ein, und wenn die Taube wieder kömmt, so bitte sie, daß ich auch mit fliegen darf, ich will auch recht beten; der mir das Kräutlein gegeben und mir die Truhe geöffnet, der wird mir auch gewiß Flügel geben, daß ich mit dir fliegen kann." — „Das wird er gewiß, liebes Elslein, so es dir gut ist", sagte die Mutter, „aber wenn ich wieder einschliefe, und das Täublein käme wieder, und ich flöge mit ihm fort, so würdest du gewiß gern zurückbleiben bei deinem Vater, daß er nicht allein sei, so ich dich darum bitten würde." Da sagte ich zu ihr: „Ja, das will ich, so du bald wiederkehrst und mir etwas mitbringest." Sie aber antwortete: „Ich werde nicht wiederkehren, doch werdet ihr mir nachfolgen, und da wird alles voll Herrlichkeit sein; aber hörst du, Elslein, du mußt mir den Abschied nicht schwer machen und auch den Vater trösten, wenn er weinen sollte, und ihm erzählen, wie ich dir gesagt, daß ihr mir nachkommen werdet; denn das Täublein wird bald kommen, mir ist, als höre ich schon seinen Flügelschlag." Da küßte ich die Mutter und sagte: „Ich will tun, wie du willst, und will dein gutes Elslein sein", und die Mutter küßte mich wieder mit den Worten: „O du gutes, gutes Elslein!" Dann bat sie mich, ihr das Lied von der Taube zu sagen, das sie mich gelehrt; da sprach ich:

„Hör', liebe Seel'! Wer rufet dir?
Dein Jesus aus der Höhe:
‚Komm, meine Taube, komm zu mir!'
Den Ruf ich wohl verstehe.

„Wenn ich soll deine Taube sein,
Mußt du mir Flügel geben;
Die wasch' in deinem Blut ich rein,
Und werde glaubend schweben.

„Du rufest mir! Wie arm ich bin,
Darf ich zu dir doch kommen;
Die Mängel hat dein treuer Sinn
Ja all' von mir genommen.

„‚Sag', Herr, wird auch ein Nestlein fein
Für mich bei dir gefunden?' —
‚Ja, meine Taube, komm herein,
Wohn' hier in meinen Wunden!' —

„‚Mein Jesu, ach, was willst du mir
In deinen Wunden geben?' —
‚Durch meine Wunden, sag' ich dir,
Fliegst sterbend du zum Leben.' —

„‚Wohlan, es zielt des Todes Pfeil,
Er wird mich nicht verderben,
Zu deinen Wunden, Herr, ich eil',
Da werd' ich's Leben erben.'"

Da ich der Mutter das Lied hergesagt, war sie leise wieder eingeschlummert. Der Tag brach an, und ich nahm ein Zweiglein von dem Rosmarienstock, der bei ihrem Lager stand, und gab es ihr zu dem Kreuze in ihre gefaltenen Hände. Da flog auch die Turteltaube, welche bei unserm Hause nistete, an das Fenster und pickte daran und rief: „Ruckuck". Sie tat es sonst alle Morgen, denn ich streute ihr Futter dahin, aber heute hatte ich nicht den Mut und gedachte: Ach, da kömmt die Taube schon, welche die Mutter mitnehmen will, aber ich soll ihr den Abschied nicht schwer machen. So stand ich leise, leise von der Seite der Mutter auf und ging hinaus und kniete an dem Bächlein in das Gras und betete für sie. Da hörte ich ein Glöcklein im Walde und sah bald meinen Vater kommen; der trug eine Leuchte, und zwei Ordensherren gingen mit ihm, deren einer trug das Hochwürdige

Gut und der andre das heilige Öl, und ihnen folgten einige fromme Männer und Frauen, die stille beteten. Da lief ich meinem Vater entgegen und sprach: „Herzvater, die Himmelstaube ist schon da, welche die Mutter abholen will, wir dürfen aber nicht gleich mit, ich habe es ihr versprochen, bei dir zu bleiben und dich zu trösten, bis wir nachkommen in die Herrlichkeit.“ Mein Vater verstand mich wohl und trat mit dem Geistlichen in die Hütte, ich aber blieb draußen und betete mit den Begleitern. Hernach kam die Edelfrau von der Laurenburg mit ihrem Söhnlein, dem Junker Jörg, über die Lahn zur Hirzentreu, wie sie den Abend vorher mir versprochen, und derselbe alte Diener war wieder bei ihr. Die Edelfrau ging zu meiner Mutter hinein, der Junker aber blieb bei mir, und wir spielten im Gras an der Quelle; er fragte mich auch nach dem Rosmarien, den er mir gegeben für meine Mutter; da erzählte ich ihm von der Taube und von allem. Nach einiger Zeit aber trat die Edelfrau heraus und nahm mich mit in die Hütte, da lag die Mutter ganz still, und der Vater kniete an ihrem Bette und weinte; da ich zu ihm trat, hob er mich zur Mutter und sprach: „Agnes, segne das Elslein, ehe du scheidest“, und er legte der Mutter Hand auf mein Haupt. Die Mutter aber sagte: „Gott segne dich, tröste den Vater, bis ihr nachkommet. Elslein, ich fliege schon.“ Da sah sie mich mit unaussprechlicher Liebe an und wendete dann den Blick zum Himmel. Ich sprach: „Geleit' dich Gott, lieb Mutter!“ und weinte laut. Da trug mich die Edelfrau hinaus zu ihrem Söhnlein, dem erzählte ich alles, und da ein paar Tauben hinüber zur Laurenburg flogen, streckten wir beide kindisch die Hände aus und riefen: „Da fliegen sie, da fliegen sie, geleit' dich Gott, liebe Herzmutter!“

Hernach nahm mich die Edelfrau mit nach der Laurenburg, und ich blieb bis zum andern Tag dort, da die Mutter schon im Kloster Arnstein begraben war. Der alte Knecht aber war bei meinem Vater geblieben, und war mein Vater einen ganzen Tag in Kloster Arnstein gewesen, des Trostes der geistlichen Herren zu genießen. Die Edelfrau ist auch mit zu Grabe gewesen, und da sie nach der Laurenburg kehrte, brachte sie ihren Herrn, den Ritter von der Laurenburg, und den ältern Sohn, Johann,

mit welchem der alte Laurenburger bei dem Grafen zu Nassau gewesen, der des Johann Taufpate war, und hatte die Laurenburgerin ihnen auf der Heimkehr begegnet. Der Ritter war mir freundlich und gab mir Wecken von des Grafen von Nassau Tisch, und da seine Hausfrau ihm den frommen Tod meiner Mutter erzählet, war er sehr mitleidig mit meinem Vater und sprach: „Der Graf Johann hat noch heute zu Tisch von dem frommen Falkenmeister gesprochen und vor allen seinen Dienern sein in Ehren gedacht, ich habe ihm auch versprechen müssen, den Vogler von ihm zu grüßen, und will er ihm nächstens einen kranken Falken schicken, daß er ihn pflege. Komm, Elslein", sagte der Ritter dann zu mir, „ich will dich selbst zu deinem Vater bringen; es ist noch hoch am Tage, und mag er wohl Trostes bedürfen." Da brachte mich der Ritter wieder zur Hirzentreu, und ging Georg wieder mit. Die Edelfrau aber blieb mit Johann zurück; der sollte ihr von dem Wesen des Grafen von Nassau erzählen. Wir fanden aber meinen Vater mit dem Laurenburger Knecht vor der Türe sitzen in stillem Gespräch, und als dieser seinen Herrn herankommen sah, der mich auf dem Arm den steilen Pfad herauf trug, stand er auf und trat beiseite; mein Vater aber lief mir entgegen, nahm mich von des Ritters Armen und herzte mich unter Tränen. Da sprach ihm der Laurenburger ehrlich zu und getröstete ihn, so gut er es vermochte, setzte sich auch zu ihm auf die Bank und erzählte ihm von des Nassauers Gunsten zu ihm, und sprachen sie mancherlei, nicht als ein Ritter zu einem Knecht, sondern als gute Nachbarn und Freunde, denn das Unglück machet Gesellen. Es war aber dem Laurenburger auch seine erste Hausfrau mit samt dem Kindlein in dem Kindelbett gestorben; deren gedachte er mit vieler Liebe. Unter solchem Gespräch stand ich zwischen meines Vaters Knieen und Georg neben dem Laurenburger, und spiegelten uns in dessen blankem Brustharnisch und lachten, weil es, hohl geschliffen, unsre Gesichter auf mancherlei Weise verstellte. Dann sagte mir der Vater ins Ohr, ich möge den Wein und die Würze von der Mutter Tischlein bringen; da ging ich zur Stube, aber die war ganz anders geworden; wo das Bett gestanden, stand der Betschemel und das Altärlein, und hing ein neu Muttergottesbild an der

Wand und an demselben der Mutter und des Vaters Brautkränzlein, ihre Spindel aber stand vor meinem Bänklein, und war alles gar verändert. Das hatte meinem Vater der gute alte Laurenburger Knecht so geordnet, daß er seines Leids desto eher vergessen und ein neues Leben anfangen möge.

Nachdem ich mich genugsam über alles gewundert, nahm ich den Wein und die Würze, was von dem Geschenk der Laurenburgerin noch übrig war, und brachte es dem Vater hinaus; der reichte den Krug dem Ritter. Da trank der Herr, und mußte ihm der Vater Bescheid tun. Auch sagte der Ritter: „Das ist ein köstlicher Wein, den man wohl dem Kaiser bieten dürfte; Ihr habt ihn wohl aus einem Klosterkeller? Einem Edelmann wächst solcher Wein nicht um die Lanze, der schmeckt nach dem Krummstab.“ Mein Vater lächelte und sagte: „Gnädiger Herr, Ihr habt von dem Euren getrunken, aber er hat auf einem milden Fasse gelegen; denn Eure liebe Frau Ida hat diesen Trunk meiner seligen Agnes zur Labung gebracht, und wenn er Euch besser schmeckt als zu Haus, so ist's, weil Ihr Gottes Segen schmecket.“ Da trank der Laurenburger nochmals und sprach: „Wahrhaftig, in Gottes Segen soll man den Wein legen, in Gottes Segen soll man des Weines pflegen, in Gottes Segen gedeiht der Wein auf allen Wegen. Das Faß, aus dem Frau Ida diesen Krug gefüllt, muß mir ebenso gut werden; Ihr müßt mir wohl erlauben, daß ich es mit Euch hier oben austrinke, Kilian, da es mir so wohl bei Euch geschmeckt.“ Da dankte mein Vater dem Ritter herzlich und sprach: „So Ihr einen armen Mann nicht verschmähet, will ich Euren Zuspruch hoch in Ehren halten, aber Ihr müßt dann auch von meiner Wasserquelle hier trinken, da fließt auch Gottes Segen drin.“ Nun schied der Ritter freundlich von uns mit den Seinen, und ich ging mit dem Vater in unser einsames Häuslein, worin die Mutter nicht mehr war.

Während meine Mutter so erzählte, hatte ich immer die Augen auf sie gerichtet; sie aber blickte nicht nach mir, sondern sah immer hinaus nach den Bergen oder wendete die Augen auf die kleine Stube. Ich saß an der Erde und hatte die Hände

auf ihren Knieen gefalten; sie saß am Fenster, auf den einen Arm gelehnt, und ihre andere Hand legte sie auf meinen Kopf und spielte mit meinen Haaren. Manchmal war ihr Anblick mir gar rührend, dann sah ich zu Boden und weinte still, bis ihre Worte bald freundlicher wurden; da hatte ich noch oft nasse Augen, wenn sie schon wieder lächelte, und ich saß da in einer gar wundersamen Bewegung, die mir unvergeßlich ist. Daher kommt es auch, daß ich alles, was sie sprach, noch so deutlich erzählen kann, und wenn ich es erzähle, ist mir immer noch wie damals. Es war auch nicht wie die Erzählung eines anderen Menschen, es war, als träumte ich das alles, und wie ich so immer mit ihr bewegt wurde und sie ruhig fortsprach und es um uns in der Hütte so still war, der Wald säuselte und wenige Vögel sangen, da hatte ich ganz vergessen, daß ich der kleine Johannes war. Ich habe auch nachmals bedacht, wie ich während der Erzählung meiner lieben Mutter ein ganz neues Leben anfing; es gingen mir viele Sinne auf, ich ward mit der ganzen Welt vereiniget, und der anderen Menschen Freuden und Leiden wurde nachher das meinige; auch ward mein Gebet in der Folge immer kräftiger und frommer, und ich dachte dabei an meinen Großvater, an Siegmund, an den alten Kilian und an den getreuen Falken Kilian. Ja, alles, was ich von anderer Leben gehört hatte, war gleichsam das meinige geworden und betete mit mir.

Meine Mutter hatte immer fortgesprochen; da sie aber bemerkte, daß ich ein Stückchen Brot hervorzog und heimlich davon aß, um sie nicht zu unterbrechen, so hörte sie auf zu erzählen und sprach zu mir: „Lieber Johannes, ich merke wohl an dir, daß es Essenszeit ist; laß uns hinaus ins Freie gehen und unser Mittagsbrot essen, damit die Vögelein sich der Brosamen erfreuen können, die wir fallen lassen.“ Da ging ich mit ihr, und wir setzten uns in einen kleinen verwilderten Garten neben einem großen Steine hin. Meine Mutter sah auf die andre Seite des Steins und sprach: „Es ist schon elf Uhr vorbei.“ Ich verwunderte mich darüber, wie sie dies an dem Steine sehen könne, und da erklärte sie mir dies also: „Sieh da an diesem Steine die zwölf Striche, das bedeutet die zwölf Stunden des Tages, und das Eisen in der Mitte ist der Zeiger. Wenn die Schatten der Bäume lang

sind, da ist es bald Abend, und wenn sie ganz kurz sind, dann ist es Mittag. So ist es auch hier mit diesem Zeiger, der gleichsam ein kleiner Baum ist, und zu welcher Zahl das Ende seines Schattens hinfällt, das ist die Zahl der Stunde." Ich verwunderte mich darüber und fragte, was das Kreuzlein bedeute, das an der einen Zahl geschrieben stand, und wer den Stein gemacht habe.

Da sagte meine Mutter: „An diesem Kreuzlein habe ich mich oft erfreut, wenn ich es sonst angesehen, und nun macht es mich gar traurig. Den Stein hat der alte Kilian gemacht; wenn er vom Schloß herüberkam zu meinem Vater, hat er sich immer daher an den Stein gesetzt und daran gemeißelt, bis das Werk fertig war. In der letzten Zeit, da er Alters halber nicht mehr gut herüber konnte, hat er hier die zwölfte Stunde gemacht, und siehe, da stehen noch einige Buchstaben, die heißen: Lebewohl. Da nahm er Abschied und kam hernach nicht mehr herüber. Das Kreuzlein aber hat Siegmund gemacht, es ist bei der Stunde, in der er mich immer besuchte; als ich aber einmal krank war, ist er hier an den Stein gegangen und hat gebetet für mich und hat das Kreuzlein zu einem Gedenken an diese Stunde eingehauen."

„Wo ist denn Siegmund, liebe Mutter?" — „O, der ist vielleicht im Himmel; alles, was wir lieben, ist im Himmel." — „Mutter", sprach ich, „so will ich dich recht lieben, daß du in Himmel kommst und ich auch", und da ward es wieder stille bei uns, und wir aßen das Brot und die Früchte, welche die Mutter in ihrem Korbe mitgebracht hatte; da sie aber hinging, Wasser in einem kleinen Kruge zu holen, der noch in meines Großvaters Hütte stand, da nahm ich ein Messer und grub ein Kreuzlein an die Stundenzahl, an welche der Schatten reichte, zu einem Gedenken dieses Tages, der mir der merkwürdigste meines Lebens gewesen. Da das Kreuzlein fertig war, welches ich mit vieler inneren Bewegung gemacht, wunderte ich mich über dasselbe und konnte nicht recht begreifen, wie es nun dastand, wo sonst kein Kreuzlein stand, und wenn ich viele Jahre nachher aufschrieb, was mir begegnet, so mußte ich manchmal zwischen die Worte ein solches Kreuzlein machen, wenn ich etwas empfand, was ich nicht schreiben konnte.

Als wir unser Mittagsbrot verzehrt hatten, streuten wir

die Brosamen umher für die Vögel und rüsteten uns zum Rückwege. Ich bat meine Mutter, mir noch mehr von Siegmund und dem alten Kilian zu erzählen, aber sie verschob es auf ein andermal, denn wir hatten noch zwei Stunden nach Haus. Sie verschloß die Türe der Hütte, und wir gingen wieder still durch den Wald. Da ich wieder in unsere Stube trat, sah ich mich um, ob auch noch alles stehe und liege wie am Morgen; ich glaubte, alles müsse sich verwandelt haben, so sehr schien ich mir selbst verändert. Aber es war wieder wie vorher, und da ich abends im Bette lag, da spann meine Mutter wieder still vor sich hin und sang wie gestern:

„Gott wolle uns vereinen,
Hier spinn' ich so alleine,
Solang der Mond mag scheinen,
Ich sing' und möchte weinen."

Aber ich glaubte nunmehr zu begreifen, was sie so traurig wünschte, und betete stillschweigend für sie, bis ich entschlief...

„O, lieber Johannes", sprach da mein gnädiger Herr Ritter, der mir aufmerksam zugehört hatte, „ich verstehe recht gut, wie deine Mutter so traurig sang, und es kommt mir dabei ins Gedächtnis, daß ich auch wohl oft so hätte singen mögen, doch du hast mir schon vieles gelesen, und ich bitte dich nun auszuruhen; deine Mutter sagte ja auch ‚bis zu einem anderen Male'. Ich habe mich recht an deinen Worten ergötzt und bin auch lustiger durch sie geworden; auch will ich, daß du meinen Kindern das noch einmal wiederholest, damit sie in Zukunft mit zuhören können."

„O Herr Ritter", sprach ich da, „wie erfreut es mich, daß mir das schon Eure Gunst erwirbt, was ich getan, ehe ich Euer Diener war. Gott gebe seinen Segen für meine zukünftigen Werke."

Da ich diese Worte geredet, sah ich vier Jungfrauen, zierlich gekleidet und mit züchtiger Gebärde, den Baumgang heraufgehen und sagte es dem Herrn Ritter, wollte mich auch zurückziehen, um ihn nicht zu stören. Der Ritter aber sprach: „Bleibe da, Johannes, es sind meine lieben Kinder, und ich will euch bekannt machen miteinander." Ich aber war in mir besorgt und

fühlte eine Scheu vor ihnen, denn ich hatte vorher nie mit solchen zierlichen Jungfrauen geredet — als wenn[1] ich einen Zehrpfennig begehrte. Auch muß ich wohl bekennen, daß ich sehr bewegt wurde, wie ich die Jungfrauen durch den Lindengang herumwandeln sah. Ich habe auch manchmal meinem Herrn Ritter dies erzählt, da wir schon so bekannt miteinander waren, daß in unseren Gesprächen keine Heimlichkeit mehr bleiben konnte. Ich sagte aber zu ihm, daß nichts ehrwürdiger und heiliger auf Erden erscheinen könne als eine züchtige, schöne und fromme Jungfrau, ja, daß sie mir ehrwürdiger und rührender erscheine als das Alter selbst. Das habe ich aber zuerst empfunden, als ich des Ritters Töchter erblickte, die gleich glänzenden Engeln durch die grünen Gebüsche wandelten, und war unter den vier Jungfrauen immer eine lieblicher als die andere, ohne daß sie jedoch einander hätten übertreffen können.

Sie neigten sich züchtig und freundlich vor meinem Herrn und grüßten dann auch mich sehr liebreich. Der Ritter aber sprach zu ihnen: „Sehet, das ist Johannes, mein Schreiber, ein frommer Schüler, den ich gestern auf der Straße gefunden und mitgenommen habe, daß er uns aus allerlei Geschichten zur nützlichen Ergötzung vorlese und auch meine lieben Kinder im Lesen, Schreiben und allen Künsten unterrichte, die er besitzt; wollet ihn lieben und ehren wie euren Bruder, ich will ihn lieben und schätzen wie einen Sohn.“ Da richteten die Jungfrauen ihre hellen Augen freundlich auf mich, und ich kniete nieder und sprach recht aus bebendem Herzen: „Fromme Jungfrauen, ich bin ein armer fahrender Schüler, habe auch auf Erden kein Eigentum, auch ist Vater und Mutter bei Gott, kein Bruder und keine Schwester ist mir geboren, die Welt war mir einsam und ein Tempel des gütigen Gottes, in dem ich betete wie ein fremder, ewig wandelnder Pilger, der seine Heimat auf Erden nicht finden konnte; aber Gott hat mich erhört, und wie ich auf meinen Knieen flehte, hat er meinen gnädigen Herrn, euren Vater, zu mir gesendet, der hat mich in die Arme geschlossen als seinen Sohn, und da seid auch ihr freundlich vor mir erschienen und

[1] Es sei denn, daß.

wollt meine lieben Schwestern sein. So seid denn geduldig und mitleidig mit der Armut und lasset uns alle den lieben Gott bitten, daß wir uns lieben wie seine Kinder."

So habe ich da gesprochen, und sind mir die Tränen über die Wangen geflossen.

Zuerst aber trat die größte von den Jungfrauen zu mir und hob mich freundlich auf mit den Worten: „O Johannes, du gleichst mir wohl, auch ich bin einsam auf Erden und eine Waise und habe an deinem Herrn einen Vater gefunden wie du!" Sie war vor den anderen drei Jungfrauen sehr ausgezeichnet, nicht durch Schönheit, sondern durch ihre schwarzen Augen und Haare und eine angenehme Kühnheit aller Gebärden. Die zweite Jungfrau, welche langes, blondes Haar hatte, nahte sich mir dann auch mit züchtigem Schritte und reichte mir ihren Rosenkranz zum Geschenke dar, indem sie das weiße Schleierlein, das über ihrem Angesichte hing, leise aufhob und mich gar holdselig anblickte; aber sie hat nicht zu mir gesprochen. Ich hängte ihr Geschenk an meinen Gürtel und dankte ihr höflich.

Da trat die andere Jungfrau zu mir, neigte sich und reichte mir ihre Hand, an der sie ein goldnes Ringlein trug, und sprach: „Willkommen, lieber Bruder!" — und lächelte.

Ich grüßte sie höflich wieder, und alle lächelten, die zugegen waren, weil wir uns die Hände so munter schüttelten, als hätten wir schon viel Brot miteinander gegessen. Sie hatte ein hübsches seidenes Gewand an, und ihre Haare waren zierlich geflochten und mit farbigen Bändern durchzogen, auch war sie die fröhlichste unter allen.

Die vierte Jungfrau hatte aber auf das, was die anderen getan, nicht geachtet. Sie stand allein an einem Baume und schien gar traurig zu sein; sie hatte Sternblümlein in der Hand und riß ihnen die Blätter aus mit einer großen Schwermut des Herzens. Ich ging darum zu ihr hin und wollte mir auch von ihr einen freundlichen Willkomm ausbitten; aber da ich ihr näher kam und sagte: „Liebe Schwester, was betrübet Euch?" da hatte sie das letzte Blättlein der Sternblumen ausgerissen und sprach mit wehmütiger Stimme zu sich selbst: „Ach, er kommt wieder und liebt mich nicht!" Sie hob die Augen gegen mich auf,

und da sie mich anblickte und ich sie wieder fragte: „Jungfräulein, was betrübet Euch?“ da stiegen ihr die Tränen in ihre großen Augen, und hielt sie die eine Hand vor das Angesicht und reichte mir mit der anderen die Stengel der Sternblümlein dar, an denen keine Blätter mehr waren. Ich nahm ihr dieselben ab und dankte ihr. Da sprach sie: „Lieber, ich habe sie in Gedanken zerrupft, ich will dir andere Blumen brechen“; bückte sich zur Erde, aber ihr Ringlein fiel ihr von dem Finger in das Gras. Wir suchten alle und konnten es nicht finden, worüber sie immer noch betrübter wurde. Endlich fand ich den Ring wieder und gab ihn ihr zurück; da dankte sie mir und sprach zu den anderen Jungfrauen: „Mir steht groß Leid bevor, ich habe einen traurigen Traum gehabt, und viel heimlicher Schmerz und Sorgen zehren an mir. Vorigen Mai — nun ist es ein Jahr, da ich dies Ringlein erhielt —, da war es mir viel zu enge und schmerzte mich, aber nun fällt es mir von der Hand. Ach, es steht keine Treue auf Erden fest.“ Dann weinte sie wieder, und die anderen Jungfrauen trösteten sie, und vor allen jene, die mich von der Erde aufgehoben hatte. Die sprach zu ihr: „Treue steht wohl fest, das Ringlein ändert sich nicht, aber deine Hand hat sich verwandelt. Könntest du das Ringlein in dein treues Herz verschließen, so wäre es wohlverwahrt. Ich habe mir den Frühling zu meinem Liebsten erwählt, der bleibt ewig treu und kehrt immer liebevoll zur Erde zurück, und die Tautröpflein sind die Freudentränen des Wiedersehens. O weine nicht, bei so fröhlicher Zeit!“

Da sie also gesprochen hatte, läutete man zur Messe in dem Münster, und die Jungfrau mit dem Schleierlein sprach zu der Betrübten: „Laß uns zur Kirche gehen und Gott bitten, daß er dir Frieden sende!“ Und gingen also die vier Jungfrauen von uns hinweg zur Kirche.

Der alte Ritter hatte währenddessen immer zugesehen und sich an den Worten seiner Kinder ergötzt und fragte mich nun: „Johannes, wie gefallen dir meine Kinder?“ — „Herr“, sagte ich, „ich bin nicht so kühn, über die Holdseligkeit dieser Jungfrauen mich auszusprechen; ich kann auch heute nicht wohl sagen, wie mir der Mai gefällt, und wie mir mein neues, glückliches Leben gefällt; denn ich bin allzusehr in Freuden gefangen, und

die innere Bewegung meiner Seele hat meinen Gedanken und Worten gleichsam Fesseln angelegt." Da sprach der Herr wieder: „Johannes, ich glaube, meine Kinder gefallen dir recht wohl, weil du nicht reden willst." Und ich erwiderte: „O gnädiger Herr, wie verdiene ich solches Vertrauen, daß Ihr mich zum Urteil auffordert über so hohe Gegenstände? Es ist wahrlich nicht, als erschienen mir Eure Töchter nicht alle lieblich und fromm, aber es ist mir wohl schon oft so auf meinen Wanderungen ergangen; wenn ich durch die Städte und Dörfer hinzog und um das liebe Brot sang, und es trat eine schöne Jungfrau an die Türe und reichte mir eine milde Gabe und bat mich, ich sollte ihr noch eins singen, da konnte ich auch keinen Ton mehr hervorbringen und sprach: ‚Ich will Euch in mein Gebet einschließen.' Wenn ich dann wieder durch die grünen Felder und Wälder hinschritt und der liebe blaue Himmel über mir lag und tausend Vögelein lustig um mich sangen, da setzte ich mich in die Büsche, stimmte auch ein freudiges Lied an und verzehrte mein Mittagsbrot; oder kniete in einer einsamen Waldkapelle nieder und betete für die Mitleidigen, die mit mir geteilt hatten. Da habe ich oft über Gebet und Gesang nachgedacht und habe gefunden, daß sie wohl Schwestern sein mögen, die sich herzlich lieben, und die sich nie voneinander ganz trennen können; nichts aber ist mir dann herrlicher und entzückender vorgekommen, als wenn sich diese zwei Schwestern liebend umarmten."

„Johannes", sprach der Ritter scherzhaft, „hast du wohl die zwei Schwestern gesehen? Sie müssen gar schön gestaltet sein und sich wunderbar freundlich und holdselig bezeigen." Darauf antwortete ich ihm: „Wer diese zwei Töchter des Himmels recht begreifen und anschauen will, der muß sie selbst im Herzen tragen und muß selbst beten und singen können; dann erblickt er sie überall wieder und sieht, wie sie im Innersten alles Lebens wohnen, und fühlt dann erst recht, wie die ganze Erde und alle Geschöpfe Gott loben; wie alles Leben mit seinem Wandel, seinen Freuden und Leiden nur ein heiliges Feuer ist, in dessen tausendfältigen spielenden Flammen sich die Liebe des allmächtigen Gottes selbst entzündet hat. Ach, dann hört alle Einsamkeit auf Erden auf und aller Zweifel, und ist einem frommen

Menschen das Leben recht wie der heilige Tempel zu Jerusalem, wenn um das heilige Grab des Herrn Jesus Christus tausend Pilger aus allen Weltgegenden zusammenströmen und nur eine einzige Stimme in vielen verschiedenen Sprachen zu Gottes Lob erheben. Aber nicht in allen Menschen, nicht in allen Geschöpfen ist die Andacht dieselbe, und hat auch jedes Wesen seine eigne Art, welche es immer zu erhöhen und zu verschönern sucht, um dem Tempel Gottes eine Zierde zu werden. Der Mensch aber ist nach Gottes Ebenbild erschaffen, und er ist der Spiegel der ganzen Natur; nur wenn der Mensch verdirbt, verdirbt die Erde, und nur wenn der Mensch recht blüht, in Tugend und Kraft der unsterblichen Seele, wird auch die Erde herrlich zu Gottes Lobe entflammen; denn er ist als Herr und Meister in den Garten gesetzt worden, daß er Rechenschaft davon gebe." — „Deine Rede gefällt mir gar wohl", sprach da der Ritter, „aber es sind doch nicht alle Menschen gleich stark und mächtig erschaffen, und kann doch nicht ein jeder dem andern gleich sein in der Zahl der guten Werke."

„Herr", erwiderte ich ihm, „die Anzahl tut es nicht, denn der ist wohl frömmer, dessen ganzes Leben ein einziges gutes Werk ist, als der, welcher seine Handlungen zählen kann. Wer vermag unseres Herrn Jesus Tugenden zu zählen? Ist er nicht wunderbar geboren aus unendlicher Liebe und hat gelebt wie die Ewigkeit der Tugend und ist gestorben, um den Tod der Sünde von uns zu nehmen? Die Ewigkeit ist ohne Zahl und Maß, und sie ist die Krone der Tugend; auch ist die Tat nicht die Tugend, sondern der ewige Wille, die unendliche Liebe, das lebendige, göttliche Streben ist die Tugend; die Tat ist nur ein Kind der Tugend, die Tugend soll das ganze Leben sein, auf Erden das streitende und im Himmel das triumphierende Leben. Die Blume, die ihr künstlich im Winter erziehet, sie ist kein Kind des Frühlings und wird früher sterben, so auch die Tat ohne Leben. Nicht die Blümlein hier im Garten, die wohl zu zählen sind, sind der Frühling, nicht der freudige Mai, der nicht lange währet, ist die Herrlichkeit der Natur, nein, er ist gleichsam nur wieder eine Blume im Garten des Jahres. Die Ewigkeit der Natur, die unendliche, lebendige Liebe und Allmacht Gottes, die nicht zu

zählen und zu ermessen ist, sind das Wesen der Tugend; denn Gott hat gesagt, daß wir tugendhaft sind, wenn wir ihm ähnlich werden.

„Ich habe einen Gärtner in Franken gekannt, der wohnte nur wenige Stunden von unserem Dorfe und war ein gar frommer und liebreicher Mann, der seine zahlreiche Familie und seinen alten Vater mit seinem Garten ernährte; und wer schöne Blumen und Früchte verlangte, der kaufte sie bei ihm. Ich habe mich oft bei diesem frommen Manne aufgehalten und wohl bewundert, wie er seine Arbeit eingeteilt hatte. Er grub die Erde um mit seinen größeren Söhnen und setzte die jungen Bäume und Gewächse; seine gute Frau band die Stämme an Pfähle, um sie schlank und grad zu ziehen, und zog die Zweige zu Lauben und Hütten zusammen; seine frommen Töchter, die noch gar klein waren, pflegten die Blumen und begossen sie aus kleinen Gefäßen, und unter einem hohen, starken Baume, den er einst selbst gepflanzt hatte, saß sein alter Vater inmitten der kleineren Kinder und band die Blumen zu Sträußen, welche die erwachsene liebe Tochter zierlich geordnet hatte und dann an Festtagen nach der Stadt zum Verkaufe trug. So war eines jeden Werk ein anderes, alle taten doch das Ihrige und waren fromm und von Gott gesegnet.

„Eine rechte Freude, ja auferbaulich war es anzusehen, wenn diese lieben, frommen Gärtner in die Kirche gingen; sie machten ordentlich eine kleine Prozession; sie waren alle mit Blumen geschmückt, und an Festtagen schmückte jedes Kind das Bild seines Patrons mit schönen Kränzen und Sträußen. In der Kirche erhob sich ihr Gesang, klingend und lieblich, über alle andern Stimmen, denn sie waren alle reinen Herzens und voll innigen christlichen Mutes. Wenn sie zusammen im Garten arbeiteten, so war dieser auch gleichsam ein lebendiges Gotteshaus, denn sie waren da alle einig und fromm wie Kinder Gottes und sangen oft einstimmig ein fröhliches Loblied des Herrn; die Kleinen aber, die um den alten Großvater herumsaßen, hörten ihm zu, wie er sie im christlichen Glauben unterrichtete und ihnen heilige Geschichten erzählte. Bei diesen Leuten habe ich am meisten Gutes gelernt und habe ihnen vieles zu danken, das wie Samenkörnlein in mein Herz gefallen

und jetzt erst recht zur Blüte in mir emporgewachsen ist. Denn, lieber gnädiger Herr, man kann wohl sagen, daß die Tugend das ist, was ewig belebet und alles zum unvergänglichen Wachstum bringt; und daß das Böse den ewigen Tod in sich faßt und unaufhörlich zerstörend wirkt. Ich kann wohl sagen, in ihnen hatte sich Gesang und Gebet recht innig verbunden; denn sie waren jegliches in seinem Herzen still und demütig in kindlicher Anschauung Gottes und der wunderbaren Allmacht seiner Werke begriffen, und gar leicht breitete sich ihr Gemüt freudig und gesund durch ihr Leben aus — sie konnten in allem, was sie sahen, den großen und gütigen Meister der Natur verehren und anbeten, aber sie konnten auch an allem, was sie besaßen, mit recht lebendiger Fröhlichkeit sich ergötzen und es genießen. So waren sie glücklich in Gott, lieb in Unschuld und ohne es zu wissen.

„Nun aber gibt es fromme Menschen, welche im Leben wie einsame Waldblumen schweigend blühen, die aus innerem Treiben ihr Haupt bescheiden zum Himmel erheben und in sich und um sich Gott in tiefer Einsamkeit verehren; sie sind wie Bilder der ewigen Ruhe und des seligen Friedens in das stürmende Leben gestellt, dessen wunderbarer Wechsel sie nicht berührt; sie sind gleichsam betrachtungsvolle Greise mit kindlichen, jugendlichen Locken und sehen nur Gott in allem und fürchten sich nicht vor ihm, er ist ihnen ein gütiger Vater, und ihr Gebet ist zu Gott wie die Rede der kleinen Kinder zu ihren lieben Eltern, stammelnde, unschuldige Freundlichkeit; sie sehen nichts als ihren Gott und wollen nichts als ihn lieben, wie auch die kleinen Kinder tun, und wie diese weinen, wenn sie allein sind, so liegen auch jene in tiefer Buße und flehen zu Gott, wenn er sich von ihnen wendet. In ihrem Herzen ist das Gebet, ihr Leben ist ein ewiges, stilles Beten, auf ihrem Angesicht ruht freundliche Begeisterung, und wir werden durch ihre Gegenwart erquickt und erfreut."

Während ich so redete, sah ich meinen Herrn ganz nachdenklich werden und schwieg derohalben still, um ihn in seinen Gedanken nicht zu stören. Bald aber wendete er sich lächelnd wieder zu mir und sprach: „Ich habe über deine schönen Reden nachgedacht, denn ich kann nicht sogleich alles recht begreifen

und habe dergleichen Worte nicht viele in meinem Leben gehört; aber es ist wahr, was du sprichst, und ich sehe dessen ein schönes Beispiel an meinen zwei Töchtern."

„Herr", sprach ich da, „sind denn nicht alle diese Jungfrauen Eure Kinder?"

„Nein, Johannes", erwiderte mein Herr, „nur die mit dem Schleier und die mit dem weltlichen Röcklein, welche dir so munter die Hand schüttelte, sind meine Kinder; die beiden andern sind arme Waisen, von mir und meiner seligen Hausfrau zu Gottes Ehre aufgenommen, doch habe ich sie nicht weniger lieb als meine eignen Kinder; denn sie sind gut und fromm nach ihrer Art, wie du selbst gesagt hast, daß ein jegliches Gemüt auch seine eigne Gebärde habe. Du hast vorhin Gebet und Gesang mit zwei Schwestern verglichen, und ich fragte dich scherzhaft, ob du sie wohl je gesehen, und meinte, sie müßten gar holdselig aussehen. O Johannes, wie du mir sprachst von jenen gottseligen und freudigen Gärtnern in deiner Heimat, da mußte ich immer an mein fröhliches und frommes Töchterlein Gundelindis gedenken, welche dich so herzlich begrüßte, und als du von jenen redetest, die da sind wie die stillen Waldblumen, da stand mein Töchterlein Ottilia immer vor meinen Augen." Als der alte Herr diese Worte geredet, flossen ihm die Tränen über die Wangen, und reichte er mir die Hand. Ich fragte ihn um seine Betrübnis; aber er war nicht betrübt; seine Trauer war wie die rührende Farbe des Abendlichtes ohne Schmerz. „Johannes", sprach er, „ich gedachte an meine selige Hausfrau, wie sie selbst das erfreuen würde zu hören, wie ich die Kinder nur liebe, mich an deiner schönen Rede ergötze und alles nur auf die Kinder auslege, was du sprichst; wenn ich nun diesen weiblichen Mut in mir fühle und denke zurück an die gewaltige Bewegung meines Lebens in Kampf und Kriegsfahrten, da ich noch ein rüstiger Mann war, so wird mir's nachdenklich in meiner Seele, und ich fühle, wie sich alles hinneigt zum Ziel mit Lächeln und Tränen."

„Herr", sprach ich, „der Mensch hat einen Engel, der ist sein Geleitsmann, und wenn wir alt sind, so lehrt er uns spielen, daß wir uns des Stolzes entwöhnen über weltliches Werk und

er uns als Kinder vor Gott führe, und Lächeln und Tränen sind der Kinder Weisheit und Schwachheit."

Nach diesen Worten reichte mir mein Herr die Hand und sprach: „Gesegnet sei die Stunde, da ich dich gefunden; deine Reden sind mir wie ein Abendgebet, ich will sie mit Andacht hören und dann schlafen gehen."

„Herr", sprach ich, „ich will dann wachen und beten an Eurem Lager und harren, bis ich Euch wiedersehe am Morgen." Da wir so geredet hatten, wurden wir still; denn man schweigt gern, wenn man mit frommen Worten den Tod berührt hat. Auch habe ich das oft bemerkt auf meinen Wanderungen bei mancherlei Erzählungen und Unterredungen, wo ich etwa auch selbst nach meinem kindischen Verstande mitgesprochen, daß eine recht lebendige Betrachtung geistlicher oder weltlicher Dinge gewissermaßen dem menschlichen Leben ähnlich ist. Mit kleinen, unschuldigen Worten hebt sich die Unterredung an und steigt auf unter Wechseln der Gedanken und hat ihre Unmündigkeit und ihren Jugendmut in lieblichem Ungestüm und wendet sich zu Gutem oder Bösem; oft auch begegnet ihr ein Gedanke, ernster und würdiger, und führt sie wie einen erfahrnen weisen Meister zu einer reinen Bahn, und wenn sie dann in wirksamer Deutlichkeit alle ihre Kraft verwendet, um in den Gemütern der Redenden und Zuhörer, in welchen sie lebt wie der Mensch in der Welt, ihr Werk zu vollenden und ihr eignes Wesen durch ein zurückbleibendes Zeichen zu befestigen, dann sinkt sie wieder in kindische Unschuld und verstummt gern mit einer lächelnden Wehmut über die Vergänglichkeit des irdischen Lebens, sich hinwendend mit Sehnsucht und Hoffnung zu Gott und dem Göttlichen, und das ist der schöne Tod einer schönen Rede, deren Ewigkeit besteht in der Heiligkeit und Würde ihres Inhalts, die in den lebendigen Boden der zuhörenden Seelen fallen und Gutes entzünden in alle Ewigkeit; ihre Sterblichkeit aber ist der Klang des Wortes, das da schallt und verstummt, damit ein anderes folge, und damit der Gedanke ganz hingebaut steht wie der Bogen einer Brücke, leicht aufwärts steigend und niedersinkend, oben drüber gespannt der ewige Bogen des Himmels und unten hinströmend das treibende, wilde Wasser.

Oft auch habe ich mich getröstet über das Hinfällige des Lebens mit dem Verhallen erhebender Worte, süßen Gesanges und erfreulicher Töne; denn ich habe in meiner Seele empfunden den Nachklang bei den Tönen; und die Erinnerung und lebendige Wirkung der Rede, erhebend und stärkend zu allem Guten, die lagen in ihm wie die Wurzel in der Erde, die den Stamm nicht sieht, über welchem blühende Äste wie eine andere Wurzel zum Himmel dringen; und über der lebendigen Wurzel da grünt es, wenn es unten gleich dunkel ist. So mag auch der Gedanke, der ausgesprochen ist, blühen in anderer Welt; so mag der Mensch, der im Leben steht wie die Wurzel in der Erde, blühen im Himmel; denn das Gute ist das Lebendige, und das stirbt nicht, nur das Belebte stirbt.

So hatte auch unsere Rede einen schönen Tod gehabt, und ich fühlte, da wir still wurden, daß es süß ist, zu sterben nach einem frommen, schönen Leben.

Die Sonne aber war unter unserem Gespräche hoch gestiegen, und nahte sich der Mittag, da trat ein Diener meines Herrn in den Garten und bat ihn, hereinzugehen; es seien Herrn des Rates da, die ihn sprechen wollten. Da verließ mich der edle Herr und folgte dem Diener, und ich ging noch im Garten und gedachte, wie daß ich viel und mancherlei geredet hatte, und wie es mir einige Male gewesen, als wäre ich allein und sehe meinen Herrn gar nicht, ja ich wußte gar von mir selber nichts, und hob sich nun mein Herz empor, daß es überfloß. Das wunderte mich, und war mir wohl dabei, auch wünschte ich immer so zu sprechen, denn man fühlt alsdann Trost und erquickliche Ruhe, als habe man gebetet.

In solchen Gedanken schaute ich die Blumen an der Erde und den blauen Himmel an, fühlte auch eine große Liebe zu ihnen. O Lust und Freude, dein Mittelpunkt ist ein unschuldiges Herz! So war mir da, und als ich dem Sommerhaus nahe kam, ging ich auf mein Kämmerlein und habe niedergeschrieben bis hierher, was mir an diesem Morgen begegnet, um deswillen, daß es mir selbst merkwürdig war, und daß ich gedachte, diese Geschichten könnten wieder jemand erfreuen, wenn ich gleich nicht wußte, wen; denn als ich das niederschrieb,

was ich heute meinem Herrn Ritter von meiner Jugend vorgelesen, dachte ich ja auch nicht daran, daß es ihm gefallen würde. Darum ist dies alles niedergeschrieben in Demut und nicht in Hoffart, die fern von mir ist; ich bitte auch Gott, daß er mir beistehe, in Wahrheit also fortzufahren, und jeden andern, der größere Dinge niederschreibt, mit derselben Gnade erleuchten möge. Amen. —

Zur zwölften Stunde bin ich von dem Diener zu des gnädigen Herrn Tisch gerufen worden. Der Diener aber schaute mich, da wir über den Hof gingen, oftmals an, und als ich ihn um die Ursache fragte, sagte er: wie ihm mein neues Kleid nicht übel gefalle, und könne ich ihm wohl danken, denn er habe dasselbe heute die ganze Nacht durch genäht, und freue er sich, daß es ihm so gut gelungen, ohne Anmessen; er wolle mir auch noch Falten auf die Ärmel nähen, wenn mir das lieb sei. Ich dankte ihm und sagte, es sei bereits wohl zu schön für mich, und versprach ihm gute Freundschaft. Da ich in den Speisesaal trat, hatte sich der Herr und zwei Gäste bereits zum Gebet gestellt, auch standen bei der Tafel die vier Jungfräulein. Der Ritter stand zu oben, die zwei Gäste, als der Junker Ludwig von Müllenheim und Herr Konrad von Dünzenheim, zur Seiten, und dann die Jungfrauen; ich aber stand dem Ritter gegenüber. Die Jungfrau mit den schwarzen Haaren sprach das Gebet, und dann setzten wir uns nieder, Ottilia aber und das traurige Mägdlein gingen zur Küche, und Gundelindis diente zu Tische als eine Magd, und nur die gebetet hatte, saß zu Tische. Da war mancherlei gutes Gericht und auch Weines genug, aber ich war blöde und hatte wenig Gelüsten; auch nötigte mich Gundelindis oft, zu essen, aber ich hörte mehr den Reden der Herren zu, als daß ich auf die Speise achtete.

Sie sprachen von der neuen Glocke, die sollte für den Münster gegossen werden, und waren sie nebst meinem Herrn die Pfleger des Werkes. Diese Glocke ist dem Meister Jörgen von Speyer, einem Bürger zu Straßburg, verdingt worden, den Zentner zu einem Gulden zu gießen, und hat man eine Hütte und Ofen auf dem Fronhof neben der Steinhauerhütte gemacht. Da habe ich mich wohl verwundert, was für ein großes

Werk das werden sollte, denn es sprachen die Herrn, wie man Meister Jörgen schon außer dem alten Zeuge, das man in Vorrat gehabt, an Kupfer für achtzehnhundert Gulden und an Zinn für eintausendzweiunddreißig Gulden gegeben habe. Die Herrn freuten sich sehr, daß eine solche Glocke, wie groß keine derweilen bekannt war, Gott und Marien, der Königin und Patronin des hohen Stiftes Straßburg, zu Ehren sollte zustande kommen. Da sprach mein Herr, der Ritter Veltlin von Türlingen: „O, was ist es eine herrliche Sache um den herrlichen, herzergreifenden Klang einer Glocke, die, erhoben über unsern Häuptern, gleich einer mächtigen Stimme des Himmels zu uns allen aus dem Gewölbe spricht. Wenn ich nachts erwache und oft mancherlei Gedanken habe über das Leben und ängstliche Sorge trage über die Meinigen, da schlägt die Glocke an, und mein Herz wird ruhig; denn ich freue mich, daß ich weiß: nun loben viele Gott, und mancher betet mit mir in gleichen Gedanken."

Ritter Konrad von Dünzenheim sagte hierauf: „Ich hab' oft gedacht, wie es wohl muß traurig gewesen sein und noch keine rechte Frömmigkeit, kein rechter Bürgersinn unter den Leuten, als man noch keine Glocken hatte; denn eine Stadt ohne den Klang einer lieben Glocke ist mir gleich einem Stummen, der in Gesellschaft wohl nicht leben kann."

Junker von Müllenheim sprach: „Wenn ich über Land reite und höre eine Glocke schallen, wird mir's immer wohl ums Herz, und finde ich mich zum Guten immer mehr gestärkt. Ich weiß nicht, ob es ist, weil die Glocken zur Ehre Gottes gesegnet sind, oder ob es der muntere, kräftige Schall selbst ist, der mir den Eindruck so mächtig macht, aber ein Schloß oder Städtlein zu bestürmen oder zu zerbrechen, ist mir immer schwerer worden, mit dabei zu sein, wenn ich die Sturmglocke so emsig summen hörte und sah, wie sie so sorglich im Turme hin und her schwankte."

Die Reden der Herren gefielen mir gar wohl, und da mein Herr das an meinem Angesicht bemerken mochte, forderte er mich auf, auch meine Gedanken zu sagen, worauf ich sprach: „Ich bin mit Euch ganz einer Gesinnung, daß eine Glocke gleich ist der Zunge einer Stadt, die mit ihrer kräftigen, hellen Stimme

zu ihren Bürgern spricht und sie zu dem Gedanken ermuntert, daß sie zusammen wohnen in Eintracht und Sippschaft, und es ist recht wunderbar, wie sie einem jeden sagt, was ihm gut ist, denn derselbe Klang, der den einen zum Beten ruft, hält den andern vom Fluchen ab; sie zeigt einem Bürger sein Ruhestündlein an und ermuntert seinen Nachbarn zum Geschäft; sie ist ein Trost der Kranken, ein Zuspruch der Gefangenen und rufet den Mann, der auf einsamer Wache stehet, mit frischer, mutiger Zunge an. Auch wie auf Erden der Mensch kein Geschöpf erkennen mag, an dessen Vollkommenheit die göttliche Allmacht herrlicher erkannt werde, als sich selbst, der, aus Leib und Seele bestehend, nach Gottes Ebenbild erschaffen ist, so muß all sein Bemühen und Trachten darauf gerichtet sein, in allem, was er für sich und seinen Nächsten beginnt und vollbringt, alle Kräfte seiner Seele und Glieder seines Leibes in wohlgeratner Ordnung zu bilden. So ist denn oft gar schon eine wohleingerichtete Stadt dem gesunden Leibe eines Menschen verglichen worden, und so denke ich mir denn die Kirche als das Gewissen und Herz dieser Stadt, wo ein jeder den lieben Gott finden und sich seiner teilhaftig machen kann, und ist die Glocke wohl der Zunge zu vergleichen, die zu den einzelnen Gliedern spricht: ‚Wir sind eins in mannigfacher Verrichtung; betet, ruhet, arbeitet, helfet, lachet oder weinet, aber wir sind eins, wir leben; so lasset uns leben, daß wir ewig leben mögen!‘

„Auch finde ich es schön und löblich, daß man die Glocken einweihet und gleichsam taufet, daß man mit feierlicher Handlung sie empfängt aus der Hand des Werkmeisters und sie aufnimmt mit geistlichen Zeichen zu ihrem geistlichen Gebrauch, und ob mich rühre der helle, muntere Klang des Metalls oder die Macht des Segens, der über das Metall gesprochen ist, mag ich nicht wohl unterscheiden; denn so wie die Zunge des Menschen gesegnet ist[1] und auch seine Rede durch seine Seele, also ist die Glocke gesegnet durch die Weihe des Priesters, und die Weihe ist wieder Klang von Gott, so wie die Seele und die Rede auch von ihm sind.“

[1] Bei der Taufe.

Da ich also gesprochen hatte, belobte mich dessen mein Herr und sprach: „Ich muß mich wohl verwundern, wie du so schön von Glocken redest und ganz bewegt dabei wirst; sag' mir doch auch deinen besondern Grund, weshalb du die Glocken so liebest."

Da sprach ich: „Eines hab' ich vergessen zu melden von der Glocke, und das ist nicht die geringste ihrer Eigenschaften, womit sie des Menschen Herz erfreut: das ist die Gastfreiheit und Milde ihres Klanges, der hoch über die Mauern der Stadt hinüber die müden, armen Wandrer begrüßt und ihr Vertrauen zu Gott und den Menschen ermuntert; ihr Klang ist den Heimatlosen und armen Waisen eine tröstliche Einladung und erweitert die Ringmauern der Stadt geistlicherweise für die, welche die Nacht auf einsamer Straße ohne Hülfe, als die Gottes, findet.

„Das hab' ich so recht herzlich gestern[1] abend empfunden, da ich noch ohne Obdach und Aussicht ein Bettler auf der Straße war; da wollte mir beinahe der Mut entsinken, als ich die Sonne so rötlich am Himmel untersinken sah und es schon stille ward im Walde. Sieben Wochen war ich nacheinander gereist, keinen Tag stillgelegen, und hatten meine Schuhe fast keinen Boden mehr; da riet mir zu Basel ein freundlicher Mann, ich sollte nach Straßburg ziehen; daselbst sei leichtlich unterkommen. Als ich nun zu Abend bis in den Wald kommen war, wollte mir aus Müdigkeit und Hunger der Weg gar weit werden; auch dachte ich mir, dieser Weg könne wieder, wie viele Stunden, die ich schon gemacht, gar umsonst sein, und war also sehr traurig, und da ich am Ende des Blobsheimer Waldes nahe bei einer alten Kirche stand, sah ich von ferne drei feine Dörfer, mit Schlössern und Kirchen geziert, als Blobsheim, Wibelsheim und Eschau, die lagen am rötlichen Himmel gar schön abgezeichnet. Da setzte ich mich unter einen Baum, zu ruhen und mein Abendgebet zu verrichten, klagte Gott dem Herrn unter Tränen meine Armut, der ich nun so lange im Elend herumgewandert und meines Elends kein Ende wußte; und was Elias unter der Wacholderstaude von Gott erbeten, ebendarum flehte ich unter dem Eichbaum, er wolle nunmehr meine Wanderschaft zu einem

[1] Kleine Ungenauigkeit des Dichters; den folgenden Andeutungen gemäß müßte es hier heißen: vorgestern.

seligen Ende führen, meinen Leib der Ruhe geben und meine Seele zu sich nehmen, oder aber mit mir, wie mit seinen Jüngern zu Emmaus, heute in einem der vorliegenden Örtlein und morgen zu Straßburg hilfreich einkehren; da ich nun in diesem meinem Gebete und fast in traurigen Gedanken einschlief, erweckte mich der helle, liebliche Klang der Abendglocke von Eschau; da fühlt' ich mich mit einem wunderbarlichen Vertrauen durchdrungen und ging stracks auf Eschau los, und da war auch mein Engel nicht fern, und hatte Gott mein Gebet erhört; denn allda fand ich Euch, mein gnädiger Herr; darum mögt Ihr mir wohl den Eifer, mit dem ich von der Glocke geredet, zugute halten."

Da jetzt der Diener hereinkam und meinen Herrn hinausrief in den Vorsaal, es wollten zwei Handwerker mit ihm reden, begab er sich heraus, und sagte der Junker von Müllenheim zu mir: „Ihr seid für Euer Ansehen gar gelehrt und sprechet tiefsinniger als ein Doktor; drum wundert es mich zu hören, wer Ihr seid."

Da sagt' ich, wie ich Johannes, ein fahrender Schüler sei, aus Burg Eberach und seit gestern abend ein Schreiber des Ritters Veltlin von Türlingen; nun fragte mich Herr Konrad von Dünzenheim: „Wie seid Ihr denn an Herrn Veltlin gekommen, und durch wessen Empfehl?" Da sprach ich: „Durch des Herrn Ritters Barmherzigkeit und Gottes Güte. Ich fand nahe bei dem Stift oder der Schaftenei zwischen 7 und 8 Uhr Herrn Veltlin. Neben ihm standen der Kirchherr von Eschau und etliche andere Vornehme vom Adel, mir als einem fremden Wandrer alle unbekannt; da blieb ich mit meinem Bündel aus Scheu fern von den Herren und bat bloß den geistlichen Herrn um einen Zehrpfennig. Da rief mich Herr Veltlin mit gemeinen bürgerlichen Worten zu sich und fragte mich, von wannen ich käme, wohinaus ich wollte, und was für diesmal mein Begehren wäre; darauf sagt' ich ihm höflich, ich sei ein armer Schüler, aus Frankenland gebürtig, sei auf etliche Wochen der Schule nachgezogen[1], habe jetzt meine Reise nach Straßburg gerichtet und werde durch meine äußerste Armut gezwungen, fromme Leute

[1] Wohl dem lateinischen scholae se substrahere nachgebildet: hinter die Schule gehen, die Schule (= Hochschule) verlassen.

demütig um einen Zehrpfennig anzusprechen. Darauf antwortete mein gnädiger Herr: ‚Bist du ein armer Schüler und mußt deine Nahrung erbetteln, so bin ich auch deines Handwerks; ich bin vor Gott ein Bettler und muß noch täglich lernen. Ziehe aber in Gottes Namen nach Straßburg zu, denn dort sind noch viel fromme Leute, und wenn du fromm bist, wird dir Gott auch bei frommen Leuten unterhelfen.‘ Hierauf befahl er seinem Diener, mir den Zehrpfennig zu geben; der gab mir Mönchköpfe oder sechs Batzen, worüber ich nächst seiner tröstlichen Rede so froh war, daß mir die Augen überliefen; denn ich bedachte gar wohl, was ich erst vor zwei Stunden unter der Eiche zu meinem Gott gesprochen hatte. Da ich nun meinem Herrn gedankt hatte, eilte ich mit großer Freude der Herberge zu, blieb allda über Nacht und trank eine halbe Maß Wein um einen Kreuzer und brachte in inniger Fröhlichkeit meinem Wohltäter manchen heimlichen Trunk zu, worauf ich mit leichtem frohen Herzen mich zur Ruhe begab.

„Gestern morgen nun stand ich früh auf und reiste nach Straßburg; unterwegs kam Herr Veltlin auch geritten mit seinem Diener; er grüßte mich mit einem ‚Bona dies‘; auch hatte er die Liebe und ließ sich in ein lang Gespräch ein mit mir, und da ich ihm wohl gefiel, nahm er mich auf als einen Schreiber und sagte mir seinen Namen, daß ich ihn fragen[1] konnte, worauf er mich verließ und schneller ritt. Solang ich ihn sehen konnte, stand ich still und sagte: ‚O Gott, wolle diesem Herrn hier die zeitliche Wohlfahrt und dort das ewige Leben geben!‘ Und als er hinter einem Hügel verschwand, war mir, als sei alles ein Traum, und dacht' ich: ‚Ach, wenn dein Glück wirklich verschwunden wäre!‘ Da rafft' ich mich zusammen und lief bis vor Straßburg hin und kam heran zu dem Herrn, der mich mit Liebe überhäuft hat.“

Nachdem ich also gesprochen hatte, kam Herr Veltlin wieder herein mit zwei Zimmergesellen und sprach zu seinen Gästen: „Hier bringe ich zwei wackere Männer, die haben sich was gar Großes verheißen, das ihnen bei Gott und der Welt Segen

[1] Erfragen.

bringen mag. Sie haben sich erboten, den Glockenstuhl zur großen Glocke zu Gottes Ehren und ihrer Freundschaft zum Gedächtnis ohne Lohn zu machen, und wollen um die Vergünstigung bei den Pflegern dieses Werkes ansuchen."

Die Herren verwunderten sich darüber und baten sie, das Vorhaben wohl zu bedenken, da solches kein leichtes sei und sie gereuen könnte. Da haben sie sich aber mit großem Eifer erboten, ihres Vorhabens gerichtliche Gewährschaft zu leisten, und nannte sich der eine Medard von Landau; der andere, Hans Eckstein, war ein Bürgersohn von Straßburg; als die Herren sie fragten, warum sie an solch großes Gelübde als noch ledige Leute gekommen seien, wollten sie es nicht gern offenbaren und sprachen: „Das mag vor uns bleiben und vor Gott." Da schaute ich mich um nach ihnen, denn sie standen hinter mir, und ich wunderte mich sehr, weil ich sie wohl erkannte; auch kannte mich der Medard von Landau und grüßte mich; da grüßte mich auch Hans Eckstein und schüttelte mir die Hand.

Herr Veltlin sprach: „Woher kennet ihr euch?" Da sprach der von Landau: „Gestrenge Herren, der weiß darum." Da stritten sie untereinander, ob sie ihr Gelübde offenbaren sollten, und ich ward ganz rot unter den Augen. Nun ward ein kleiner Stillstand der Rede, und die Jungfrau Pelagia stand auf, schenkte drei Becher Weines ein und reichte den einen gar freundlich dem Medard, den andern dem Hans, den dritten stellte sie mir vor; da lachten die Ritter und sagten, sie hätte ihre Zeit recht weislich genommen. Die Gesellen stießen die Becher an und brachten es der Jungfrau zu; sie dankte und sprach: „Nun sollt ihr auch eure Geschichte sagen"; da waren sie willig und erzählten, wie ihre Eltern schon in Feindschaft gelebt hätten eines gemeinschaftlichen Werkes wegen, und sei der Zorn leider mit ihnen ins Grab gegangen; und nun wären auch sie lange unfreund gewesen und hätten sich zu schaden gesucht. Medard sehe des Eckſteins Schwester nicht ungern, habe sich aber Gewalt angetan und auf sie geschimpft; da habe ihm Hans vorgeworfen, daß er von ungerechtem Gute lebe, denn sein Vater habe den seinen betrogen; darauf seien sie so im Zorne erblindet, daß sie sich zugesagt, vorgestern im Blobsheimer Wald, wo sie Holz fällen

sollten, gegeneinander zu stehen und ritterlich mit ihren Äxten auf Tod und Leben zu fechten, hätten sich auch aufgesucht, seien aber nicht gleich aufeinandergestoßen und dadurch noch erbitterter geworden.

Als sie so weit gesprochen, wollte ihre Rede nicht mehr recht fort, und schauten sie mich an. Da dies Herr Veltlin merkte, bat er mich, weiterzusprechen, und ich erzählte also: „Als ich im Blobsheimer Wald, wo er sich endet, unter einer Eiche lag, um zu ruhen und zu beten, und darüber entschlafen war, erweckte mich ein heftiges Reden, worüber ich erschrocken auffuhr. Da erblickte ich zwei Männer mit geschürzten Ärmeln, jeglicher eine Axt in der Rechten, zornig sich einander gegenüberstehend. Ich sprang zwischen sie und suchte sie mit freundlichen Worten auseinander zu bringen, nicht ohne große Gefahr meines Lebens; denn sie waren gar zornig, und wie ich mir so alle Mühe gab und Pauli Worte anführte: ‚Die Sonne soll nicht untergehen über eurem Zorne‘, da hat Gott meine Worte gesegnet und ihnen eine große Gewalt gegeben; auch hörten wir die Abendglocke von Eschau gar friedlich läuten; da sprach ich ihnen zu, darauf zu hören, und flehte sie an, das Friedensglöcklein zu ehren und sich zu verzeihen um des Herrn Jesus willen, der uns allen verzeihen möchte. Der Friede kam nun über sie; sie boten sich die Hände, und wollte mir Medard von Landau ein Stück Geld geben; ich nahm es aber nicht und bat ihn, es den Armen zu geben; denn ich fühlte mich gar reich zur Stunde und hatte doch keinen Heller.“ Da fuhr Hans fort: „Dieser Sühne zum Gedächtnis hat Medard sich verlobt, den Glockenstuhl zu machen, und ich will ihm treulich helfen zur ewigen Gedächtnis des Friedens, der mit den Glocken über uns gekommen ist.“ Da fiel Medardus ein: „Eckstein, sprich recht, deine Schwester Anna hat uns dazu beredet, als ich sie um Verzeihung meiner Schmährede bat, und versprach dabei, wenn die Glocke zum ersten Male läute, wolle sie mir die Hand am Altare geben.“

So ward da noch manche Rede gewechselt, und baten die Gesellen die Herren und mich, die Ursache nicht bekanntzumachen; das wär’ ihnen unlieb und könnte sonst Aufsehens geben. Da versprachen die Herren, daß es in der Stille bleiben

sollte, und gaben uns allen ihr Lob. Die Gesellen gingen von dannen und wurden über zwei Tage aufs Frauenhaus, wo des Münsters Sache betrieben wird, beschieden, ihr Vorhaben den Pflegern zu erklären.

Wie großes unverdientes Lob mir die Herren gegeben, will ich nicht hier schreiben; Gott gebe, daß all mein Wesen ihm wohlgefällig und den Menschen erbaulich sei!

Gegen Abend ließ mich Herr Veltlin in den Garten rufen und sprach zu mir: „Ich muß dir nun sagen, Johannes, von den vier Jungfräulein, wer sie sind und was ihr Wesen ist, auf daß du dein Dasein ihnen angemessen und nützlich machen mögest. Die älteste, welche du in ernster Tracht einhergehen siehest, ist meine Tochter Ottilia; sie ist ein frommes Kind und hat sich vorgenommen, in St. Ottilienskloster zu Hohenheim aufs Jahr das Gelübde abzulegen; die zweite, welche du heute zu Tische aufwarten sahest, ist meine jüngere Tochter, Gundelindis mit Namen; sie ist eine weltliche Braut und einem Edelmanne verlobt, der auf einer Fahrt nach Italien begriffen ist, und dessen Heimkehr wir täglich entgegensehen. — Das traurige Mägdlein aber heißt Athala; sie ist eines Schlossers Tochter, welcher mein Nachbar war und viel kunstreiche Arbeiten an der Uhr im Münster verrichtet hat; er war in seinem Gemüte ein gar trauriger Mann, und liegt über seinem ganzen Stamm ein wunderbares, finsteres Geschick, das hat ihn auch bis zu seinem Tode begleitet. Ihre Mutter war ein ehrliches und menschenfreundliches Weib, eine hilfreiche Freundin meiner seligen Hausfrau, und als diese mir in Gundelindis' Geburt für dieses zeitliche Leben genommen wurde, so übernahm sie es, das Kind zu säugen, da sie auch kaum recht[1] die Athala zur Welt gebracht hatte. So sind denn beide Milchschwestern, und Athala ist, da sie eine Waise wurde, welches nun zwei Jahre sind, als mein Kind in mein Haus eingetreten. Sie hat aber ein unglückliches Gemüt von ihrem Vater ererbt, ist stets voll Zweifel und Besorgnis und kann ihre Hoffnung nicht recht von irdischem Gute abwenden. Auch bei der kleinsten Verrichtung ist sie zum voraus eines übeln Ausganges

[1] Eben erst.

besorgt, und wenn es dann gelingt, so hat sie keine Freude und nennt es einen Zufall."

„Ach", unterbrach ich den Herrn, „das ist wohl ein armer Mensch, der seine Hoffnung nicht auf Gott stellt und auch irdischem Glück nicht vertrauen mag; ein solcher ist ohne Himmel und ohne Erde; er ist nichts als bloß ein trauriger Gedanke. O, wie sehr bedaure ich diese Jungfrau!"

Da fuhr mein Herr fort: „Nun ist ihr Leid gar schwer, wie ich heute von Gundelindis vernommen, und hatte ich dessen Ursprung noch nicht recht erkannt. Athala schläft aber mit Gundelindis in einer Kammer, und haben sie ein besonderes Vertrauen zueinander; da ich nun heute meine Tochter gefragt, ob sie nicht wisse, warum Athala gestern im Garten so wunderlich von ihrem Ringe gesprochen habe, antwortete sie mir, daß diese Nacht Athala viel heimlich geseufzet und, in der Meinung, als schlafe sie, einigemal zu sich selbst gesprochen: ‚Ach, so besteht denn keine Liebe für mich auf Erden, so soll ich denn hinsterben, ohne ihn wiederzusehen' — und andere bewegliche Worte; worüber Gundelinde sie angeredet und gesagt: ‚Athala, mein Schwesterlein, was fehlt dir? Hast du deine Sinne in eines Mannes Anblick verloren?' Und hat sie beschworen bei ihrer Mutter, deren Brust sie beide getrunken, ihr zu vertrauen, aber Athala hat nicht geredet und hat gesagt, sie habe im Traume gesprochen, was ich nicht glaube; denn sie hat oft und vielmal so gesprochen, da doch die Seele im Traum bei einer Sache nicht lange verweilt und von einem zum anderen eilt. Nun ist mir kein Zweifel, daß sie in irgendeines Mannes Liebe unglücklich gefangenliegt, und muß ihr Leid schon lange währen und nicht zu helfen sein, da sie bescheiden ist in allem, was sie begehrt, und willig entbehren mag, wenngleich mit stillem Schmerz.

„Nun aber muß ich noch reden von Pelagia, der jüngsten von den vier Mägdlein, die doch älter erscheint in Erkenntnis, Rede und Gebärde; sie ist nicht aus diesen Landen, ich habe sie als eine arme Waise in Jerusalem aufgefunden und hier in Straßburg taufen lassen. Diese Jungfrau besitzt eine herrliche Seele, und von ihren Lippen kommen gar wunderbare Reden

gleich den sinnigen Erfindungen der Dichter; mit großer Freude hört sie Geschichten und Lieder und erfindet auch selbst allerlei Abenteuer, die sie ihren Schwestern gar lebhaft darzustellen weiß, daß ich oft selbst mit allen Sinnen aufmerken muß. Eine innere, tiefere Heiterkeit ist in ihrer Seele; sie betrachtet die Natur mit aufmerksamer Liebe und ist oft lange ernsthaft, ohne traurig zu sein. Wenn sie betrübt wird, so bricht sie schnell in heftige Tränen aus, wird aber gleich fröhlich und singt:

‚Es hat einmal geregnet,
Die Läublein tröpflen noch.‘

Vor allem hat sie gar große Lust zur Musik und kann die Orgel schön schlagen, auch singt sie geistliche und weltliche Gesänge mit einer ganz anderen, herzergreifenden Art als andere, wenn es gleich dieselben Weisen sind. Ich kann nicht sagen, daß sie Gott ergeben sei, ich muß sagen, sie sei ganz voll von allem, was Gottes ist. Doch hat sie keine Verachtung für weltliche Dinge und weiß in allem, was sie mit Rede oder Handlung berührt, ein Wesen zu erwecken, das, wo nicht heilig, doch sehr ehrwürdig ist.

„Doch du solltest beinahe glauben, Johannes, ich liebte Pelagia mehr als die andern, da ich so viel von ihr rede und doch nicht eigentlich zu sagen weiß, wie sie ist.“

„Herr“, sprach ich da, „ich glaube das nicht; aber es ist schwer zu sagen, welches die Gestalt des Bewunderungswürdigen sei. Wenn wir von dem Wesen des Menschen sprechen, so meinen wir damit weltliches oder geistliches; wir sagen, wie es sich entweder der Erde oder dem Himmel ergibt. So wie wir die Pflanzen darnach unterscheiden, ob sie entweder an der Erde kriechen oder ihr Haupt als Blume zum Himmel richten; aber es mag wohl noch etwas geben, was wir mit beiden nicht vergleichen können, was nicht wegen der Welt weltlich, wegen des Geistes geistlich ist, was um seiner selbst willen in sich selbst weltlich und geistlich ist, was schön ist vor den Augen der Menschen und Engel, was betet aus innerer Lust und scherzet in tiefer Andacht und von allem nichts weiß als vom Leben, dem ewigen Leben, nicht von jenem nach dem Tode, nein, vom Anfang her bis zum Ausgang. Wenn wir solche Menschen finden, sind wir lange

mit ihnen, ohne sie zu kennen, tun ihnen auch wohl unrecht, weil wir sie bezwingen wollen, um sie zu begreifen; aber wir müssen sie bewundern, und ist es fast, als wären sie ohne Erbsünde geboren, und wie dem sei, so hat Gottes Gnade groß an ihnen gewirkt, da er sie als Lehrer und Dichter gesetzt hat, ihn und das Leben zu verkündigen und zu preisen.

„Gar schön steht also Pelagia zwischen Euren beiden Töchtern, da Gundelindis sich zu ehelichen sucht und Ottilia sich Gott allein will ergeben; so mögen in ihre Hand beide ihre Hände legen.

„Ich habe einstens von einem großen Meister gehört, der es in wunderbaren Kunstwerken so weit über den Begriff unkundiger Männer hinausgetrieben, daß man ihn fast für einen Zauberer hielt; er hatte auch von Metall so sinnreiche Spiegel gemacht, daß auch die unsichtbaren Geister darin als liebliche Gestalten erschienen. Wenn in der Ferne geredet oder gesungen wurde, so erklang es in dem Spiegel mit lieblicher und klarer Stimme, ja, und wenn die Sonne hineinschien, ward ihre Wärme so gewaltig, daß man in ihrem Abstrahle Metalle konnte fließen machen. Diesen Spiegel hatte der Meister in großem Fleiß und steter Bewunderung der Allmacht Gottes endlich zustande gebracht, nur seine Freunde und Schüler wußten davon, und viele Freude und Andacht hat er mit seinem Kunstwerke unter ihnen erweckt; da aber die Bürger der Stadt davon hörten, mußte er sein Werk öffentlich ausstellen, und entstand daraus mannigfaltiger Mißbrauch, auch war der Zudrang des Volkes so groß, daß er ein Diener seines eigenen Werkes werden mußte, er mußte immer bei dem Spiegel stehen und den törichten Menschen Antwort geben, welche bald ihre Zukunft in weltlichem Glück oder ihr Geschick in der Liebe in seinem Spiegel sehen wollten, und so entstand viele Sünde durch ihn, indem die Menschen durch den Spiegel von Glauben, Hoffen und Lieben gewendet wurden, ja es entstand schreckliche Ketzerei, da ein teuflischer Zweifler den heiligen Leib Christi figürlich vor dem Spiegel sehen wollte. Der Meister erhielt großen Reichtum und ging endlich in weltlicher Hoffart unter; denn er ergab sich zügelloser Liebe und richtete großes Elend an. Als die Sonne

von Wolken verhüllt war, legte sich sein Kind an der Erde schlafen. In der Stube, in welcher der Meister nicht zugegen war, stand der Spiegel ohne Herrn; die Sonne trat hervor, und der Abstrahl des Spiegels traf und tötete das Kind. Da kehrte der Meister zurück und erkannte das Elend, und da er keinen Trost mehr in Gott fand, legte er sich nieder über sein Kind in die Flammen und verbrannte sich das Herz; da ergriff die Flamme das Haus und verzehrte das Haus und die Stadt."

„Das ist gar eine nachdenkliche Geschichte", sprach Herr Veltlin; „aber wie du deine Rede von Pelagia so plötzlich auf den unglücklichen Spiegel gewendet, habe ich nicht recht verstehen mögen; du mußt mit deinen Gedanken nicht also eilen, gedenke, daß ich ein Greis bin und in anderem Leben als du ergraut; da sage mir, wie verstehst du das?"

Da bat ich meinen Herrn um Verzeihung meiner Schnelligkeit und sprach: „Es ist wunderbar, daß man so lebendig wird in der Betrachtung solcher Menschen, als Ihr Pelagia geschildert; es ist, als könne man das Feuer nicht anschauen, ohne zu erröten und zu erwärmen. Ich habe aber das Beispiel des Spiegels herbeigeleitet; da ich gesagt, Ottilia, die Braut des Himmels, und Gundelindis, die Braut der Erde, könnten in Pelagias Schoß sich die Hände reichen, war mir, als müßte ich sie den seligen Bund Himmels und der Erde nennen, welcher das eigentliche höchste menschliche Leben ist; solche Menschen sehen alles in Gott und Gott in allem; sie sind diejenigen, denen Gottes Ebenbild noch nicht durch die Schuld der Eltern zerstört ist, ihre Seele ist geschaffen gleich einem alles verklärenden Spiegel der Schöpfung. Gleichwie der geistliche Mensch zum Himmel ringet von der Erde, und wie der irdische Mensch den Himmel zur Erde niederruft, so schweben solche Seelen zwischen beiden; in ihnen ist kein Ringen, kein Ruhen, sie sind unschuldige Kinder des Lebens, auf welche Gottes Segen taut; ihr Blick ist wie das Licht auf alles blickend, nach ihnen schaut Himmel und Erde. Aber das Böse hat ein Ärgernis an ihnen und dringt zu ihrem Sitze, der nicht in Mauern klösterlicher Zucht noch in dem schützenden Hause des Staates verborgen ist, und so werden sie leicht, gleich den Dichtern und Weltweisen, eine Beute der Eitel-

keit, Schöpfer des Unglücks und gehen unter in den Flammen ihrer Seele, welche dem kunstreichen Spiegel zu vergleichen ist. Darum sollen sie wandeln in Unschuld und Demut und sollen fliehen allen Lohn, weil sie der Lohn des Herrn selber sind." — „Du meinst also, Johannes, es gebe dreierlei Arten von gottgefälligen Menschen, die geistlichen, welche ihr ganzes Leben schon vor dem Tode bloß dem Herrn aufopfern, und die weltlichen, welche in häuslicher Treue und Zucht ihre Kinder zu Gottesfurcht und Arbeit erziehen, dann aber noch welche, in denen sich beides verbinde, und diesen gesellst du Pelagia zu. Ich muß dir wohl gestehen, daß ich früher solcher Menschen nicht gedacht habe und nun gar wohl begreife, wie sie auf gefährlicher Bahn zwischen Himmel und Erde wandeln, denn sie können leicht straucheln, und sollten sie wohl sich mit ihren Künsten und tiefen Gedanken zu Gott halten, damit sie nicht mächtige Diener der Welt werden."

Da sprach ich: „Ich kann besser noch sagen, daß es gebe betende, arbeitende und lehrende Menschen; denn lehrend soll sein und ist alle wahre Kunst; wenn sie gleich oft eine bloße Ergötzung der Sinne scheint, so führt sie doch die geheimeren, wunderbarlicheren Eigenschaften Gottes der Seele und der Welt vor unser Gemüt, das sie mit mannigfacher Rührung bewegt, von dem alltäglichen befangenden Leben die Augen zu erheben und sich nicht verloren zu geben an die kurze Zeit und ihren Dienst; auch leiht sie der betenden beschauenden Einfalt, welche sie selbst dem Herrn aufopfert, mannigfache Sprache und Gestalt, sein frommes Wollen in vielgestaltigen Bildern zu offenbaren und zu verherrlichen, und wenn ich es Euch so recht deuten sollte, möchte ich sagen[1]: wenn der geistliche Mensch einem Kinde gleicht, das mit heftigem Verlangen sein Händlein zur Sonne hebt, so gibt die Kunst ihm in die eine Hand eine brennende Kerze und in die andere eine schöne Lilie, daß er mit Licht und Duft seinem Herrn bildlich näherkomme und nicht verzweifle durch seine Armut. Und wenn der weltliche Mensch, umringt

[1] Die folgenden Sätze sind Umschreibungen von Dichtkunst, Baukunst, Farben- und Tonkunst.

von Werkzeugen, an den Gebäuden seiner Zeit arbeitet und, geängstet von dem Bedürfnis und ermüdend in der Arbeit, in irdischen Zweifel fällt, so singt ihm die Kunst ein Lied, daß das behauene Holz wieder zu ergrünen und der Schlag der fallenden Axt nur der Takt und Klang erquickender Gesänge zu sein scheint. Aus der toten Wand läßt sie das göttliche Antlitz hervorleuchten, sie befestigt die Bilder der Heiligen, der Patrioten und der Freunde auf die tote Leinwand und bezwingt die Zeit und die Ferne, welche dieselben uns nahm; sie macht das Heilige und Teuere des Lebens uns ewig, gibt den verborgenen, tiefen Geistern einen scheinbaren Leib, fördert alle Schätze des Geheimnisses in Wort und Gestalt zutage. Sie übersetzt den geistlichen Reichtum aller Völker in die allgemeine Sprache der Sinne und gibt dem unaussprechlichen Gefühle Ausdruck in den herrlichsten Tönen; sie ist Gottes ewiges, unaufhörliches Werde, insoweit es seinem Ebenbilde, dem Menschen, verliehen ist. Ach, wie herrlich ist sie schon, wenn sie auch nur ein mildes Mondlicht dem ist, der den Anblick der Sonne nicht ertragen mag, mit kranken Augen."

Also hatte ich, in dem Laubgang auf und ab gehend, mit meinem gnädigen Herrn gesprochen, und ging die Sonne bereits unter; da wurden wir stille. Das währte nicht lange, als wir gar herrlich auf der Orgel schlagen hörten und klare Stimmen dazu singen. Herr Veltlin faßte meine Hand und blieb mit mir stehen. Das war eine herrliche Musik, und sangen sie in abwechselndem Liede fragend und antwortend, und dann fielen wieder die Stimmen zusammen in vereinter Glut. Da wir stillstanden, hatten wir uns gen Abend gekehrt, und der Schein der Sonne gegen das Gewölk gab manche glühende Farbe; auch war es wunderbar zu schauen, denn die Sonne ging hinter dem Münster unter, und stand der hohe durchbrochene Turm schwarz vor uns, und man konnte von innen und außen her den feurigen Himmel erkennen. Und wenn die Wolken durcheinanderzogen und ihr Glanz sich vermischte zu höherem Purpur, fielen auch oft die klaren Stimmen der Sänger und die wallenden Tonfluten der Orgel zusammen, und es war, als wenn der Gesang und der Farbenhimmel sich verständen und zusammen spielten.

„Es hat die Orgel gar schön angefangen", sagte Herr Veltlin, „auf deine Rede so recht wohltätig."

„Ja, sie hat sagen können, was ich nicht sagen, ja selbst nicht denken konnte; ist es doch, als wäre der kunstreiche Turm das Gebäude der Orgel und ziehe der bunte Himmel wie die Töne durch ihn."

Als ich so sprach, präludierte die Orgel ein anderes Lied, und Herr Veltlin sagte: „Sieh, jetzt zieht der letzte Lichtstreif am Himmel hin!" Dann hob er an, mit herzlicher Stimme in die Singweise der Orgel einzufallen:

„Ich grüß' dich, zarte, schöne Fraue,
Und biet' dir freundlich gute Nacht,
Bis daß der ew'ge Tag im Taue
Vor deinem Kämmerlein erwacht.

„Ein heil'ger Engel soll zur Seiten
An deinem Bettlein Wache stehn,
Die goldnen Flügel ob dir breiten
Und schwere Träume von dir wehn.

„Daß sie sanft erwache
Aus ihres Schlummers Ruh',
Der Morgenstern ihr scheine
So recht mit Liebe zu —
Sie schlafe, sie wache,
Sie stehe, sie gehe,
Die Holde, die Meine,
Oder was sie tu'.

„Daß ein Engel bringe
Der Zarten meinen Gruß,
Leis wie im Maien scheine
Des Morgenstrahles Kuß.
Sie bete, sie singe,
Daß eile die Weile,
Die ich alleine
Ohne sie sein muß."

Also hatte Herr Veltlin mit bewegter Stimme dies Abendliedlein gesungen, und da er aufgehört, sagte er ruhig zu mir: „Gelobt sei Jesus Christus!" — ich sprach: „In Ewigkeit, Amen."

Dann sagte er: „Laß uns nun hinaufgehen und uns bei den Spielleuten bedanken für die Musik.“ Da wunderte ich mich, daß die Orgel war im Hause geschlagen worden; denn es war an dem Münster ein so schönes Echo, daß ich geglaubt hatte, der Gesang sei in der Kirche. Das Liedlein, welches mein Herr sang, war aber ein altes Abendlied, das er noch als ein Junggeselle, da er um seine selige Hausfrau warb, gesungen; er pflegte es jetzt oft an schönen Abenden zu singen, als ein Gedächtnis an sie, und weil es eine solche Art hat, daß es leicht als eine ruhige Betrachtung des Todes und eine Sehnsucht des Wiedersehens konnte verstanden werden. Auch muß die selige Frau Herrn Veltlins eine gar tugendsame und schöne Frau gewesen sein, denn sie ist das Fräulein Agnes von Endingen, auf welche das Lied gedichtet worden, das hier in Straßburg noch in vieler Leute Mund:

Eines reinen, guten Weibes Angesicht
Und fröhlich Zucht dabei,
Die sind wahrlich gut zu sehn,
Zu guten Weibern hab' ich Pflicht usw.

und wie es ferner lautet.

Wir gingen aber in die Buchkammer, worin die kleine Orgel stand, da fanden wir die vier Jungfräulein. Pelagia saß vor der Orgel und spielte; ihr zur Seite stand Ottilia, die ich nicht gleich erkannte, denn sie hatte einen ganzen Nonnenhabit an und wollte sich bereits im Chorsingen üben. Gundelindis aber schwebte munter auf und nieder; indem sie mitsang, trat sie die Bälge. Athala saß allein auf einem niedrigen Schemel und sah mit gestütztem Haupte zur Erde; vor ihr lag ein großes Buch aufgeschlagen mit schönen Bildern, aber sie war ermüdet, hineinzusehen, und die Kerze daneben brannte trüb herunter. Herr Veltlin dankte Pelagia, daß sie sein Abendlied angestimmt, und sagte: „Ich habe es gar herzlich mitgesungen.“

Da stritten die drei Jungfräulein, welche es zuerst gewollt habe; Gundelindis sprach: „Hab' ich nicht gesagt: ‚Nun noch des Vaters Abendlied, das will ich noch treten, dann hör' ich auf,

weil ich schon gar müde bin?'" Ottilia aber sagte: „Du hast früher gesagt, daß du müde seist, und ich bat dich, noch das Abendlied zu vollenden." Da sprach Pelagia: „Ich spiele es ja allen Abend, wenn der Vater im Garten ist."

Da wendete sich Herr Veltlin zu Athala und sprach: „Du mußt es wohl am besten wissen, da du stille zugehört; sag', wem verdanke ich das Abendlied?" — Die Jungfrau aber fuhr auf als aus schwerem Traume und hatte auf die Rede nicht gemerkt. Da sagte Herr Veltlin: „Von dir werde ich es wohl nicht erfahren, denn du hast seit einigen Tagen gar großes Studieren vorgenommen; ich sehe dich auch in meinen allergrößten Büchern lesen, und du wirst bald zu wissen tun, wie die Gräslein wachsen." Also sprach der Ritter scherzend; da erwiderte die Jungfrau: „Gnädiger Herr, entzieht mir Eure Liebe nicht, meiner Traurigkeit halber! Ach, ich sitze wohl stundenlang und denke und sinne, um sie zu bekämpfen, aber ich vermag es nicht, und wenn ich mich besinne, so bin ich immer nur traurig." Da sprach Herr Veltlin: „Du willst Traurigkeit mit Betrübnis bekämpfen; das geht wohl an, denn man kann wohl mit Tapferkeit einen Tapferen besiegen, und mit manchem Schritt legt man eine Reise zurück; aber wer der Sieger sein soll, muß mächtiger sein als der Gegner, darum sei traurig über das Leiden des Herrn, dann wird deine irdische Trauer zerrinnen. Aber laß sehen das Bild, das du betrachtet hast, und das dich nicht trösten konnte."

Da legte er das Buch auf den Tisch, und wir traten alle um ihn. Ottilia aber ging ruhig nach ihrer Kammer, um ihr Nonnengewand wieder abzulegen. Das Bild stellte drei Jungfrauen vor, die auf offener See mit verschlungenen Armen in einem Schiffe saßen, das eben untergehen wollte. Vom Lande aber fuhren drei andere Jungfrauen auf sie zu. Da baten die Mägdlein, daß ich ihnen die Schrift lesen möchte. Herr Veltlin setzte sich nieder, und da Ottilia zurückgekehrt war, setzte sie sich auch zu den anderen Jungfrauen, und sagte Herr Veltlin: „Nun, Athala, achte fein auf die Geschichte und werde guten Mutes." Da las ich also, wie ich es geschrieben fand:

Von dem traurigen Untergang zeitlicher Liebe.

Es war Gott immer wohlgefällig und den Menschen eine Handlung der Andacht, die Erstlinge der Früchte und Tiere dem Herrn zu opfern; er nahm sie als einen kindlichen Beweis menschlicher Liebe, denn er genießt ihrer nicht. Durch dieses Opfer war Gott gleichsam ein Gast des Menschen, und das Mahl ward geheiligt und gesegnet durch die Gesinnung. Damit nun auch unser ganzes Leben geheiliget und gesegnet werde, so sollen wir Gott die Erstlinge, die ersten Früchte unserer Seele, die von ihm ist, aufopfern, und dies ist die erste Liebe.

Wenn wir zuerst jene allmächtige Neigung des Wohlwollens, das durch alle Grade des Verlangens bis zur innigsten Vereinigung steigt, in unserer Brust empfinden, so sollen wir die Knospe dieser göttlichen Flamme an Gottes Sonne erschließen, daß seine Liebe sich entwickele und jener allmächtige Trieb in uns, der göttlichen Ursprungs ist, gleich nach seiner Geburt seinem Vater in die Arme gelegt werde, zu erkennen seinen Ursprung und sich hinzukehren mit aller Macht nach dem Himmel, von dem er ausgegangen.

Es liegt kein Segen auf dem Menschen, der in die Fremde geht, ohne seinen Freunden eine Träne zu weihen; der fromme Wanderer bleibt lange auf dem Hügel stehen und schaut mit tiefer Bewegung nach seiner Heimat nochmals zurück, und dann erst setzt er mutig seinen Wanderstab vorwärts, indem er gleichsam sein Vaterland recht in seine Brust aufgenommen und wie ein heilbringendes Kleinod auf seinen Wegen mit sich trägt; also soll auch die Bahn des Lebens begonnen werden mit dem Rückblick auf unsere Heimat in Gott; die sollen wir mit der ersten Liebe lieben und so in unsere Seele aufnehmen, daß alle unsere Liebe, auf ewig dadurch geheiligt, von irdischen Ängsten frei, wie ein Held, in dessen glänzenden Waffen sich die Sonne und der trübe Himmel abspiegeln, mutig durch das Leben schreite.

Viele aber sind wie der verlorene Sohn, der sich grausam und im Streit von seinem gütigen Vater trennte, sein Erbteil begehrte und hinging in alle Welt, es zu verschleudern; also auch die Gemüter, welche mit allen herrlichen Eigenschaften der Seele in frechem Selbstvertrauen dem Leben entgegengehen,

ohne sich erst mit ganzer Liebe dem Vater der Liebe zu nähern; all ihr Treiben wird zeitlich und wird untergehen in der Zeit, und sie werden trostlos weinen, wie der verlorene Sohn, um das vergeudete Gut, im Elend, aber sie sollen zurückkehren gleich ihm und sich versöhnen mit Gott. Doch ist die Rückkehr der Seele schwerer als die des Menschen, denn die Seele vergeudete ewiges, der Mensch nur zeitliches Gut.

Es ist aber das Wesen der Zeit, daß sie nie ruht und rastlos verschwindet, wie ein verschlingender Strudel, und hat uns der barmherzige Gott die ewige Seele gegeben, daß wir triumphieren können über die Vergänglichkeit. Wer hat aber ein Recht, sein Geschick zu beklagen, wenn er es freiwillig in den Tod führt? Wer aber seine Liebe in Gott, im Lichte, im Leben aufgehen läßt, der wird eine Aussaat gewinnen, die in jeglichem Boden Früchte trägt, alle Liebe, die sich ihr verbindet, veredelt, über den Tod triumphierend zum Himmel treibt, ja selbst auf dem niederreißenden Wirbel der Zeit, wie eine Wasserlilie schwimmend, leben und blühen kann.

So haben die drei törichten Jungfräulein, die hier abgebildet sind, nicht getan; ihre Geschichte ist also:

Es waren drei Schwestern, denen hatte es geträumt, sie sollten am Meeresufer schöne Perlen finden bei Aufgang der Sonne, und sie gingen vor Tag hinaus an den Strand. Der Sand rasselte unter ihren Füßen, es lagen Nebel auf Land und Meer und war gar einsam, auch hatten sie noch nicht gebetet. Wie sie nun fast in Sorgen standen, hörten sie ein Glöcklein läuten und zugleich einen wunderbar lieblichen Gesang. Da wurden sie uneins, denn die Jüngste sagte: „Ich will nach dem Schall des Glöckleins gehen, da finde ich eine Kapelle und kann erst mein Gebet verrichten.“ Die zwei andern aber wollten dem Gesang nachgehen und sagten: „Das ist gewiß ein schöner Jüngling, der auch Perlen sucht und der uns welche gibt, wenn er uns sieht.“

Da trennten sie sich, und ging die eine nach dem Glöcklein. Die zwei andern aber schwuren sich törichte Liebe zu und wollten beieinander sein bis in den Tod, und so gingen sie dem Gesange nach, der immer hinreißender und lieblicher tönte; ihre jüngste

Schwester rief ihnen nach zuweilen, ihr zu folgen, aber sie hörten es nicht, und ihr Schritt war stürzend immer schneller gegen den Gesang, als gingen sie einen Berg herab.

Da fanden sie das Ufer und ein kleines schlechtes Schifflein ohne Schiffmann und Ruder; sie hatten die Arme untereinander verschlungen und setzten sich hinein; sie hörten den Gesang immer lieblicher, da kam die Flut und trieb das Schifflein auf das offene Meer. Nun wich der Nebel, und die Stimme stieg aus den Wellen heraus, da hörten sie den Gesang immer lieblicher, aber auch ihrer Schwester Stimme hörten sie ängstlich von der Kapelle aus; denn diese stand hoch und sah sie mit Schrecken auf dem weiten Meere.

Da sie so gar traurig gegen das Meer zu klagte, wendete sich ein alter Schiffer zu ihr, der auch da gebetet hatte, und fragte sie, was sie erschrecke. Da er aber die zwei Jungfräulein auf dem Kahne sah, sagte er: „O weh, sie sind verloren! Es ist mein Kahn, ich wohne auf jenem Felsen, in dessen Strudel der lockende Perlengeist wohnt, der bald als eine Jungfrau, bald als ein Jüngling erscheint und die törichten Weltkinder verschlingt. Ich fahre täglich herüber, hier zu beten, mein Ruder und Segel nehme ich mit in die Kapelle; wir wollen das Glöcklein recht anziehen, daß sie an Gott gedenken und beten." — Da zogen sie miteinander das Glöcklein an, daß es ängstlich hin und her schlug. Aber die Jungfrauen hörten nicht darauf, sie lauschten nur dem Gesange und riefen: „Kühl und lieblich ist die Luft, siehe, dort steigt der Sonnengott aus dem Ozean, o des süßen Gesanges, der das Herz durchdringt!" Nun begannen sie ihre Locken zu ordnen, weil es Tag ward, und waren ängstlich besorgt, ihre Augen seien trübe, weil sie so frühe aufgestanden. „Du bist sehr blaß", sagte eine zur andern, und da färbten sie sich ihre Wangen mit falschem Rote.

Da sahen sie vor sich zwei große Felsen, und plötzlich tauchte ein schöner Jüngling aus der Flut, der, die süßesten Lieder singend, ihnen winkte. Er zog lange Perlenschnüre und Korallen aus den Wellen und spielte damit.

„Ach, die köstlichen Perlen!" rief die eine aus — „o, der schöne Jüngling!" die andere. Da fuhr ihr Schifflein wie ein

Pfeil zwischen die Felsen hinein, kam in den Strudel und begann sich im Kreise zu drehen. Anfangs glaubten sie, es sei zur Lust, auch blies der Jüngling einen munteren Tanz dazu auf einer schimmernden Muschel; aber der Strudel drehte sich immer heftiger und riß das Schifflein mit den eitlen, weltliebenden Jungfrauen unter schrecklichem Angstschrei hinab in seinen Schoß. Mit großem Jammer hatte das Jungfräulein und der alte Schiffer das Schifflein der beiden Schwestern aus den Augen verloren. „Ach, lieber Schiffer", sprach sie, „wenn wir nur einen Kahn hätten, daß wir ihnen folgen könnten; vielleicht sind sie noch zu retten."

„Hier ist kein Kahn als meiner, hier hält sich kein Fischer auf, und den meinigen haben sie mitgenommen, und ich würde nun hinüberschwimmen müssen, was ich altershalber nicht mehr leicht wage; ach, ich wollte den Kahn gern verschmerzen, wenn nur deine armen Schwestern nicht umgekommen wären!" — „Ach", weinte die Jungfrau, „so sind sie denn verloren; hätte ich sie doch zurückgehalten, aber ich rief ihnen oft und bat, da gaben sie mir schlimme Worte." — „Gott erbarme sich ihrer!" sprach der Schiffer und sah ins Meer. „Sieh, dort treibt mein Kahn leer ans Ufer!"

Nun gingen sie beide von der Kapelle hinab in den Kahn und weinten bitterlich; die Jungfrau trug das Ruder, der Schiffer das Segel, und als sie alles geordnet, sang der Schiffer ein frommes Lied, in welches die Jungfrau einstimmte. Es erhob sich ein frischer Wind, das Segel schwoll, und sie fuhren auf einem Umwege nach der Insel. Dort wollte die Jungfrau auf den kleinen Felsentreppen schnell über das Gesteine laufen, um nach ihren Schwesterlein zu suchen, aber der Schiffer hielt sie zurück und sprach: „Nein, meine Tochter, bleibe hier, denn du magst sie nicht erretten, und jenseits ist der Fels so schlüpfrig, und der Gesang des Perlengeistes würde dich so verwirren, daß du leicht auch hinabstürztest." Da wollte sie mit aller Gewalt hin, bis ihr der Schiffmann versprach, ihr bis auf den Abend ihre Schwestern zu zeigen. Da fragte sie ihn, wie er auf die Insel zu wohnen gekommen sei, und was er hier treibe. Der Schiffer sagte, er sei hierher gezogen, die Unglücklichen, welche durch den

verführerischen Gesang gelockt würden, zu warnen, die schon Untergehenden zum Gebete zu ermahnen, für die Verlorenen aber zu beten.

„Wer hat dich aber zuerst hergeführt?" sprach die Jungfrau. Und der alte Schiffer sagte: „Das ist eine gar traurige Geschichte, und will ich sie dir heute abend erzählen, wenn ich dir deine Schwestern zeige." Darauf gingen sie in die kleine Hütte des Schiffers, die gar reinlich war. Die Jungfrau mußte Feuer machen, er holte seine Netze hervor und fing einige Fische, die sie dann brieten und freundlich miteinander aßen; ihre Teller aber und all ihr Küchengerät bestand aus mancherlei großen Muscheln, und die ganze Wohnung schimmerte von dem bunten Perlmutter, das hie und da zu verschiedenem Gebrauche angebracht war.

„Habt Ihr diese Hütte gebaut?" fragte die Jungfrau. „Nein", sprach der Schiffer, „der schöne Bettler hat sie gebaut."

„Wer ist der?" fragte sie.

„Er wohnte vor mir hier, und ich will dir ihn heute abend zeigen, wenn du deine Schwestern siehst."

Dann ging der alte Schiffer in eine Kammer und brachte ein Buch heraus, dessen Decke auch von schimmernden Muschelplatten war; das schlug er auf und sprach: „Den letzten Teil dieses Buches, Gedichte und Lieder und Abbildungen der Sterne, hat der schöne Bettler geschrieben, während zehn Jahren, die er hier wohnte, das Buch selbst hat er hier gefunden, und war schon vieles hineingeschrieben."

Da betrachtete die Jungfrau das Buch, nachdem sie dem Schiffer versichert, daß sie nicht lesen könne; denn sonst hätte er es ihr nicht erlaubt.

Und sie sah mit großer Verwunderung, daß mehrere der ersten Pergamentseiten des Buches oft halb von Perlmutter fest zusammengeschlossen waren; auch waren hie und da in der Schrift schimmernde feste Stellen, wie von zerflossenen Perlen. Da sie ihn fragte, was das sei, wiederholte er wieder: „Das will ich alles erzählen, wenn du deine Schwestern siehst." Da schlug er ein Blatt auf und sagte: „Wenn der Abendstern über dem Meere leuchtet und man singt ‚Ave maris stella', so müssen

die Lieder des Perlengeistes verstummen, und kann man von dem äußersten Felsen ohne Gefahr in das Wasserschloß sehen, wo der Becher von Thule zwischen großen Platten von Bernstein eingewachsen ist; da sind viel' Wunder zu schauen, aber wenn man dort die Unglücklichen nicht sieht, so muß man in die Herzkammer der steinernen Trauer gehen und leise die Decke des bitteren Brunnens erheben, wo man in die Kammer der Weinenden blicken kann."

Da schloß er das Buch und gab es der Jungfrau zu halten; sie setzten sich dann vor die Hütte, und er lehrte sie das Lied[1]. Als die Jungfrau aber vor sich niedersah, auf die glänzende Decke des Buches, auf welcher des Himmels Abbild schimmerte, rief sie plötzlich, nachdem sie das Lied ganz richtig nachgesprochen hatte: „Der Abendstern! Der Abendstern!" und blickte gegen Himmel. Zugleich sprang sie auf und bat den Alten, sie hinzuführen, wo sie ihre Schwestern sehen könnte.

Der Alte ging voran und führte sie auf manchen schlüpferigen Pfad, durch Klippen und Felsen, die oft in bunten Farben schimmerten und wie Eis glatt waren, und beide sangen das Lied. Endlich kamen sie in ein altes Gemäuer, auf den äußersten Rand des Felsens gebaut; da hörten sie, wie das Lied des Perlengeistes vor ihnen verstummte, und blickten durch ein hohes Fenster hinab in den Strudel. Der war ruhig und klar und ergoß zwischen den tausendzackichten Felsen ein mildes Licht.

Da sah sie den Becher von Thule zwischen zwei Bernsteinplatten aufrecht eingeklemmt, doch waren ihre Schwestern nicht zu sehen, nur sah sie den Schleier der ältesten an einer Felsenzacke hängen, und es sagte der Schiffer: „So müssen wir sie im bittern Brunnen suchen, welcher eine Kammer des Perlengeistes ist; denn er hat mancherlei Höhlen unter den Felsen. Das Fenster aber ist dasjenige, von welchem der König von Thule vor seinem Tode den Becher hinabwarf, den ihm seine Geliebte gegeben, wie in dem Buch steht. Nun will ich dich in die steinerne Trauer führen."

Und sie gingen links immer auf Felsen hin bis zu einer

[1] Ave maris stella.

großen Klippe. Da hörten sie Bäche rauschen, und die Jungfrau sprach: „Ach Gott, mir graut, denn ich sehe den Felsen wie ein trauriges Antlitz an dem hellen Himmel abgezeichnet.“ Da sprach der Schiffer: „Sei ruhig, dies ist die steinerne Trauer, ein Felsen, der gleich einer liegenden, weinenden Jungfrau gestaltet ist; aus ihren Augen fließen Quellen, die du rauschen hörst, und hier ist das Gewölbe, ihre Herzkammer.“

Sie gingen in ein kleines Gewölbe, und der Schiffer steckte eine Lampe an. Da die Jungfrau aber, an den Wänden sich anhaltend, voranging, stieß sie mit dem Antlitz an etwas Kaltes, und da es Licht ward, sah sie vor sich das Bild einer sitzenden Jungfrau; auf ihrem Schoße lag ein toter Jüngling, und beide waren von einer dichten Masse verschmolzener Perlen überrindet, die aus der Jungfrau Augen wie Tropfsteine niederwuchsen und sich über die Erde verbreitet hatten. „Das ist der schöne Bettler und seine Braut, die seinen Leichnam und sich mit ihren Tränen kristallisiert hat. Aber jetzt hilf mir die Decke des Brunnens aufheben, und dann setze dich still an seinen Rand und sehe hinab.“

Da hoben sie die Decke des bitteren Brunnens, und unter dem Wasser saß eine große Menge Menschen, Männer und Frauen, in einem Zirkel und hatten ein Becken vor sich und weinten. Da sah sie mit unendlichem Jammer auch ihre zwei Schwesterlein sitzen, die waren noch ganz frisch; die andern Gestalten sahen alt aus, viele waren wie Fische mit Schuppen bedeckt und mit wildem Schilfhaar, darunter sah sie auch Herrn Peter von Staufenberg sitzen, den die Meerfei getötet hatte, und Herrn Regnard von Lusignan und viele andere; die schauten alle nach ihren Schwesterlein. In der Mitte aber lag ein abscheulicher Wurm auf einer großen Muschel und schlief, aber keiner der Unglücklichen konnte schlafen; denn sie waren mit ihren Haaren in das Gestein gewachsen, und wenn sie mit dem Kopfe nickten, litten sie große Schmerzen.

So sah die Jungfrau lang hinab und weinte mit in ihren Schoß, der Schiffer aber ging hinaus und sah nach dem Gestirn, und da er wiederkehrte, sprach er: „Jetzt geh hinweg, denn ich muß den Brunnen schließen, weil ich sehe, daß ein Stern über

dem Felsen steht, der heißt Wermut, von dem in der Offenbarung Johannes[1] geschrieben ist, und wenn er senkrecht über dem Brunnen steht, da erwacht der Perlengeist."

Sie schlossen nun den Brunnen, und da die Jungfrau in ihren Schoß blickte, lag er voll Perlen, die hatte sie geweint. „Ach", sprach sie, „wie kommen diese Perlen in meinen Schoß?" — „Das sind deine Tränen, die du aus Mitleid um deine Schwestern geweint hast; solche Tränen sind köstlicher wie Perlen, und dadurch, daß du mit deinem Antlitz an das Bild der schönen Bettlerin gerührt, haben sie auch die Gestalt der Perlen erhalten, und du kannst nun immer Perlen weinen und durch Kummer und Elend große weltliche Güter erwerben."

„Das will ich nicht", sprach das Jungfräulein, „ich will hier bei dir bleiben, aus den Perlen aber will ich einen Rosenkranz machen und ihn täglich für meine armen Schwestern beten, daß Gott sich ihrer erbarme." Der Schiffer lobte sie, und sie gingen nach Hause; es war schon Nacht. Der Mond stand über dem Meere, die Quellen der steinernen Trauer rauschten laut und wehklagend zwischen den Falten ihres Felsenkleides hinab, und der Stern Wermut ergoß einen bittern Glanz zur Erde.

Als sie nach Haus kamen und den Rest der Fische von Mittag gegessen hatten, sprach die Jungfrau: „Nun sage mir die Geschichte des schönen Bettlers und seiner Braut, und was mir sonst von der Insel zu wissen gut ist; denn ich will bei dir wohnen als deine Tochter, und nach deinem Tode will ich wie du die Menschen hier warnen."

„Es ist gut", sagte der Schiffer, „daß jetzt zwei hier sind; so ist die Insel doch nie ohne einen Schutzengel, wenn ich hinüberfahre, zu beten und Fische zu verkaufen. Daneben in der Kammer ist ein starkes Netz, in welchem eine Matte liegt, an der Decke ausgespannt, darin kannst du schlafen; oben an dem Dache aber ist eine Klappe, die du öffnen kannst, wenn du schlaflos liegst, von da aus kannst du die Sterne sehen und freudiger beten." Dann setzte er sich hin, schlug das Buch auf und las teils, teils erzählte er folgende Geschichte. Die Jungfrau aber

[1] Kapitel 8, V. 10 und 11.

zog sich mehrere ihrer langen blonden Haare aus, drehte sie in einen Faden und reihte ihre Tränen zu einem Rosenkranz.

„Liebe Tochter", sprach der alte Fischer, „was von dem Ursprung der Insel, von der Entstehung der Felsen und vielen wunderbaren andern Geschichten in diesem Buche steht, wage ich dir nicht zu erzählen, nur wenn du erst lange hier gewohnt hast und in Gebet und Tugend stark geworden bist. Denn du mußt wissen, der schöne Bettler selbst ist durch die Lieder, die es enthält, in seiner Tugend wankend geworden und in Sünde gestorben. Was aber darin steht, sind die Lieder des Perlengeistes, die einige starke Seelen, welche in früheren Zeiten hier gewohnt, ihm abgehorcht und in das Buch geschrieben haben, um durch den Inhalt derselben die Unglücklichen von ihrem Untergange abzuhalten. Sie erzählen teils die Geschichte des Perlengeistes von der Sündflut, teils die der Unglücklichen, die in seine Gefangenschaft gefallen sind und das ewige Leben um zeitliche Lust hingegeben haben. Du sahst sie im Brunnen sitzen, und oft kürzen sie sich die jammervolle Zeit mit Erzählung ihrer Schuld. Der Perlengeist ist aber der Geist der weltlichen Eitelkeit und Liebe, der irdischen Freude und der sie begleitenden Trauer. Alle Menschen, die das Ewige und den Geist über der Zeit und dem Leibe vergaßen, werden der immerwährenden Trauer hingegeben, und die da unten sitzen, müssen nur weinen und immer weinen, daß das Meer bitter werde, und so ernähren sie alles Gewürm und Ungeheuer des Meeres und sitzen in der Bitterkeit ihrer Tränen. Aber in aller Trauer ist etwas Göttliches; denn sie ist ein Streit gegen das, was der geistlichen oder leiblichen Vollkommenheit wehe tut, und so gibt es mancherlei Tränen; jene, welche in der Strafe um den Schmerz fließen, sind bitter und gesalzen; also weinen die Unglücklichen, die du sahest."

Da brach die Jungfrau abermals in Tränen aus, und die Tränen rollten auf den Tisch. „Ach, so ist denn keine Rettung für meine armen Schwestern!"

Der Schiffer fuhr fort und sagte: „Die Tränen aber eines liebevollen Mitleids sind köstlich und verwandeln sich in Perlen, wie du siehst. Nun will ich dir aber sagen, welche die köstlichsten Tränen sind; es sind die Tränen der Andacht, welche fließen

um das Leiden des Herrn, um die eigne Vollkommenheit, um die Sünde der Welt und um das Lamm, welches sie getragen. Diese Tränen werden von der Sonne aufgeküßt, und morgens stehen sie als Perlen des Taus segnend auf den Auen, sie mehren die Gnade des Herrn und seinen Segen.

„Nun will ich dir aber noch sagen, daß wohl eine Rettung für die Unglücklichen ist; denn wie alle Trauer etwas Göttliches in sich hat, so hatten auch ihre Tränen eine Perle in sich, aber sie müssen oft gar lange weinen, bis sie diese Perlen weinen; wenn sie sich endlich selbst vergessen, wenn sie ihren Schmerz gering halten für ihre Torheit und durch die Leiden ihrer Gesellen gerührt werden, dann hört ihre Empfindung auf, und sie verwandeln sich in harte Muscheln, in denen eine Perle fest verschlossen ist, und dies ist ihre Träne des Mitleids. Nun bleibt mir noch, dir zu sagen, wie unrecht es ist, selbst den Tränen der edleren Trauer sich übermäßig zu überlassen, da diese Trauer doch immer ein Opfer ist, welches wir der Zeitlichkeit und ihrem Geschicke bringen, und nicht ganz göttlichen Ausgangs und Eingangs; so liegt auch in den Perlen noch etwas Weltliches, und kann manches Böse dadurch entstehen, denn sie werden oft der Schmuck eitler Frauen und buhlerischer Jungfrauen, sie sind eine Zierde irdischer Kronen und haben hohen Preis in dem Auge niedriger Wucherer, die der Herr aus dem Tempel geworfen hat. So machen sie die Sünde — oft aber auch werden sie zur Zierde heiliger Gewänder und Gefäße, zum Schmucke der Reliquien und der von frommer Kunst gebildeten Kreuze und Marienbilder gebraucht, und so mehren sie die Andacht. Also hat der Herr diese Früchte der Weltlichkeit wieder der Freiheit der Menschen übergeben, denn er ist gerecht; und darum schließen die Muscheln sich so fest um die Perlen und geben sie nur, wenn man sie anbricht und tötet, weil sie lieber sterben wollen als von neuem Böses stiften; da die seine Strafe, unendlichen Schmerz, fürchten, leiden sie seine Folge, die Vernichtung, und gehen über in die Materie. So sind sie aus einem Ebenbilde Gottes zurückgegangen in den wahren Stoff, weil sie sich von dem Schöpfer zur Kreatur gewendet haben.

„Von der steinernen Trauer aber will ich dir folgendes er-

zählen: Sie war, ehe der Herr in seinem Zorne von der Erde die Menschen und Tiere vertilgt hat, eine herrliche Königin, ließ aber solchen Stolz in sich erwachsen, daß sie ihre Schönheit der göttlichen gleich pries, und ließ sich und ihren Kindern Opfer bringen; da trafen die Blitze Gottes ihre Kinder, und sie begannen in unsäglichem Jammer zu weinen. Eine ihrer Töchter hatte sich früher einem bösen Geiste des Meeres verbunden; denn die Menschen hatten in Blindheit und Laster ihr göttliches Ziel aus den Augen verloren, und alle Geschöpfe hatten sich untereinander verwirrt.

„Da die unglückliche Königin alle ihre Kinder verloren hatte, lag sie weinend am Meere und flehte nach dieser ihrer Tochter, aber sie kehrte nicht zu ihr zurück, denn sie fürchtete die Blitze des Herrn. Da aber bald hierauf die Erde von der Wasserflut gereinigt wurde, da war das ganze menschliche Geschlecht wieder in die Erde und das Gestein aufgelöst, und als Berge, Klippen und Quellen waren sie dem neuen Geschlechte unter wunderbaren Gestalten als warnende Bilder zurückgeblieben; so auch ist dieser Fels in Gestalt eines weinenden Weibes hervorgekommen. Ihre Tochter[1] aber wühlte unter den Steinen zu ihr herauf und hatte den bitteren Brunnen unter dem Gewölbe in ihrer Herzkammer gebildet; sie aber liegt da als ein ewiges Denkmal weltlichen Stolzes und weltlichen Elends, und aus ihren Augen rinnen zwei Quellen, die ins Meer fließen. Der Perlengeist aber ist ein Nachkomme dieser Königstochter und des sündlichen Geschlechts der irdischen Lust, gegen die wir ewig kämpfen müssen, um als Sieger das ewige Leben zu erringen; denn nach dem Falle der ersten Menschen ist Kampf das Los aller, denn der Herr sprach: „Du sollst dein Brot im Schweiße deines Angesichtes gewinnen.“ Er[2] erscheint aber bald als ein Weib, bald als ein Jüngling und zieht durch seine liebliche Musik die Menschen zu sich hinab ins Verderben; oft auch hat er sich als eine liebliche Jungfrau in heimliche Ehe auf Erden begeben und edle Männer mit weltlicher Liebe und Treue und großen Glücksgütern von dem rechten Wege scheinheilig geführt.

[1] Die sich, wie oben erwähnt, dem Meergeist verbunden. — [2] Der Perlengeist.

„Wenn sich ihr Gatte aber gesammelt und zu wissen begehrt, wer sie sei, hat sie denselben verlassen und seinen baldigen Tod verursacht; so sitzt Herr Raimund von Poitou, Herr Peter Dinnering von Stauffenberg im bitteren Brunnen, von dem Perlengeiste als Melusine betrogen. Auch ein armer Schiffer[1] weint da unten, den sie hinabgelockt mit schönen Lügen; und den König von Thule, der vor langer Zeit hier ein Schloß gehabt, kannst du auch im Brunnen sehen und sein Lied singen hören. Er hat lange mit einer schönen, unbekannten Jungfrau in unordentlicher Liebe gelebt; da er aber in sie gedrungen, ihren Namen zu nennen, ist sie vor Gram gestorben und gab ihm einen goldenen Becher, den er nun über alles liebte, und so hat sie ihn noch nach ihrem Verschwinden bis an sein Ende verstrickt[2].

„Da er nun sterben wollte, mußte er hieher, wo er sie zuerst gefunden, und warf vor seinem Tode den goldenen Becher hinunter in die Flut, wo du ihn gesehen; er selbst aber ließ sich in ein Felsengrab legen, das nicht mehr gefunden wird, da es der Geist unterwühlt hat.

„Und nun will ich von dem schönen Bettler sagen. Drüben am Ufer lebte einst ein armer Schiffer; er war sehr arm, doch arbeitsam, und lebte vergnügt, hatte nur einen Kummer, und das war sein Sohn. Dieser war ein wunderschöner Jüngling, auch fromm und tugendsam, aber er wollte nie mit seinem Vater fischen; er warf ihm sogar die gefangenen Fische oft wieder ins Wasser, und wenn ihn der Vater darum strafte, so sagte er: ‚Das will ich gerne leiden, wenn nur die armen Fische wieder glücklich sind.‘ So bezeigte er ein seltsames Mitleid gegen alle Tiere und wollte überhaupt kein Gewerbe ergreifen; er hütete die Schafe auf den Hügeln, am liebsten aber die Gänse am Meer, denn wenn er ein Schaf dem Fleischer abliefern sollte, so weinte er wie ein Kind, und einmal, da er wußte, morgen würden viele seiner wollichten Freunde zum Tode geführt werden, führte er während der Nacht die ganze Herde auf ein einsames Gebirg, um sie zu retten, so daß man ihn dieses Amtes entsetzen mußte.

[1] Man denke dabei an Goethes „Fischer“ und an Brentanos eigenes Gedicht „Komm, Mägdlein, setz' dich her zu mir“ (S. 52 dieses Bandes). — [2] So deutet sich Brentano sein Lieblingsgedicht Goethes aus.

„Der Vater hielt ihm seine Torheit mit harten Worten vor und bat ihn, die Schwäne, Gänse und Enten am Meeresstrande mit mehr Menschenverstand zu hüten, und mit Vergnügen übernahm er sein neues Amt, denn er liebte sehr, im Meere herumzuschwimmen, und das tat er nun mit seinen Freunden um die Wette. Aber da sein Vater nun sah, daß er immer im Wasser lag, bat er ihn herzlich, nie darin zu schwimmen, ohne Gott vorher anzurufen; ‚denn', sagte er, ‚ich bin einst in großes Unglück dadurch geraten'.

„Der Jüngling war so schön, daß man ihn nicht ohne große Liebe ansehen konnte, und wer ihn sah, der dankte Gott für seinen Anblick und bedauerte nur, daß er sich zu keinem Geschäfte schicken wollte. Er aber bekümmerte sich um nichts, war stolz und nahm kein Geschenk an; auch war er eigentlich nicht faul, denn er war in beständiger Arbeit mit seinen Gedanken, nur tat er nichts von dem, was man so unter den Leuten Arbeiten nennt. Er flocht sich ein künstliches Schilfhaus, schnitt sich Flöten und blies so auf die lieblichste Art; oft lag er ganze Nächte unter freiem Himmel und sah die Sterne an, deren stiller Glanz und Wandel ihn erfreute. Auch erfand er reizende Lieder und sang sie mit entzückender Stimme. Kräuter, Steine und Muscheln betrachtete er mit großer Aufmerksamkeit und machte sich wundersame Gedanken darüber und legte sie oft in geordnete Bilder, wie er die Sterne am Himmel sah.

„So war er bereits 18 Jahre alt geworden und konnte noch nicht lesen und schreiben, aber seine Religion hatte er sehr gut im Gedächtnis und im Herzen; denn wenn er am Meere saß, vor Tagesanbruch, kam ein alter Einsiedler von der Insel nach einer Kapelle gefahren, wo du mich heute fandest, mit dem hatte er Freundschaft geschlossen, und dieser unterrichtete ihn mündlich in allem, wenn sie in der Kapelle gebetet hatten.

„Sein Vater aber war gar alt und fühlte sein Stündlein nahen. Da rief er seinen Sohn an sein Lager, um mit ihm nochmals vor seinem Ende herzlich zu reden." — Hier unterbrach sich der Schiffer und sagte zu der Jungfrau, welche gar aufmerksam zuhörte: „Komm mit mir ans Fenster."

Da zeigte er ihr, nach der Meerseite hinaus, in der Ferne

ein Licht und sprach: „Sieh, dort, wo das Licht scheint, liegt auf einer Insel ein Schloß; das gehörte einst mein, dort wohnte mein Weib und meine Tochter!“ Dabei flossen ihm einige Tränen aus den Augen, die auch Perlen waren. Darauf machte er den Laden zu und gab der Jungfrau die Perlen mit den Worten: „Reihe diese Perlen auch in den Rosenkranz und bete sie immer zum Heile meiner Seele, wenn ich nicht mehr bin. — Ich habe lange nicht dahinaus gesehen, lange nicht von den Meinigen geredet, und will es auch nie mehr tun, wenn ich dir die Geschichte erzählt habe.“ Dann fuhr er fort:

„Ich kannte den alten Fischer wohl; er fuhr mich oft nach dem Schlosse zurück, wenn ich auf dem festen Lande gewesen war, und da ich einst Frau und Kind gesegnet hatte, um eine Fahrt ins Heilige Land zu tun, kam ich morgens zu seiner Hütte, auch von ihm Abschied zu nehmen und ihn zu bitten, manchmal die Meinigen in meiner Abwesenheit zum Guten zu ermahnen. Als ich aber hereintrat, wollte der Alte gerade sterben, und der schöne Bettler kniete vor seinem Lager.

„Der Vater unterbrach seine Ermahnungen an seinen Sohn, der kein Wort redete, und nahm im wahren Sinn Abschied von mir. Dann fuhr er in seiner Rede an seinen Sohn fort und sprach ihm besonders wegen seines Müßiggangs in die Seele, und vor allem stellte er ihm seine Schönheit vor und die Gefahr, die er laufe, in weltlicher Liebe zugrunde zu gehen. ‚O, mein Sohn, verweile nie ohne Geschäft, zu bloßer Lust in den Wellen dieses Meeres; denn dort drüben wohnt in den Klippen eine Sirene, die weltliche Lust und Liebe, die dich hinabziehen kann mit ihrem süßen Gesang in den Strudel der ewigen Trauer.‘

„Da begann der Sohn und sprach mit einer wunderbaren Begeisterung und mit einer rührenden Weisheit, zu meiner und des Vaters Verwunderung — denn wir hatten ihn, wie alle Welt, für einen törichten Menschen gehalten —: ‚Teurer Vater‘, sprach er, ‚Ihr brechet das Siegel meiner Lippen, denn Ihr brechet mein Herz. O, fasset die wenigen Minuten Eures Lebens, Euch mit Eurem Gotte auszusöhnen, und nehmet den einzigen Dank, den ich Euch für all Eure Liebe geben kann, nehmet die Versicherung mit in Euer Grab, daß Euer Sohn nicht als eine Beute

seiner Torheit zurückbleibt; denn erfahret aus meinen Worten, daß ich gedacht habe und in der Seele gearbeitet, obgleich Ihr und das Volk mich nur den müßigen Toren nanntet.' Und nun begann er auf eine so erquickliche Weise seinem sterbenden Vater von der Ewigkeit, von Gott und dessen Barmherzigkeit zu reden, daß der Alte und ich in Tränen zerflossen. Er aber war ernst und freudig wie ein Engel, und da er seinen Vater gar sehr bewegte, sprach dieser: ‚O mein Gott, wie herrlich ist dein Todesengel!' Dann ward der Alte unruhig und schien etwas Schweres auf dem Herzen zu haben, aber die Sprache fehlte ihm; da ergriff sein Sohn ein Saitenspiel, das er sich selbst über eine Muschel gespannt hatte, und sang ein wunderbares, beruhigendes Lied, daß sein Vater ruhig sterben möchte. Dieser sah ihn nochmals sehr wehmütig an und stammelte das Wort ‚Sirene'. Der Sohn küßte ihn und weinte nicht. Da umarmte ich diesen Menschen und fragte ihn, ob er mich auf meiner Reise begleiten wolle. Er sprach aber: ‚Gestern hätte ich es getan, doch jetzt will ich beten.' Als ich ihm einen Beutel mit Geld geben wollte, sprach er unmutig: ‚Soll ich hier bei dem Tode für mein Leben sorgen?' Und als ich sagte: ‚Morgen willst du aber leben?' da sprach er stolz: ‚Ich will betteln!' und verließ mich, worauf ich das Geld in den Kasten seines Vaters legte, damit er es als sein Erbe ansehen möchte, und mich nach dem Hafen begab, wo mich die Schiffer längst erwarteten.

„Da sein Vater begraben wurde, gingen viele arme Leute, seine ehemaligen Freunde und Standesgenossen, mit dem Zuge, und der Sohn hielt eine Rede an seinem Grabe, die alle die alten Leute in Verwunderung setzte. Nachher lud er sie sämtlich in seine Hütte ein und verschenkte das wenige Geräte, was sein Vater zurückgelassen hatte, und bat sie, des Verstorbenen dabei zu gedenken; auch sogar die Türen und Fenster waren vor seiner Freigebigkeit nicht sicher; und nachdem nichts Bewegliches mehr übrig war, begab er sich an das Meer und stürzte sich fröhlich hinein. Noch sahen die Beschenkten mit stummer Verwunderung ihm nach, wie er fortschwamm, als hinter ihnen die Hütte in Flammen aufging; denn er hatte Feuer in das Strohdach gelegt. Dann kehrten sie in die Stadt zurück und erzählten,

wie der müßige Tor sich ertränkt habe. Mit leichter Mühe gelangte der rasche Schwimmer auf diesen Felsen zu seinem Freunde, dem Einsiedler, aber in den Wellen gedachte er ernstlich der Ermahnung seines Vaters und betete ernstlich, daß er nicht in den Strudel kommen möge. Nun verließ er die Insel nicht mehr und genoß einige Jahre den Unterricht des Einsiedlers; niemals aber ließ ihn dieser an jenen Rand der Klippe, wo sich der Geist aufhält, weil er ihn noch nicht für stark genug hielt, dessen Lieder zu ertragen.

„Während dieser Zeit schwamm er oft hinüber ans feste Land, für sich und den Einsiedler zu betteln; aber nie kam er vor die Hütten jener, an welche er seine Habe verschenkt hatte. Er begehrte auch nie mit demütigem Flehen, sondern mit einer so edlen Ruhe, daß ihm jedermann gern gab; ja, man erwartete ihn, man ging ihm entgegen, seiner großen Schönheit wegen, und nun hieß er allgemein der schöne Bettler. Der Einsiedler ging nun nicht mehr nach dem festen Lande in die Kapelle; denn der schöne Bettler richtete ihm ein Kreuz und einen Altar in einer Grotte auf, die ich dir morgen zeigen will. Da er diesen Betort fertig hatte, fehlte ihm nur noch ein Kelch; denn der Einsiedler war ein Priester. Und da derselbe ihm von dem Becher von Thule gesprochen hatte, so konnte der Jüngling der Versuchung nicht widerstehen, als der Alte entschlafen war, sich hin nach den Ruinen zu begeben, zu denen ich dich geführt habe, um zu sehen, ob er den Becher[1] nicht erhalten könne. Kaum aber hatte er sich dem alten Fenster genähert, und zwar mit seinem Saitenspiele in der Hand, als vor ihm ein wunderschönes Weib aus der Flut tauchte und mit allen Zaubermächten des Gesanges und der Gebärde ihn berücken wollte; er aber ließ sich nicht stören, sondern begann mit seiner nicht minder herrlichen Kunst ihren Liedern und ihrem Begehren Hohn zu singen. Da begann der Geist gar kläglich zu tun und mit rührenden Gebärden ihn anzureden: ‚Was begehrst du von mir, daß du mich verspottest?‘ Da erwiderte der schöne Bettler: ‚Ich begehre den Becher, der hier unten liegt.‘

[1] Dieser Becher ist Symbol für heidnisch-weltliche Lust.

„Da sprach der Geist: ‚Gibst du mir den Ring dafür, den du am Finger trägst, so sollst du den Becher haben.‘

„Der schöne Bettler wollte den Ring nicht geben, denn sein Vater hatte ihn getragen. Er sagte dies. ‚O mein Sohn‘, erwiderte der Geist, ‚willst du deiner Mutter den Trauring nicht wiedergeben?‘

„‚Wenn dem so ist‘, sprach er da, ‚so sei verflucht die Minute, die ich ihn länger am Finger trage; gib den Becher, hier ist der Ring!‘

„Er warf ihn hinab, aber der Geist verfluchte ihn und gab ihm den Becher nicht. Da erzürnte der Bettler und faßte eine ganze Wand der Ruine in seinem Zorne und stieß sie hinab auf das Gespenst, daß das Wasser in die Höhe schlug. Mit großem Unwillen kehrte er nun zurück und trocknete sich die Wangen ab, denn die Wellen hatten ihn bespritzt. Plötzlich aber blieb er stehen und dachte daran, daß sein Vater ihm nie von seiner Mutter geredet, daß er ihn immer so geheimnisvoll vor jenem Strudel gewarnt, daß er noch sterbend ihm das Wort ‚Sirene!‘ zugerufen. Da ward er sehr traurig und ging in die Grotte an den Altar und betete unter heftigen Tränen für seinen Vater und flehte zu Gott um Stärke, gegen die Lockungen seiner Mutter zu kämpfen.

„Nach einem Jahre starb der Einsiedler, und der Bettler begrub ihn in die Kapelle. Nun begann der Zurückgebliebene eine ganz neue Ordnung. Der Einsiedler hatte die Art, wie noch ich sie habe, unglückliche Verirrte zu warnen, und die Gewohnheit, wenn er ein Schifflein oder einen Schwimmer nahen sah, demselben entgegenzufahren, um sie zurückzulenken; der Jüngling dagegen setzte sich mit seinem Saitenspiele ans Ufer und vernichtete mit unaussprechlicher Kunst die lockenden Lieder der Sirene, und man könnte sagen, daß, wo die Torheit der Verirrten zu groß war, um das Rechte zu erwählen, er dieselben zum Guten nötigte; auch vermied er nicht, dem Wassergeiste zu begegnen, ja, er war so voll stolzer Zuversicht, daß er ihm rief und mit ihm sprach, ja ihn wohl gar durch seine Gesänge selbst zu bekehren suchte.

„So lebte der Bettler lange und stiftete viel Gutes, aber es entstand in seiner Seele eine unendliche Wißbegierde, den

ganzen Ursprung des Bösen zu erforschen, um es gründlich bekämpfen zu können, und dabei fühlte er nicht, daß er von der Demut schon weit entfernt war.

„Er begab sich nun oft in die Herzkammer der steinernen Trauer, deckte den bitteren Brunnen auf und lauschte auf die Gesänge der Verlorenen, ja, er meißelte sich in den Felsen dort ein geräumiges Lager, wo er ganze Nächte lag und lauschte, statt daß er sie früher in dem Netze, welches ich dir heute als Schlafstelle anwies, verschlummert und dem Gesange der Sphären zugehört hatte. Als er sein Lager dort erweitern wollte, fand er das Buch in einer Öffnung des Felsens verschlossen. Freudig lief er damit nach der Hütte, betrachtete die schimmernden Decken, und da er es öffnete, bedauerte er zum ersten Male, nicht lesen zu können.

„Viele Blätter, mit den heidnischen Sternbildern bezeichnet, welche mit wunderbaren, schimmernden Farben ausgeführt waren, zogen ihn besonders an; dann fand er zwischen dem Geschriebenen unzählige Bilder von mancherlei Geschichten, Könige, Ritter und Jungfrauen von so fremder Gestalt und Tracht und in so lieblich-bedeutsamen Stellungen, daß er den ganzen Tag über dem Buche saß, als ihm plötzlich einfiel, daß er noch gar nicht auf der Wache gewesen sei; er verschloß daher sein Buch, so sorgsam er konnte, und eilte nach der Ruine. Kaum war er dort angekommen, als der Wassergeist sehr bestürzt und traurig erschien und ihn fragte, ob er ihm nicht ein Buch entwendet habe? ‚Ja', sagte der Bettler, ‚ich habe ein Buch gefunden, welches wahrscheinlich der Einsiedler zurückließ und du, Lügengeist, dir gerne zueignen möchtest.'

„‚Ach', klagte die Sirene, ‚dies Buch ist das edelste Kleinod, das ich besaß; es ist die Chronik meines ganzen Stammes, und steht darin meine Natur und mein Kalender, alle meine Kunst und Wissenschaft, die Geschichte aller jener, die sich mir ergeben, meine Lieder und der Geburtstag meiner Kinder.' — ‚Wenn ich das Blatt finde, worauf das Letzte steht', sprach der Bettler zornig, ‚so will ich es zerreißen und dir wiedergeben.'

„Der Geist flehte noch lange, der Bettler aber sprach: ‚Ich nehme das Buch für meinen Ring, den du mir abgeschwätzt hast;

ich will deine Geschichte studieren und dir dann Anmerkungen dazu machen und ein Register, das dich so peinigen soll, daß die ganze Geschichte zu Ende kommt.' Und damit entfernte er sich. Nun lächelte der Geist für sich, denn die Schlinge zu des Bettlers Verderben war gelegt.

„Da er nach Haus kam, schlug er gleich das Buch wieder auf, und sein Verlangen, darin lesen zu können, wuchs ungemein; doch wer sollte es ihn lehren? Nach der Stadt wagte er mit diesem Schatze nicht zu gehen, weil er fürchtete, er möge ihm geraubt werden; er warf also seine Augen nach jenem Inselschlosse, wo er vorher nie gewesen war. Er nahm sein Saitenspiel mit und schwamm hinüber. Die Jungfrau des Schlosses befand sich in einem Garten. Der schöne Bettler ging ruhig auf sie zu; seine Schönheit hatte die Jungfrau betroffen, sie hatte nie einen Mann gesehen außer ihrem Vater, der abwesend war, und einigen Dienern. Sie fragte ihn, was er wolle; er bettelte Brot und Obst. Sie eilte, es ihm zu bringen, und bebte, wenn sie ihn anschaute. Dann fragte sie ihn über seine Heimat, und warum er bettele. Er sprach aber nur wenig und bat sie, ihm zu sagen, ob niemand auf der Insel wohne, der ihn lesen und schreiben lehren könne. Die Jungfrau sprach: ‚Hier ist niemand, der es kann, als ich; aber ob ich es lehren kann, weiß ich nicht.'

„Der Bettler antwortete: ‚Hier kann es mir auch nicht helfen, denn ich kann das Buch nicht mitbringen, das ich lesen möchte.' Und nun beschrieb er ihr das Buch — da geriet die Jungfrau in ein seltsames Entzücken, und als er ihr einige Lieder sang, die sein Vater immer gesungen hatte, mußte er weinen, und als sie sah, daß er Perlen weinte, wurde sie ganz wie bezaubert für ihn.

„Er aber bat sie, ihn doch lesen und schreiben zu lehren; sie solle nachdenken, wie das zu machen sei, morgen werde er wiederkommen — und so stürzte er sich in das Meer und kehrte zurück.

„Für die Jungfrau war nun alle Ruhe verloren; sie konnte nicht leben und nicht sterben, so heftig hatte das Wesen des schönen Bettlers sie entzündet, und als er am folgenden Tage wiederkam, versprach sie, durch die Wellen ihm zu folgen, wenn er harren wolle, bis ihre Mutter zu Bette sei. Der Bettler harrte,

die Jungfrau traf einige Vorkehrungen und schwamm mit dem Jüngling hinüber. Kaum war sie in seiner Hütte, und kaum hatte er ein prasselndes Feuer angezündet, als er sogleich auch das Buch aufschlug und ihren Unterricht begehrte. Die unglückliche Jungfrau konnte noch kaum von ihrem ganzen Beginnen, von ihrer Leidenschaft, von ihrem Verbrechen an ihrer Mutter zu Sinnen kommen, als sie ihn schon unterrichten mußte. Er lernte mit unendlichem Fleiße, und sie lehrte ihn die Buchstaben kennen. Dann mußte sie ihm noch eine Geschichte aus dem Buche lesen. Er dankte ihr, bewirtete sie so gut, als er konnte, und führte sie wieder hinab an das Ufer und durch die Wellen zurück. Da sagte sie ihm, daß er sie so oft holen könne, als er eine Flamme an der Gegend des Ufers gewahr werde, wo sie heute gelandet; aber ihre Liebe hatte sie nicht gewagt ihm zu gestehen.

„Am folgenden Morgen stand der Jüngling früh auf und beging den ersten Mord; er schnitzte einen Bogen und schoß einen Seevogel, um eine Feder zum Schreiben zu haben; mit dem Blute des Vogels begann er die Buchstaben, die er kannte, nachzumalen. Abends, sobald es dunkel wurde, sah er nach der Flamme und holte seine Lehrerin; sie kam ihm schon in den Wellen entgegen, und da sie bemerkte, daß er still für sich redete, fragte sie ihn, warum er das tue.

„In diesem Gewässer, sprach er, dürfe man nicht sein, ohne zu beten. Da sagte sie: ‚Ach, Lieber, wenn du nicht beteteſt, dann glaubte ich, du wäreſt der Wassergeist selbst.‘

„Sie lasen wiederum; die Geschichten waren wunderbar süß und giftig; dem Bettler waren sie nicht gefährlich, denn er war lauter Nachsinnen, aber die Jungfrau lehrte ihn eignes Verderben.

„Bald kam sie allein geschwommen, wenn er ihr eine Lampe am Ufer aufrichtete, und der Bettler konnte bereits lesen und schrieb nun auch seine eigenen Gesänge in das Buch; auch malte er sich die Sternbilder anders und nach seiner Weise.

„Die Liebe der unglücklichen Jungfrau stieg mit jedem Tage, wo sie ihn wiedersah, aber sie wagte nie, es ihm zu sagen, da es ihm so fern schien, ihre Neigung auch nur zu vermuten. Da sie nun einst zu ihm kam und ihn nicht in der Hütte fand, schrieb sie das Geständnis ihrer Liebe in das Buch, und zwar in

Form einer Weissagung, daß eine Jungfrau von hohem Stande mit Lebensgefahr ihn lieben und an dieser Liebe sterben werde, wenn er sich ihrer nicht erbarmte, und sie kehrte darauf allein zurück. Aus Schüchternheit hatte sie diese Worte an eine Stelle geschrieben, wo er sie nicht sogleich bemerkte; den folgenden Tag steckte er seine Lampe aus, die Sirene aber bereitete einen Nebel um die Insel, und die Jungfrau konnte das Licht nicht sehen und war sehr traurig, nicht gerufen zu sein.

„Als sie nun den folgenden Tag auch nicht kam, schwamm er hinüber, aber an dem Ufer fand er viele Menschen beschäftigt, im Wasser zu suchen, und da er fragte, hörte er den Jammer der Menschen, daß die Jungfrau des Schlosses vermißt werde und man fürchte, daß sie ertrunken sei.

„Wie ein Pfeil kehrte er zu den Klippen zurück, suchte rings am Strande und fand sie zu den Füßen der steinernen Trauer mit gefaltenen Händen tot von der Flut ausgeworfen. Er trug sie in die Felsenkammer und ergriff alle Mittel, sie zu beleben; endlich fiel ihm ein, daß in dem Buche mancherlei Arzneien stünden; er eilte nach Haus und suchte und fand das Geständnis ihrer Liebe. Er nahm das Buch und eilte wieder zu ihr in die Höhle, und nachdem er ihre Hand auf die Stelle gelegt, flossen als Beteuerung einige Perlentränen aus ihren Augen. Eine unermeßliche Trauer ergriff ihn, da hörte er im bitteren Brunnen singen:

‚Eile, eile hin nach Thule,
Suche auf des Meeres Grund
Jenen Becher! Deine Buhle
Trinkt sich nur aus ihm gesund.‘

Er eilte nun hin nach dem Strudel und war auf dem Punkte, sich hinabzustürzen, als sich ihm der Geist zeigte. ‚Willst du mir mein Buch noch nicht wiedergeben?‘ sprach er hohnlächelnd. ‚O, hätte ich es nie genommen!‘ erwiderte der Jüngling; ‚gib mir den Becher, daß ich die Jungfrau wieder zum Leben bringe!‘

„‚Ja‘, sagte der Geist, ‚wenn du mit ihr zu mir herabkommen willst, so will ich dich als meinen Sohn aufnehmen. Beuge dich nieder, daß ich dir den Becher gebe.‘

„Der Jüngling beugte sich, und der Geist schlug ihm mit

dem Becher so heftig an die Stirne, daß sein Blut niederträufelte. Er taumelte zurück, und da er zu der Leiche der Jungfrau kam, nahm er dieselbe auf seinen Schoß und weinte, und auf der Jungfrau lag das Buch aufgeschlagen, wo sie hingeschrieben hatte, daß sie ihn liebte, und wie er so auf das Buch niederweinte, sah er Zeilen zwischen den anderen erscheinen, da stand sein ganzes Geschick geschrieben, und daß der Geist ein falsches Licht im Meere gemacht habe, nach welchem die Jungfrau geschwommen und ertrunken; da weinte er immer mehr und ritzte sich die Adern auf und schrieb ein kurzes Lied von seinem Untergang, warnte vor dem Geiste und weinte immer in unsäglicher Betrübnis, bis er in der Herzkammer der steinernen Trauer sich und seine Geliebte also in Tränen verhärtet hatte, wie du gesehen.

„So ist die Geschichte des schönen Bettlers und — meiner Tochter.

„Da ich als Pilger aus dem Heiligen Land zurückkam, fand ich mein Weib tot; sie war aus Kummer über meine Tochter gestorben. Das Schloß war in den Händen meiner Verwandten, und so gab ich mich auch nicht zu erkennen, sondern zog mich auf die Insel zurück, um hier meine Tage zu beschließen. Erst nachdem ich lange hier gewohnt, entdeckte ich die beiden Unglücklichen..."

Da ward der alte Schiffer gar still; die Jungfrau aber begann den Rosenkranz, den sie vollendet hatte, laut und von Herzensgrund zu beten, und er antwortete ihrem Gebete.

So lebten sie eine lange Zeit miteinander, und täglich ging die Jungfrau an den bitteren Brunnen und sah ihre Schwestern und betete und weinte so lange, bis sie einen großen Schatz von Perlen hatte; den gab sie dem Schiffer und bat ihn, ein Kloster auf dem Felsen bauen zu lassen. Als das Kloster fertig war, zu Ehren der büßenden Magdalena auf dem einen Felsen, ward die Jungfrau Äbtissin darin; auf dem andern erbaute der Fischer ein Mönchskloster zu Ehren der schmerzhaften Maria, und so lag der Strudel des Perlengeistes zwischen diesen beiden christlichen Kastellen, und alle Männer und Frauen dieser Klöster sind Gerettete aus dem Strudel der Welt und leben noch fromm, indes ihre Stifter längst im Rufe der Heiligkeit zu Gott gegangen sind. Da sie aber starben, befahlen sie, daß man ihre Leichname

in die Herzkammer der steinernen Trauer tragen und, nachdem sie dort einige Tage gestanden, beerdigen solle.

Unter großer Trauer trugen die Mönche den alten Schiffer und die Nonnen die Jungfrau in die Grotte und knieten davor nieder mit Beten und Singen bis zur Nacht, da nur ein einziger zurückblieb, am Eingang zu wachen. Um die zwölfte Stunde hörte dieser ein wunderbares Geräusch und sah die Grotte von Menschen erfüllt; er sah die zwei törichten Jungfrauen aus dem Brunnen steigen und bei der Leiche ihrer Schwester niederknieen. Die Geliebte des schönen Bettlers stand auf und kniete vor ihrem Vater nieder; auch der Jüngling erhob sich und schlug dreimal in sein Saitenspiel, da stiegen aus dem Brunnen Raimund von Poitiers und der Stauffenberger; sie trugen den König von Thule auf ihren Schultern, der einen langen, silbernen Bart hatte; dann folgte ein Schiffer und unzählige andere, wie sie in dem Buche abgebildet zu sehen sind. Sie versammelten sich alle und redeten kein Wort und bewegten sich wenig, nur der Bettler schlug heftige Schläge in die Saiten; da rührte es sich gewaltig in den Felsenadern der steinernen Trauer, sie wollte sich aufrichten, das Gewölbe zerbrach, der Bettler zog voran, die Geister ergriffen die Leichen der Verstorbenen, und so zogen sie durch die Öffnung des Felsens hinaus um die Insel herum und dann fort über die Wellen hin, wo sich eine Wolke in der Gestalt eines Schiffes niedergelassen hatte, das sie bestiegen und verschwanden.

Indes war ein Stern senkrecht über den bitteren Brunnen gekommen und schien durch die Öffnung gerade hinunter; er brannte wie eine Fackel und fiel in den Brunnen hinab, und sein Name ist Wermut; da ward der Brunnen und das Meer also bitter, daß der Geist mit Wehklagen aus diesen Gegenden entfloh.

Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl.

Einleitung des Herausgebers.

Wie fast mit allen Schöpfungen seit seiner religiösen Umkehr, so gedachte Brentano mit seiner Erzählung von dem unglücklichen Paare Not zu lindern: er überließ die Dichtung dem ihm befreundeten Schriftsteller Gubitz in Berlin zur Einreihung in dessen „Gaben der Milde", eine Sammlung von neuen deutschen Schriften, durch deren Verlosung der Vaterländische Verein im Mai 1818 Mittel zur Unterstützung hilfloser Krieger beschaffen wollte. Zwei von den geplanten vier Bändchen wurden schon im Februar zugleich mit den Losen ausgegeben, und deren zweites, schon 1817 gedruckt und auf dieses Jahr auch datiert, enthielt Brentanos Geschichte. Dieser Tatsache würde an und für sich die weitverbreitete Erzählung, die auf Luise Hensel zurückgehen soll, nicht widersprechen: Brentano sei an einem Frühlingsabend 1817 ganz betrübt zu Luises Mutter gekommen, er wisse eine Familie in Not und müsse ihr helfen, sei aber gegenwärtig selbst ohne die nötigen Mittel; Frau Hensel solle ihm irgendeine Geschichte erzählen, mit deren Wiedererzählung er schnell zu Gelde kommen könne. Die Hausfrau habe ihm zwei Vorfälle mitgeteilt, einen Kindesmord in Schlesien und den Selbstmord eines Unteroffiziers, der zuviel auf seine soldatische Ehre gehalten. Beide habe Brentano auf Grund eines alten Volksliedes rasch verschmolzen, sei zufrieden nach Hause geeilt, habe geschrieben und nach vier Tagen seine fertige Dichtung zu Gubitz gebracht, der sie ihm denn auch reichlich bezahlt habe. Etwas legendenhaft aufgeschmückt ist an dieser Überlieferung ohne Zweifel die Angabe der kurzen Dauer der Arbeit an der Dichtung. Die auch im Ton fast durchweg aufs feinste abgestimmte Erzählung mit ihrem reichen Gehalt an mannigfachem Gute verrät genaueste Durcharbeitung, und ihr ganzer kunstvoller, an die straffe Durchführung Kleistischer Novellen erinnernder Aufbau kann gerade bei Brentano unmöglich als das Werk

weniger Tage dem erscheinen, der an den Handschriften beobachtet hat, wie Brentano selbst an formlässigen Dichtungen, zumal dieser späteren Zeit, durchaus nicht mit der Leichtigkeit gearbeitet hat, die man ihm so unbedenklich zuzuweisen gewöhnt ist. Eine so klar geformte Dichtung wie „Kasperl" ist, verglichen an Brentanos gesamten Schöpfungen, niemals als ein rasch getaner Glücksgriff anzusprechen.

Auch aus innersten Gründen erscheint diese Überlieferung, besonders die in ihr ausgesprochene Zeitangabe, fraglich. Soll wirklich dem Dichter, der am 27. Februar 1817 mit der feierlichen Generalbeichte sein ganzes früheres Leben zugedeckt und sich nach jahrelangen Seelenkämpfen nun völlig mit allen Gründen und Äußerungen seiner Seele unter Schutz und Pflicht der Kirche gestellt hatte, ein Zweifel noch möglich sein, wie er ihn in seiner Dichtung selbst ausspricht: „... Ob ein Christ den Tod des Unteroffiziers schön finden dürfe? Ich wollte, es sagte mir einmal einer etwas Hinreichendes darüber." Dies Wort, wie auch andere ganz persönliche Bemerkungen des Dichters im „Kasperl", die seine Zweifel an der Berechtigung eines ausschließlich dem Dichterberufe gewidmeten Lebens aussprechen, die Vermengung von abergläubischem Fatalismus mit der verderblichen Macht des „Feindes", des Teufels, alles das vereinigt sich, uns davon zu überzeugen, daß diese Dichtung vor 1817, in der Zeit der Zweifelskämpfe Brentanos, entstanden sein müsse. Als unterste Grenze hätte die Zeit nach den weltgeschichtlichen Kämpfen gegen Napoleon zu gelten, auf die sich, wohl ohne Zwang, Daten der Erzählung deuten lassen wie: „Als er zum erstenmal aus Frankreich zurückkam" (erster Pariser Friede), „Der Ulan stand wieder in Frankreich" (letzte Kämpfe 1815). Die Entstehungszeit noch früher, gar 1808, anzusetzen, wohl nur weil in diesem Jahre eine Quelle im zweiten Teil des „Wunderhorns" bekanntgegeben wurde, ist ein Irrtum.

Die Erzählung der Frau Pastorin Hensel ist ja auch gar nicht nötig, um Brentanos Dichtung zu erklären, auf die sich von jener aus herzlich wenig schließen läßt. Ungleich wichtiger ist es, Brentanos Fabel geschichtlich tiefer zu verankern. Für ihre Hauptbestandteile lassen sich direkte Quellen nachweisen. Das Motiv von dem Selbstmorde des Korporals aus gekränkter Soldatenehre, wovon ja auch Kasperl in unglücklicher Vorbedeutung einen Fall erzählt, ist, eben weil Fälle ähnlicher Art nicht selten sind, fast volkstümlichen Charakters.

Ebenso verhält es sich mit dem räuberischen Überfall durch Blutsverwandte: verdichtete sich dies Motiv doch zu dem Volksliede von den „Mordeltern", die in dem Gast — meistens einem Soldaten —, den sie um seiner Habe willen erschlagen, zu spät den eigenen Sohn erkennen; ein Lied, das in „Des Knaben Wunderhorn" Aufnahme fand und seit dem ersten deutschen Schicksalsdrama, Karl Philipp Moritz' „Blunt oder der Gast" (1780), manchen Dramatiker zur Darstellung verlockte, unter ihnen auch Zacharias Werner zu seinem „24. Februar" (1809). Für Brentanos besondern Fall liegt es nahe, ein ihm irgendwie überliefertes Volkslied als Quelle anzunehmen, von dem eine siebenbürgische Fassung im Bruchstück erhalten ist, mit folgendem Inhalt: Zwei heimreisende Offiziere werden nachts in der Herberge überfallen, beim Kampfe wird der eine der Einbrecher totgeschossen, dem andern eine Hand abgehauen. Als der eine Offizier daheim ankommt und nach Vater und Bruder fragt, erhält er zur Antwort:

„Ach seht, dort in dem nahen Wald,
Wo nur allein die Eule wacht,
Traf gestern nacht — welch bittrer Schmerz! —
Die Kugel Eures Bruders Herz.
Ein Wilddieb — ach, welch bittrer Gram. —
Zerschoß dem Vater seinen Arm.
Der Vater krank, der Bruder tot,
Ach, wer beschreibt die große Not!
Ach, flieht, mein Kind, flieht diesen Ort,
Hier wohnt ja nichts als Raub und Mord!"

Kein Zweifel, daß das hier abbrechende Lied zum mindesten noch die Enthüllung enthielt, daß die Vermißten die Räuber waren; was dann das Los des Offiziers war, verstand sich, wenn es wirklich nicht ausgesprochen war, für das Volksbewußtsein von selbst.

Für Annerl wiederum lag dem Volksliedersammler die Quelle gleichfalls nicht fern: im „Wunderhorn" das Lied „Weltlich Recht".

„Joseph, lieber Joseph, was hast du gedacht,
Daß du die schöne Nanerl ins Unglück gebracht.
„Joseph, lieber Joseph, mit mir ist's bald aus,
Und wird mich bald führen zum Schandtor hinaus.
„Zu dem Schandtor hinaus, auf einen grünen Platz,
Da wirst du bald sehen, was die Lieb' hat gemacht.
„Richter, lieber Richter, richt' nur fein geschwind,
Ich will ja gern sterben, daß ich komm' zu meinem Kind.

„Joseph, lieber Joseph, reich' mir deine Hand,
Ich will dir verzeihen, das ist Gott wohl bekannt."
Der Fähndrich kam geritten und schwenket seine Fahn',
„Halt still mit der schönen Nanerl, ich bringe Pardon." —
„Fähndrich, lieber Fähndrich, sie ist ja schon tot:
Gut' Nacht, meine schöne Nanerl, deine Seel' ist bei Gott."

Diese beiden Motive fügte nun Brentano aneinander, indem er Kasperl und Annerl, an sich schon als Enkel und Patchen an die Großmutter geknüpft, zu Bräutigam und Braut machte. Eine andere mehr innere Verknüpfung läßt sich der Erzählung ungezwungen entnehmen, obgleich sie mit weniger Deutlichkeit hervortritt: wie Kasperl sich den Tod selbst gibt, so will Annerl den Tod als Sühne ihrer Tat; eine Steigerung liegt insofern vor, als Kasperl unverschuldet von seinem Ehrgefühl in den Tod gezwungen wird, Annerl sich aber in dem ihr erst vom Bräutigam eingeimpften Drang nach äußerer Ehre in Untreue und schließlich in freyle Tat verstricken läßt und so schwerster Schuld verfällt, die nur im ersehnten Tode durch das irdische Gericht Sühne finden kann. Es lag somit mehr an dem Inhalt der beiden Fabeln, daß die ungleich tiefere Arbeit an der Annerlerzählung zu leisten war und auch geleistet worden ist. Am Ende aber wird auch aus diesen knappen Andeutungen hervorgehen, daß beide Teile der Erzählung doch eine innigere Verbindung eingegangen sind, als die literarische Kritik fast durchweg anerkennen wollte. Den letzten, zum Besten der Formung des Ganzen glücklicherweise mehr angedeuteten als mit gleicher Vollständigkeit ausgeführten Beitrag zur Vereinheitlichung der beiden Motive gab Brentano in der unreinen Verbindung des Fürsten mit der gräflichen Schwester von Annerls, des Dorfmädchens, Verführer. Beide Verhältnisse laufen, nur in verschiedenen Höhenschichten von Rang und Bildung, einander parallel, beide beleuchten einander, bis der gräßliche Ausgang der Annerlhandlung dem Fürsten zum warnenden Spiegelbild eigenen frevlerischen Wandels wird und alle unheilvollen Verkettungen für die lebenden und toten Beteiligten lösen hilft. Auch diese Handlung weist sich damit als nicht nur geeigneten, sondern innerlich verketteten und daher notwendigen Bestandteil der Gesamthandlung aus und ragt nicht bloß zufällig hinein. Auch dies Motiv gehört zum festen Bestande in der deutschen Dichtung seit Lessing.

Die Schöpfung Brentanos erweist sich als Kind ihrer Zeit auch durch das Hineinspielen des Schicksals als einer Macht, die selbsttätig,

nach eigener Vorausbestimmung, in das Menschenleben eingreift, sich geheimnisvoll ankündigend und an bestimmte Gegenstände anknüpfend: dahin gehört das wackelnde Richtschwert; die Schürze, in die die Alte das Haupt des Jägers wickelt — dieselbe, in der Annerl ihr Kind erstickt; ferner die Ahnungen, Kasperls Drängen nach der Heimat an der Mutter Todestag, sein Traum, das Festbeißen von des enthaupteten Jägers Kopf an Annerls Röckchen usw. Und endlich findet auch der Zeitglaube an die Möglichkeit magischer Einflüsse, der sich in der medizinischen Wissenschaft für lange Jahrzehnte breitmachen konnte, Eingang in Brentanos Dichtung — in Grossingers Brief tritt er zutage.

Diesen überquellenden Reichtum an Handlung hat Brentano in eine Komposition gefaßt, wie sie ihm kaum je vorher oder nachher geglückt ist: ein Muster rein novellistischer Technik. Wir stehen am Abschluß der Dinge, deren Verlauf erst ganz allmählich, unter unablässig gesteigerter Spannung, vor uns aufgerollt wird, anfangs mit gestammelten Andeutungen des von unerschütterlichem Gottvertrauen und Gerechtigkeitssinn beseelten Großmütterchens, schließlich unter den eindringenden Fragen des Dichters in lebhaft ausströmender Erzählung. Und das geschieht in der wunderbar geschauten nächtlichen Szene und wickelt sich mit geradezu erhöht realistischer Natürlichkeit ab. Durch den Rahmen dieser Szene blicken wir allmählich mit atemloser Begierde in die sich weit öffnende Perspektive tragischer Geschehnisse und begleiten den Dichter gespannt bei seinem persönlichen Eingreifen in die Handlung. Ihr das Prädikat „löschpapierene Mordgeschichte" oder „wetteifernd mit ärgsten Hintertreppenromanen" zu geben, muß dem unverständlich erscheinen, der ein Gefühl für das echt Volkstümliche an ihr besitzt, das sich nicht nur in der Sprach- und Anschauungsweise der dem Volke entstammenden Personen, nicht nur in den alten Volksreimen, sondern auch in den unheimlichen Bestandteilen und selbst in Gerichtsszenen früherer Zeiten ausprägt. Noch sei erwähnt, daß man — in nicht unwahrscheinlicher Weise — eine Reihe von Ungereimtheiten und von auffallenden Erscheinungen mit bewußter Gestaltung von Zügen aus dem Traumleben zu erklären versucht hat. Doch hebt sich damit nicht jegliche Ausstellung im einzelnen. Ganz gewiß ist dem Dichter entgangen, daß Kasperl in der Eile, die er hat, seinem Großmütterchen beim Morgengruß kaum eine so ausführliche Darstellung seines Unglücks gegeben haben kann; und vollends, woher

weiß das Großmütterchen die genauen Einzelheiten der Szene, in der Kasperl Vater und Bruder gefangennimmt, da doch außer den Dreien niemand zugegen war und Kasperl dies Erlebnis unausgesprochen mit in den Tod nimmt?

Doch was man immer an der Erzählung aussetzen mag: sie bleibt im Kranzgewinde von Brentanos Dichtungen unter sehr ungleichen Blumen eine der schönsten. Das beweist das überwiegend lobende Urteil der Zeitgenossen und Nachfahren, beweist die seit den vierziger Jahren beginnende Übersetzung gerade dieser Dichtung in fremde Sprachen, endlich nicht zum wenigsten die Stimme des Volkes, in dem sie wurzelt, und das sie sich ganz allgemein zum Besitz gemacht hat.

Es war Sommersfrühe, die Nachtigallen sangen erst seit einigen Tagen durch die Straßen und verstummten heut in einer kühlen Nacht, welche von fernen Gewittern zu uns herwehte; der Nachtwächter rief die elfte Stunde an, da sah ich, nach Hause gehend, vor der Tür eines großen Gebäudes einen Trupp von allerlei Gesellen, die vom Biere kamen, um jemand, der auf den Türstufen saß, versammelt. Ihr Anteil schien mir so lebhaft, daß ich irgendein Unglück besorgte und mich näherte.

Eine alte Bäuerin saß auf der Treppe, und so lebhaft die Gesellen sich um sie bekümmerten, so wenig ließ sie sich von den neugierigen Fragen und gutmütigen Vorschlägen derselben stören. Es hatte etwas sehr Befremdendes, ja schier Großes, wie die gute alte Frau so sehr wußte, was sie wollte, daß sie, als sei sie ganz allein in ihrem Kämmerlein, mitten unter den Leuten es sich unter freiem Himmel zur Nachtruhe bequem machte. Sie nahm ihre Schürze als ein Mäntelchen um, zog ihren großen schwarzen, wachsleinenen Hut tiefer in die Augen, legte sich ihr Bündel unter den Kopf zurecht und gab auf keine Frage Antwort.

„Was fehlt dieser alten Frau?" fragte ich einen der Anwesenden; da kamen Antworten von allen Seiten: „Sie kömmt sechs Meilen Weges vom Lande, sie kann nicht weiter, sie weiß nicht Bescheid in der Stadt, sie hat Befreundete am andern Ende der Stadt und kann nicht hinfinden." — „Ich wollte sie führen", sagte einer, „aber es ist ein weiter Weg, und ich habe meinen Hausschlüssel nicht bei mir. Auch würde sie das Haus nicht kennen, wo sie hin will." — „Aber hier kann die Frau nicht liegen bleiben", sagte ein Neuhinzugetretener. „Sie will aber platterdings", antwortete der erste; „ich habe es ihr längst gesagt, ich wolle sie nach Haus bringen, doch sie redet ganz verwirrt, ja sie muß wohl betrunken sein." — „Ich glaube, sie ist blödsinnig. Aber hier kann sie doch in keinem Falle bleiben", wiederholte jener, „die Nacht ist kühl und lang."

Während allem diesem Gerede war die Alte, grade als ob sie taub und blind sei, ganz ungestört mit ihrer Zubereitung fertig geworden, und da der letzte abermals sagte: „Hier kann sie doch nicht bleiben", erwiderte sie, mit einer wunderlich tiefen und ernsten Stimme:

„Warum soll ich nicht hier bleiben? Ist dies nicht ein herzogliches Haus? Ich bin achtundachtzig Jahre alt, und der Herzog wird mich gewiß nicht von seiner Schwelle treiben. Drei Söhne sind in seinem Dienst gestorben, und mein einziger Enkel hat seinen Abschied genommen; — Gott verzeiht es ihm gewiß, und ich will nicht sterben, bis er in seinem ehrlichen Grab liegt."

„Achtundachtzig Jahre und sechs Meilen gelaufen!" sagten die Umstehenden, „sie ist müd' und kindisch, in solchem Alter wird der Mensch schwach."

„Mutter, Sie kann aber den Schnupfen kriegen und sehr krank werden hier, und Langeweile wird Sie auch haben", sprach nun einer der Gesellen und beugte sich näher zu ihr.

Da sprach die Alte wieder mit ihrer tiefen Stimme, halb bittend, halb befehlend:

„O laßt mir meine Ruhe und seid nicht unvernünftig; ich brauch' keinen Schnupfen, ich brauche keine Langeweile; es ist ja schon spät an der Zeit, achtundachtzig bin ich alt, der Morgen wird bald anbrechen, da geh' ich zu meinen Befreundeten. Wenn ein Mensch fromm ist und hat Schicksale und kann beten, so kann er die paar armen Stunden auch noch wohl hinbringen."

Die Leute hatten sich nach und nach verloren, und die letzten, welche noch da standen, eilten auch hinweg, weil der Nachtwächter durch die Straße kam und sie sich von ihm ihre Wohnungen wollten öffnen lassen. So war ich allein noch gegenwärtig. Die Straße ward ruhiger. Ich wandelte nachdenkend unter den Bäumen des vor mir liegenden freien Platzes auf und nieder; das Wesen der Bäuerin, ihr bestimmter, ernster Ton, ihre Sicherheit im Leben, das sie achtundachtzigmal mit seinen Jahreszeiten hatte zurückkehren sehen, und das ihr nur wie ein Vorsaal im Bethause erschien, hatten mich mannigfach erschüttert. „Was sind alle Leiden, alle Begierden meiner Brust? Die Sterne gehen ewig unbekümmert ihren Weg — wozu suche ich Erquickung und

Labung, und von wem suche ich sie und für wen? Alles, was ich hier suche und liebe und erringe, wird es mich je dahin bringen, so ruhig wie diese gute, fromme Seele die Nacht auf der Schwelle des Hauses zubringen zu können, bis der Morgen erscheint, und werde ich dann den Freund finden wie sie? Ach, ich werde die Stadt gar nicht erreichen, ich werde wegemüde schon in dem Sande vor dem Tore umsinken und vielleicht gar in die Hände der Räuber fallen." So sprach ich zu mir selbst, und als ich durch den Lindengang mich der Alten wieder näherte, hörte ich sie halblaut mit gesenktem Kopfe vor sich hin beten. Ich war wunderbar gerührt und trat zu ihr hin und sprach: „Mit Gott, fromme Mutter, bete Sie auch ein wenig für mich!" — bei welchen Worten ich ihr einen Taler in die Schürze warf.

Die Alte sagte hierauf ganz ruhig: „Hab' tausend Dank, mein lieber Herr, daß du mein Gebet erhört."

Ich glaubte, sie spreche mit mir, und sagte: „Mutter, habt Ihr mich denn um etwas gebeten? Ich wüßte nicht."

Da fuhr die Alte überrascht auf und sprach: „Lieber Herr, gehe Er doch nach Haus und bete Er fein und lege Er sich schlafen. Was zieht Er so spät noch auf der Gasse herum? Das ist jungen Gesellen gar nichts nütze; denn der Feind geht um und suchet, wo er sich einen erfange. Es ist mancher durch solch Nachtlaufen verdorben. Wen sucht Er? Den Herrn? Der ist in des Menschen Herz, so er züchtiglich lebt, und nicht auf der Gasse. Sucht Er aber den Feind, so hat Er ihn schon; gehe Er hübsch nach Haus und bete Er, daß Er ihn loswerde. Gute Nacht!"

Nach diesen Worten wendete sie sich ganz ruhig nach der andern Seite und steckte den Taler in ihren Reisesack. Alles, was die Alte tat, machte einen eigentümlichen ernsten Eindruck auf mich, und ich sprach zu ihr: „Liebe Mutter, Ihr habt wohl recht, aber Ihr selbst seid es, was mich hier hält; ich hörte Euch beten und wollte Euch ansprechen, meiner dabei zu gedenken."

„Das ist schon geschehen", sagte sie; „als ich Ihn so durch den Lindengang wandeln sah, bat ich Gott, er möge Euch gute Gedanken geben. Nun habe Er sie, und gehe Er fein schlafen!"

Ich aber setzte mich zu ihr nieder auf die Treppe und ergriff ihre dürre Hand und sagte: „Lasset mich hier bei Euch

sitzen die Nacht hindurch, und erzählet mir, woher Ihr seid, und was Ihr hier in der Stadt sucht; Ihr habt hier keine Hülfe, in Eurem Alter ist man Gott näher als den Menschen; die Welt hat sich verändert, seit Ihr jung wart." —

„Daß ich nicht wüßte", erwiderte die Alte, „ich hab's mein Lebetag ganz einerlei gefunden; Er ist noch zu jung, da verwundert man sich über alles; mir ist alles schon so oft wieder vorgekommen, daß ich es nur noch mit Freuden ansehe, weil es Gott so treulich damit meinet. Aber man soll keinen guten Willen von sich weisen, wenn er einem auch grade nicht not tut, sonst möchte der liebe Freund ausbleiben, wenn er ein andermal gar willkommen wäre; bleibe Er drum immer sitzen, und sehe Er, was Er mir helfen kann. Ich will Ihm erzählen, was mich in die Stadt den weiten Weg hertreibt. Ich hätt' es nicht gedacht, wieder hierher zu kommen. Es sind siebenzig Jahre, daß ich hier in dem Hause als Magd gedient habe, auf dessen Schwelle ich sitze, seitdem war ich nicht mehr in der Stadt; was die Zeit herumgeht! Es ist, als wenn man eine Hand umwendet. Wie oft habe ich hier am Abend gesessen vor siebzig Jahren und habe auf meinen Schatz gewartet, der bei der Garde stand! Hier haben wir uns auch versprochen. Wenn er hier — aber still, da kömmt die Runde vorbei."

Da hob sie an, mit gemäßigter Stimme, wie etwa junge Mägde und Diener in schönen Mondnächten, vor der Tür zu singen, und ich hörte mit innigem Vergnügen folgendes schöne alte Lied von ihr:

„Wann der Jüngste Tag wird werden,
Dann fallen die Sternelein auf die Erden.
Ihr Toten, ihr Toten sollt auferstehn,
Ihr sollt vor das Jüngste Gerichte gehn;
Ihr sollt treten auf die Spitzen,
Da die lieben Engelein sitzen.
Da kam der liebe Gott gezogen
Mit einem schönen Regenbogen.
Da kamen die falschen Juden gegangen,
Die führten einst unsern Herrn Christum gefangen.
Die hohen Bäum' erleuchten sehr,
Die harten Stein' zerknirschten sehr.

Wer dies Gebetlein beten kann,
Der bet's des Tages nur einmal,
Die Seele wird vor Gott bestehn,
Wann wir werden zum Himmel eingehn!
Amen."

Als die Runde uns näher kam, wurde die gute Alte gerührt. „Ach", sagte sie, „es ist heute der sechszehnte Mai, es ist doch alles einerlei, grade wie damals, nur haben sie andere Mützen auf und keine Zöpfe mehr. Tut nichts, wenn's Herz nur gut ist!" Der Offizier der Runde blieb bei uns stehen und wollte eben fragen, was wir hier so spät zu schaffen hätten, als ich den Fähnrich Graf Grossinger, einen Bekannten, in ihm erkannte. Ich sagte ihm kurz den ganzen Handel, und er sagte, mit einer Art von Erschütterung: „Hier haben Sie einen Taler für die Alte und eine Rose" — die er in der Hand trug —; „so alte Bauersleute haben Freude an Blumen. Bitten Sie die Alte, Ihnen morgen das Lied in die Feder zu sagen, und bringen Sie mir es. Ich habe lange nach dem Lied getrachtet, aber es nie ganz habhaft werden können." Hiermit schieden wir, denn der Posten der nah gelegenen Hauptwache, bis zu welcher ich ihn über den Platz begleitet hatte, rief: „Wer da?" Er sagte mir noch, daß er die Wache am Schlosse habe, ich solle ihn dort besuchen. Ich ging zu der Alten zurück und gab ihr die Rose und den Taler.

Die Rose ergriff sie mit einer rührenden Heftigkeit und befestigte sie sich auf ihren Hut, indem sie mit einer etwas feineren Stimme und fast weinend die Worte sprach:

„Rosen die Blumen auf meinem Hut,
Hätt' ich viel Geld, das wäre gut,
Rosen und mein Liebchen."

Ich sagte zu ihr: „Ei, Mütterchen, Ihr seid ja ganz munter geworden", und sie erwiderte:

„Munter, munter,
Immer bunter,
Immer runder.
Oben stund er,
Nun bergunter,
's ist kein Wunder!

„Schau' Er, lieber Mensch, ist es nicht gut, daß ich hier sitzengeblieben? Es ist alles einerlei, glaub' Er mir; heut sind es siebenzig Jahre, da saß ich hier vor der Türe, ich war eine flinke Magd und sang gern alle Lieder. Da sang ich auch das Lied vom Jüngsten Gericht wie heute, da die Runde vorbeiging, und da warf mir ein Grenadier im Vorübergehn eine Rose in den Schoß — die Blätter hab' ich noch in meiner Bibel liegen —, das war meine erste Bekanntschaft mit meinem seligen Mann. Am andern Morgen hatte ich die Rose vorgesteckt in der Kirche, und da fand er mich, und es ward bald richtig. Drum hat es mich gar sehr gefreut, daß mir heut wieder eine Rose ward. Es ist ein Zeichen, daß ich zu ihm kommen soll, und darauf freu' ich mich herzlich. Vier Söhne und eine Tochter sind mir gestorben, vorgestern hat mein Enkel seinen Abschied genommen — Gott helfe ihm und erbarme sich seiner! — und morgen verläßt mich eine andre gute Seele, aber was sag' ich morgen, ist es nicht schon Mitternacht vorbei?"

„Es ist zwölfe vorüber", erwiderte ich, verwundert über ihre Rede.

„Gott gebe ihr Trost und Ruhe die vier Stündlein, die sie noch hat!" sagte die Alte und ward still, indem sie die Hände faltete. Ich konnte nicht sprechen, so erschütterten mich ihre Worte und ihr ganzes Wesen. Da sie aber ganz stille blieb und der Taler des Offiziers noch in ihrer Schürze lag, sagte ich zu ihr: „Mutter, steckt den Taler zu Euch, Ihr könntet ihn verlieren."

„Den wollen wir nicht weglegen, den wollen wir meiner Befreundeten schenken in ihrer letzten Not!" erwiderte sie. „Den ersten Taler nehm' ich morgen wieder mit nach Haus, der gehört meinem Enkel, der soll ihn genießen. Ja seht, es ist immer ein herrlicher Junge gewesen und hielt etwas auf seinen Leib und auf seine Seele — ach Gott, auf seine Seele! — Ich habe gebetet den ganzen Weg, es ist nicht möglich, der liebe Herr läßt ihn gewiß nicht verderben. Unter allen Burschen war er immer der reinlichste und fleißigste in der Schule, aber auf die Ehre war er vor allem ganz erstaunlich. Sein Leutnant hat auch immer gesprochen: ‚Wenn meine Schwadron Ehre im Leibe hat, so sitzt sie bei dem Finkel im Quartier.' Er war unter den Ulanen.

Als er zum erstenmal aus Frankreich zurückkam, erzählte er allerlei schöne Geschichten, aber immer war von der Ehre dabei die Rede. Sein Vater und sein Stiefbruder waren bei dem Landsturm und kamen oft mit ihm wegen der Ehre in Streit; denn was er zuviel hatte, hatten sie nicht genug. Gott verzeih' mir meine schwere Sünde, ich will nicht schlecht von ihnen reden, jeder hat sein Bündel zu tragen: aber meine selige Tochter, *seine* Mutter, hat sich zu Tode gearbeitet bei dem Faulpelz, sie konnte nicht erschwingen, seine Schulden zu tilgen. Der Ulan erzählte von den Franzosen, und als der Vater und Stiefbruder sie ganz schlecht machen wollten, sagte der Ulan: ‚Vater, das versteht Ihr nicht, sie haben doch viel Ehre im Leibe!' Da ward der Stiefbruder tückisch und sagte: ‚Wie kannst du deinem Vater so viel von der Ehre vorschwatzen? War er doch Unteroffizier im N . . . schen Regiment und muß es besser als du verstehn, der nur Gemeiner ist!' — ‚Ja', sagte da der alte Finkel, der nun auch rebellisch ward, ‚das war ich und habe manchen vorlauten Burschen fünfundzwanzig aufgezählt; hätte ich nur Franzosen in der Kompanie gehabt, die sollten sie noch besser gefühlt haben, mit ihrer Ehre!' Die Rede tat dem Ulanen gar weh, und er sagte: ‚Ich will ein Stückchen von einem französischen Unteroffizier erzählen, das gefällt mir besser. Unterm vorigen König sollten auf einmal die Prügel bei der französischen Armee eingeführt werden. Der Befehl des Kriegsministers wurde zu Straßburg bei einer großen Parade bekanntgemacht, und die Truppen hörten in Reih' und Glied die Bekanntmachung mit stillem Grimm an. Da aber noch am Schluß der Parade ein Gemeiner einen Exzeß machte, wurde sein Unteroffizier vorkommandiert, ihm zwölf Hiebe zu geben. Es wurde ihm mit Strenge befohlen, und er mußte es tun. Als er aber fertig war, nahm er das Gewehr des Mannes, den er geschlagen hatte, stellte es vor sich an die Erde und drückte mit dem Fuße los, daß ihm die Kugel durch den Kopf fuhr und er tot niedersank. Das wurde an den König berichtet, und der Befehl, Prügel zu geben, ward gleich zurückgenommen. Seht, Vater, das war ein Kerl, der Ehre im Leib hatte!' — ‚Ein Narr war es', sprach der Bruder. ‚Freß deine Ehre, wenn du Hunger hast!' brummte der Vater. Da nahm

mein Enkel seinen Säbel und ging aus dem Haus und kam zu mir in mein Häuschen und erzählte mir alles und weinte die bittern Tränen. Ich konnte ihm nicht helfen; die Geschichte, die er mir auch erzählte, konnte ich zwar nicht ganz verwerfen, aber ich sagte ihm doch immer zuletzt: ‚Gib Gott allein die Ehre!‘ Ich gab ihm noch den Segen, denn sein Urlaub war am andern Tage aus, und er wollte noch eine Meile umreiten nach dem Orte, wo ein Patchen von mir auf dem Edelhof diente, auf die er gar viel hielt; er wollte einmal mit ihr hausen. — Sie werden auch wohl bald zusammenkommen, wenn Gott mein Gebet erhört. Er hat seinen Abschied schon genommen, mein Patchen wird ihn heut erhalten, und die Aussteuer hab' ich auch schon beisammen, es soll auf der Hochzeit weiter niemand sein als ich.“ Da ward die Alte wieder still und schien zu beten. Ich war in allerlei Gedanken über die Ehre, und ob ein Christ den Tod des Unteroffiziers schön finden dürfe. Ich wollte, es sagte mir einmal einer etwas Hinreichendes darüber.

Als der Wächter ein Uhr anrief, sagte die Alte: „Nun habe ich noch zwei Stunden. Ei, ist Er noch da, warum geht Er nicht schlafen? Er wird morgen nicht arbeiten können und mit seinem Meister Händel kriegen; von welchem Handwerk ist Er denn, mein guter Mensch?“

Da wußte ich nicht recht, wie ich es ihr deutlich machen sollte, daß ich ein Schriftsteller sei. „Ich bin ein Gestudierter“, durfte ich nicht sagen, ohne zu lügen. Es ist wunderbar, daß ein Deutscher immer sich ein wenig schämt, zu sagen, er sei ein Schriftsteller; zu Leuten aus den untern Ständen sagt man es am ungernsten, weil diesen gar leicht die Schriftgelehrten und Pharisäer aus der Bibel dabei einfallen. Der Name Schriftsteller ist nicht so eingebürgert bei uns, wie das homme de lettres bei den Franzosen, welche überhaupt als Schriftsteller zünftig sind und in ihren Arbeiten mehr hergebrachtes Gesetz haben, ja, bei denen man auch fragt: „Où avez-vous fait votre philosophie? Wo haben Sie ihre Philosophie gemacht?“, wie denn ein Franzose selbst viel mehr von einem gemachten Manne hat. Doch diese nicht deutsche Sitte ist es nicht allein, welche das Wort Schriftsteller so schwer auf der Zunge macht, wenn man am

Tore um seinen Charakter gefragt wird, sondern eine gewisse innere Scham hält uns zurück, ein Gefühl, welches jeden befällt, der mit freien und geistigen Gütern, mit unmittelbaren Geschenken des Himmels Handel treibt. Gelehrte brauchen sich weniger zu schämen als Dichter; denn sie haben gewöhnlich Lehrgeld gegeben, sind meist in Ämtern des Staats, spalten an groben Klötzen oder arbeiten in Schachten, wo viel' wilde Wasser auszupumpen sind. Aber ein sogenannter Dichter ist am übelsten daran, weil er meistens aus dem Schulgarten nach dem Parnaß entlaufen, und es ist auch wirklich ein verdächtiges Ding um einen Dichter von Profession, der es nicht nur nebenher ist. Man kann sehr leicht zu ihm sagen: „Mein Herr, ein jeder Mensch hat, wie Hirn, Herz, Magen, Milz, Leber und dergleichen, auch eine Poesie im Leibe; wer aber eines dieser Glieder überfüttert, verfüttert oder mästet und es über alle andre hinüber treibt, ja es gar zum Erwerbzweig macht, der muß sich schämen vor seinem ganzen übrigen Menschen. Einer, der von der Poesie lebt, hat das Gleichgewicht verloren, und eine übergroße Gänseleber, sie mag noch so gut schmecken, setzt doch immer eine kranke Gans voraus." Alle Menschen, welche ihr Brot nicht im Schweiß ihres Angesichts verdienen, müssen sich einigermaßen schämen, und das fühlt einer, der noch nicht ganz in der Tinte war, wenn er sagen soll, er sei ein Schriftsteller. So dachte ich allerlei und besann mich, was ich der Alten sagen sollte, welche, über mein Zögern verwundert, mich anschaute und sprach:

„Welch ein Handwerk Er treibt, frage ich; warum will Er mir's nicht sagen? Treibt Er kein ehrlich Handwerk, so greif' Er's noch an, es hat einen goldnen Boden. Er ist doch nicht etwa gar ein Henker oder Spion, der mich ausholen will? Meinethalben sei Er, wer Er will, sag' Er's, wer Er ist! Wenn Er bei Tage so hier säße, würde ich glauben, Er sei ein Lehnerich, so ein Tagedieb, der sich an die Häuser lehnt, damit er nicht umfällt vor Faulheit."

Da fiel mir ein Wort ein, das mir vielleicht eine Brücke zu ihrem Verständnis schlagen könnte: „Liebe Mutter", sagte ich, „ich bin ein Schreiber." — „Nun", sagte sie, „das hätte Er gleich sagen sollen. Er ist also ein Mann von der Feder; dazu gehören feine Köpfe und schnelle Finger und ein gutes Herz, sonst wird

einem drauf geklopft. Ein Schreiber ist Er? Kann Er mir dann wohl eine Bittschrift aufsetzen an den Herzog, die aber gewiß erhört wird und nicht bei den vielen andern liegen bleibt?"

„Eine Bittschrift, liebe Mutter", sprach ich, „kann ich Ihr wohl aufsetzen, und ich will mir alle Mühe geben, daß sie recht eindringlich abgefaßt sein soll."

„Nun, das ist brav vom Ihm", erwiderte sie, „Gott lohn' es Ihm und lasse Ihn älter werden als mich und gebe Ihm auch in Seinem Alter einen so geruhigen Mut und eine so schöne Nacht mit Rosen und Talern wie mir und auch einen Freund, der Ihm eine Bittschrift macht, wenn es Ihm not tut. Aber jetzt gehe Er nach Haus, lieber Freund, und kaufe Er sich einen Bogen Papier und schreibe Er die Bittschrift; ich will hier auf Ihn warten, noch eine Stunde, dann gehe ich zu meiner Pate, Er kann mitgehen; sie wird sich auch freuen an der Bittschrift. Sie hat gewiß ein gut Herz, aber Gottes Gerichte sind wunderbar."

Nach diesen Worten ward die Alte wieder still, senkte den Kopf und schien zu beten. Der Taler lag noch auf ihrem Schoß. Sie weinte. „Liebe Mutter, was fehlt Euch, was tut Euch so weh, Ihr weinet?" sprach ich.

„Nun, warum soll ich denn nicht weinen? Ich weine auf den Taler, ich weine auf die Bittschrift, auf alles weine ich. Aber es hilft nichts, es ist doch alles viel, viel besser auf Erden, als wir Menschen es verdienen, und gallenbittre Tränen sind noch viel zu süße. Sehe Er nur einmal das goldne Kamel da drüben, an der Apotheke, wie doch Gott alles so herrlich und wunderbar geschaffen hat! Aber der Mensch erkennt es nicht, und ein solch Kamel geht eher durch ein Nadelöhr als ein Reicher in das Himmelreich. — Aber was sitzt Er denn immer da? Gehe Er, den Bogen Papier zu kaufen, und bringe Er mir die Bittschrift."

„Liebe Mutter", sagte ich, „wie kann ich Euch die Bittschrift machen, wenn Ihr mir nicht sagt, was ich hineinschreiben soll?"

„Das muß ich Ihm sagen?" erwiderte sie; „dann ist es freilich keine Kunst, und wundre ich mich nicht mehr, daß Er sich einen Schreiber zu nennen schämte, wenn man Ihm alles sagen soll. Nun, ich will mein Mögliches tun. Setz' Er in die Bittschrift, daß zwei Liebende beieinander ruhen sollen, und daß sie

einen nicht auf die Anatomie bringen sollen, damit man seine Glieder beisammen hat, wenn es heißt: ‚Ihr Toten, ihr Toten sollt auferstehn, ihr sollt vor das Jüngste Gerichte gehn!'" Da fing sie wieder bitterlich an zu weinen.

Ich ahnete, ein schweres Leid müsse auf ihr lasten, aber sie fühle bei der Bürde ihrer Jahre nur in einzelnen Momenten sich schmerzlich gerührt. Sie weinte, ohne zu klagen, ihre Worte waren immer gleich ruhig und kalt. Ich bat sie nochmals, mir die ganze Veranlassung zu ihrer Reise in die Stadt zu erzählen, und sie sprach: „Mein Enkel, der Ulan, von dem ich Ihm erzählte, hatte doch mein Patchen sehr lieb, wie ich Ihm vorher sagte, und sprach der schönen Annerl, wie die Leute sie ihres glatten Spiegels[1] wegen nannten, immer von der Ehre vor und sagte ihr immer, sie solle auf ihre Ehre halten und auch auf seine Ehre. Da kriegte dann das Mädchen etwas ganz Apartes in ihr Gesicht und ihre Kleidung von der Ehre; sie war feiner und manierlicher als alle andere Dirnen. Alles saß ihr knapper am Leibe, und wenn sie ein Bursche einmal ein wenig derb beim Tanze anfaßte oder sie etwa höher als den Steg der Baßgeige schwang, so konnte sie bitterlich darüber bei mir weinen und sprach dabei immer, es sei wider ihre Ehre. Ach, das Annerl ist ein eignes Mädchen immer gewesen. Manchmal, wenn kein Mensch es sich versah, fuhr sie mit beiden Händen nach ihrer Schürze und riß sie sich vom Leibe, als ob Feuer drin sei, und dann fing sie gleich entsetzlich an zu weinen; aber das hat seine Ursache, es hat sie mit Zähnen hingerissen, der Feind ruht nicht. Wäre das Kind nur nicht stets so hinter der Ehre her gewesen und hätte sich lieber an unsren lieben Gott gehalten, hätte ihn nie von sich gelassen, in aller Not, und hätte seinetwillen Schande und Verachtung ertragen statt ihrer Menschenehre. Der Herr hätte sich gewiß erbarmt und wird es auch noch; ach, sie kommen gewiß zusammen, Gottes Wille geschehe!

„Der Ulan stand wieder in Frankreich, er hatte lange nicht geschrieben, und wir glaubten ihn fast tot und weinten oft um ihn. Er war aber im Hospital an einer schweren Blessur krank

[1] Ihres spiegelglatten Aussehens wegen.

gelegen, und als er wieder zu seinen Kameraden kam und zum Unteroffizier ernannt wurde, fiel ihm ein, daß ihm vor zwei Jahren sein Stiefbruder so übers Maul gefahren: er sei nur Gemeiner und der Vater Korporal, und dann die Geschichte von dem französischen Unteroffizier, und wie er seinem Annerl von der Ehre so viel geredet, als er Abschied genommen. Da verlor er seine Ruhe und kriegte das Heimweh und sagte zu seinem Rittmeister, der ihn um sein Leid fragte: ‚Ach, Herr Rittmeister, es ist, als ob es mich mit den Zähnen nach Hause zöge.‘ Da ließen sie ihn heimreiten mit seinem Pferd, denn alle seine Offiziere trauten ihm. Er kriegte auf drei Monate Urlaub und sollte mit der Remonte wieder zurückkommen. Er eilte, so sehr er konnte, ohne seinem Pferde wehe zu tun, welches er besser pflegte als jemals, weil es ihm war anvertraut worden. An einem Tage trieb es ihn ganz entsetzlich, nach Hause zu eilen; es war der Tag vor dem Sterbetage seiner Mutter, und es war ihm immer, als laufe sie vor seinem Pferde her und riefe: ‚Kasper, tue mir eine Ehre an!‘ Ach, ich saß an diesem Tage auf ihrem Grabe ganz allein und dachte auch: wenn Kasper doch bei mir wäre! Ich hatte Blümelein Vergißnichtmein in einen Kranz gebunden und an das eingesunkene Kreuz gehängt und maß mir den Platz umher aus und dachte: hier will ich liegen, und da soll Kasper liegen, wenn ihm Gott sein Grab in der Heimat schenkt, daß wir fein beisammen sind, wenn's heißt: ‚Ihr Toten, ihr Toten sollt auferstehn, ihr sollt zum Jüngsten Gerichte gehn!‘ Aber Kasper kam nicht, ich wußte auch nicht, daß er so nahe war und wohl hätte kommen können. Es trieb ihn auch gar sehr, zu eilen; denn er hatte wohl oft an diesen Tag in Frankreich gedacht und hatte einen kleinen Kranz von schönen Goldblumen von daher mitgebracht, um das Grab seiner Mutter zu schmücken, und auch einen Kranz für Annerl, den sollte sie sich bis zu ihrem Ehrentage bewahren.“

Hier ward die Alte still und schüttelte mit dem Kopf; als ich aber die letzten Worte wiederholte: „Den sollte sie sich bis zu ihrem Ehrentag bewahren“, fuhr sie fort: „Wer weiß, ob ich es nicht erflehen kann; ach, wenn ich den Herzog nur wecken dürfte!“ — „Wozu?“ fragte ich, „welch Anliegen habt Ihr denn,

Mutter?" Da sagte sie ernst: „O, was läge am ganzen Leben, wenn's kein End' nähme; was läge am Leben, wenn es nicht ewig wäre!" und fuhr dann in ihrer Erzählung fort:

„Kasper wäre noch recht gut zu Mittag in unserm Dorfe angekommen, aber morgens hatte ihm sein Wirt im Stalle gezeigt, daß sein Pferd gedrückt sei, und dabei gesagt: ‚Mein Freund, das macht dem Reiter keine Ehre.' Das Wort hatte Kasper tief empfunden; er legte deswegen den Sattel hohl und leicht auf, tat alles, ihm die Wunde zu heilen, und setzte seine Reise, das Pferd am Zügel führend, zu Fuße fort. So kam er am späten Abend bis an eine Mühle, eine Meile von unserm Dorf, und weil er den Müller als einen alten Freund seines Vaters kannte, sprach er bei ihm ein und wurde wie ein recht lieber Gast aus der Fremde empfangen. Kasper zog sein Pferd in den Stall, legte den Sattel und sein Felleisen in einen Winkel und ging nun zu dem Müller in die Stube. Da fragte er dann nach den Seinigen und hörte, daß ich alte Großmutter noch lebe, und daß sein Vater und sein Stiefbruder gesund seien, und daß es recht gut mit ihnen gehe; sie wären erst gestern mit Getreide auf der Mühle gewesen, sein Vater habe sich auf den Roß- und Ochsenhandel gelegt und gedeihe dabei recht gut, auch halte er jetzt etwas auf seine Ehre und gehe nicht mehr so zerrissen umher. Darüber war der gute Kasper nun herzlich froh, und da er nach der schönen Annerl fragte, sagte ihm der Müller: er kenne sie nicht, aber wenn es die sei, die auf dem Rosenhof gedient habe, die hätte sich, wie er gehört, in der Hauptstadt vermietet, weil sie da eher etwas lernen könne und mehr Ehre dabei sei; so habe er vor einem Jahre von dem Knecht auf dem Rosenhof gehört. Das freute den Kasper auch; wenn es ihm gleich leid tat, daß er sie nicht gleich sehen sollte, so hoffte er sie doch in der Hauptstadt bald recht fein und schmuck zu finden, daß es ihm, als einem Unteroffizier, auch eine rechte Ehre sei, mit ihr am Sonntag spazieren zu gehn. Nun erzählte er dem Müller noch mancherlei aus Frankreich, sie aßen und tranken miteinander, er half ihm Korn aufschütten, und dann brachte ihn der Müller in die Oberstube zu Bett und legte sich selbst unten auf einigen Säcken zur Ruhe. Das Geklapper der Mühle und die Sehnsucht nach der Heimat

ließen den guten Kasper, wenn er gleich sehr müde war, nicht fest einschlafen. Er war sehr unruhig und dachte an seine selige Mutter und an das schöne Annerl und an die Ehre, die ihm bevorstehe, wenn er als Unteroffizier vor die Seinigen treten würde. So entschlummerte er endlich leis und wurde von ängstlichen Träumen oft aufgeschreckt. Es war ihm mehrmals, als trete seine selige Mutter zu ihm und bäte ihn händeringend um Hülfe; dann war es ihm, als sei er gestorben und würde begraben, gehe aber selbst zu Fuße als Toter mit zu Grabe, und schön Annerl gehe ihm zur Seite; er weinte heftig, daß ihn seine Kameraden nicht begleiteten, und da er auf den Kirchhof komme, sei sein Grab neben dem seiner Mutter; und Annerls Grab sei auch dabei, und er gebe Annerl das Kränzlein, das er ihr mitgebracht, und hänge das der Mutter an ihr Grab, und dann habe er sich umgeschaut und niemand mehr gesehen als mich und die Annerl; die habe einer an der Schürze ins Grab gerissen, und er sei dann auch ins Grab gestiegen und habe gesagt: ‚Ist denn niemand hier, der mir die letzte Ehre antut und mir ins Grab schießen will als einem braven Soldaten?‘ und da habe er sein Pistol gezogen und sich selbst ins Grab geschossen. Über dem Schuß wachte er mit großem Schrecken auf, denn es war ihm, als klirrten die Fenster davon. Er sah um sich in der Stube, da hörte er noch einen Schuß fallen und hörte Getöse in der Mühle und Geschrei durch das Geklapper. Er sprang aus dem Bett und griff nach seinem Säbel; in dem Augenblick ging seine Türe auf, und er sah beim Vollmondschein zwei Männer mit berußten Gesichtern mit Knitteln auf sich zustürzen, aber er setzte sich zur Wehre und hieb den einen über den Arm, und so entflohen beide, indem sie die Türe, welche nach außen aufging und einen Riegel draußen hatte, hinter sich verriegelten. Kasper versuchte umsonst, ihnen nachzukommen; endlich gelang es ihm, eine Tafel in der Türe einzutreten. Er eilte durch das Loch die Treppe hinunter und hörte das Wehgeschrei des Müllers, den er geknebelt zwischen den Kornsäcken liegend fand. Kasper band ihn los und eilte dann gleich in den Stall, nach seinem Pferde und Felleisen, aber beides war geraubt. Mit großem Jammer eilte er in die Mühle zurück und klagte dem Müller sein Unglück, daß ihm all sein Hab und

Gut und das ihm anvertraute Pferd gestohlen sei, über welches letztere er sich gar nicht zufrieden geben konnte. Der Müller aber stand mit einem vollen Geldsack vor ihm, er hatte ihn in der Oberstube aus dem Schranke geholt und sagte zu dem Ulan: ‚Lieber Kasper, sei Er zufrieden, ich verdanke Ihm die Rettung meines Vermögens; auf diesen Sack, der oben in Seiner Stube lag, hatten es die Räuber gemünzt, und Seiner Verteidigung danke ich alles, mir ist nichts gestohlen. Die Sein Pferd und Sein Felleisen im Stall fanden, müssen ausgestellte Diebeswachen gewesen sein, sie zeigten durch die Schüsse an, daß Gefahr da sei, weil sie wahrscheinlich am Sattelzeug erkannten, daß ein Kavallerist im Hause herberge. Nun soll Er meinethalben keine Not haben, ich will mir alle Mühe geben und kein Geld sparen, Ihm Seinen Gaul wiederzufinden, und finde ich ihn nicht, so will ich Ihm einen kaufen, so teuer er sein mag.‘ Kasper sagte: ‚Geschenkt nehme ich nichts, das ist gegen meine Ehre; aber wenn Er mir im Notfall siebzig Taler vorschießen will, so kriegt er meine Verschreibung, ich schaffe sie in zwei Jahren wieder.‘ Hierüber wurden sie einig, und der Ulan trennte sich von ihm, um nach seinem Dorfe zu eilen, wo auch ein Gerichtshalter der umliegenden Edelleute wohnt, bei dem er die Sache berichten wollte. Der Müller blieb zurück, um seine Frau und seinen Sohn zu erwarten, welche auf einem Dorfe in der Nähe bei einer Hochzeit waren. Dann wollte er dem Ulanen nachkommen und die Anzeige vor Gericht auch machen.

„Er kann sich denken, lieber Herr Schreiber, mit welcher Betrübnis der arme Kasper den Weg nach unserm Dorfe eilte, zu Fuß und arm, wo er hatte stolz einreiten wollen; einundfunfzig Taler, die er erbeutet hatte, sein Patent als Unteroffizier, sein Urlaub und die Kränze auf seiner Mutter Grab und für die schöne Annerl waren ihm gestohlen. Es war ihm ganz verzweifelt zumute, und so kam er um ein Uhr in der Nacht in seiner Heimat an und pochte gleich an der Türe des Gerichtshalters, dessen Haus das erste vor dem Dorfe ist. Er ward eingelassen und machte seine Anzeige und gab alles an, was ihm geraubt worden war. Der Gerichtshalter trug ihm auf, er solle gleich zu seinem Vater gehn, welches der einzige Bauer im Dorfe sei, der Pferde habe,

und solle mit diesem und seinem Bruder in der Gegend herum patrouillieren, ob er vielleicht den Räubern auf die Spur komme; indessen wolle er andre Leute zu Fuß aussenden und den Müller, wenn er komme, um die weiteren Umstände vernehmen. Kasper ging nun von dem Gerichtshalter weg nach dem väterlichen Hause; da er aber an meiner Hütte vorüber mußte und durch das Fenster hörte, daß ich ein geistliches Lied sang, wie ich denn vor Gedanken an seine selige Mutter nicht schlafen konnte, so pochte er an und sagte: ‚Gelobt sei Jesus Christus, liebe Großmutter, Kasper ist hier.' Ach, wie fuhren mir die Worte durch Mark und Bein! Ich stürzte an das Fenster, öffnete es und küßte und drückte ihn mit unendlichen Tränen. Er erzählte mir sein Unglück mit großer Eile und sagte, welchen Auftrag er an seinen Vater vom Gerichtshalter habe; er müsse drum jetzt gleich hin, um den Dieben nachzusetzen, denn seine Ehre hänge davon ab, daß er sein Pferd wiedererhalte.

„Ich weiß nicht, aber das Wort Ehre fuhr mir recht durch alle Glieder, denn ich wußte schwere Gerichte, die ihm bevorstanden. ‚Tue deine Pflicht und gib Gott allein die Ehre!' sagte ich; und er eilte von mir nach Finkels Hof, der am andern Ende des Dorfs liegt. Ich sank, als er fort war, auf die Kniee und betete zu Gott, er möge ihn doch in seinen Schutz nehmen, ach, ich betete mit einer Angst wie niemals und mußte dabei immer sagen: ‚Herr, dein Wille geschehe wie im Himmel, so auf Erden.'

„Der Kasper lief zu seinem Vater mit einer entsetzlichen Angst. Er stieg hinten über den Gartenzaun, er hörte die Plumpe gehen, er hörte im Stall wiehern, das fuhr ihm durch die Seele; er stand still, er sah im Mondschein, daß zwei Männer sich wuschen, es wollte ihm das Herz brechen. Der eine sprach: ‚Das verfluchte Zeug geht nicht herunter'; da sagte der andre: ‚Komm erst in den Stall, dem Gaul den Schwanz abzuschlagen und die Mähnen zu verschneiden. Hast du das Felleisen auch tief genug unterm Mist begraben?' — ‚Ja', sagte der andre. Da gingen sie nach dem Stall, und Kasper, vor Jammer wie ein Rasender, sprang hervor und schloß die Stalltüre hinter ihnen und schrie: ‚Im Namen des Herzogs! Ergebt euch! Wer sich widersetzt, den schieße ich nieder!' Ach, da hatte er seinen Vater

und seinen Stiefbruder als die Räuber seines Pferdes gefangen. ‚Meine Ehre, meine Ehre ist verloren!‘ schrie er, ‚ich bin der Sohn eines ehrlosen Diebes.‘ Als die beiden im Stall diese Worte hörten, ist ihnen bös zumute geworden; sie schrien: ‚Kasper, lieber Kasper, um Gottes willen, bringe uns nicht ins Elend, Kasper, du sollst ja alles wiederhaben, um deiner seligen Mutter willen, deren Sterbetag heute ist, erbarme dich deines Vaters und Bruders!‘ Kasper aber war wie verzweifelt, er schrie nur immer: ‚Meine Ehre, meine Pflicht!‘ und da sie nun mit Gewalt die Türe erbrechen wollten und ein Fach in der Lehmwand einstoßen, um zu entkommen, schoß er ein Pistol in die Luft und schrie: ‚Hülfe, Hülfe, Diebe, Hülfe!‘ Die Bauern, von dem Gerichtshalter erweckt, welche schon herannahten, um sich über die verschiedenen Wege zu bereden, auf denen sie die Einbrecher in die Mühle verfolgen wollten, stürzten auf den Schuß und das Geschrei ins Haus. Der alte Finkel flehte immer noch, der Sohn solle ihm die Türe öffnen; der aber sagte: ‚Ich bin ein Soldat und muß der Gerechtigkeit dienen.‘ Da traten der Gerichtshalter und die Bauern heran. Kasper sagte: ‚Um Gottes Barmherzigkeit willen, Herr Gerichtshalter, mein Vater, mein Bruder sind selbst die Diebe, o daß ich nie geboren wäre! Hier im Stalle habe ich sie gefangen, mein Felleisen liegt im Miste vergraben.‘ Da sprangen die Bauern in den Stall und banden den alten Finkel und seinen Sohn und schleppten sie in ihre Stube. Kasper aber grub das Felleisen hervor und nahm die zwei Kränze heraus und ging nicht in die Stube, er ging nach dem Kirchhofe an das Grab seiner Mutter. Der Tag war angebrochen. Ich war auf der Wiese gewesen und hatte für mich und für Kasper zwei Kränze von Blümelein Vergißnichtmein geflochten; ich dachte: er soll mit mir das Grab seiner Mutter schmücken, wenn er von seinem Ritt zurückkommt. Da hörte ich allerlei ungewohnten Lärm im Dorf, und weil ich das Getümmel nicht mag und am liebsten alleine bin, so ging ich ums Dorf herum nach dem Kirchhof. Da fiel ein Schuß, ich sah den Dampf in die Höhe steigen, ich eilte auf den Kirchhof — o du lieber Heiland, erbarme dich sein! Kasper lag tot auf dem Grabe seiner Mutter, er hatte sich die Kugel durch das Herz geschossen,

auf welches er sich das Kränzlein, das er für schön Annerl mitgebracht, am Knopfe befestigt hatte; durch diesen Kranz hatte er sich ins Herz geschossen. Den Kranz für die Mutter hatte er schon an das Kreuz befestigt. Ich meinte, die Erde täte sich unter mir auf bei dem Anblick, ich stürzte über ihn hin und schrie immer: ‚Kasper, o du unglückseliger Mensch, was hast du getan? Ach, wer hat dir denn dein Elend erzählt?‘ O warum habe ich dich von mir gelassen, ehe ich dir alles gesagt! Gott, was wird dein armer Vater, dein Bruder sagen, wenn sie dich so finden!‘ Ich wußte nicht, daß er sich wegen diesen das Leid angetan; ich glaubte, es habe eine ganz andere Ursache. Da kam es noch ärger. Der Gerichtshalter und die Bauern brachten den alten Finkel und seinen Sohn mit Stricken gebunden; der Jammer erstickte mir die Stimme in der Kehle, ich konnte kein Wort sprechen; der Gerichtshalter fragte mich, ob ich meinen Enkel nicht gesehn. Ich zeigte hin, wo er lag. Er trat zu ihm; er glaubte, er weine auf dem Grabe; er schüttelte ihn, da sah er das Blut niederstürzen. ‚Jesus, Marie!‘ rief er aus, ‚der Kasper hat Hand an sich gelegt.‘ Da sahen die beiden Gefangenen sich schrecklich an; man nahm den Leib des Kaspers und trug ihn neben ihnen her nach dem Hause des Gerichtshalters; es war ein Wehgeschrei im ganzen Dorfe, die Bauernweiber führten mich nach. Ach, das war wohl der schrecklichste Weg in meinem Leben!“

Da ward die Alte wieder still, und ich sagte zu ihr: „Liebe Mutter, Euer Leid ist entsetzlich, aber Gott hat Euch auch recht lieb; die er am härtesten schlägt, sind seine liebsten Kinder. Sagt mir nun, liebe Mutter, was Euch bewogen hat, den weiten Weg hieher zu gehen, und um was Ihr die Bittschrift einreichen wollt?“

„Ei, das kann Er sich doch wohl denken“, fuhr sie ganz ruhig fort, „um ein ehrliches Grab für Kasper und die schöne Annerl, der ich das Kränzlein zu ihrem Ehrentag mitbringe; es ist ganz mit Kaspers Blut unterlaufen, seh' Er einmal!“

Da zog sie einen kleinen Kranz von Flittergold aus ihrem Bündel und zeigte ihn mir; ich konnte bei dem anbrechenden Tage sehen, daß er vom Pulver geschwärzt und mit Blut besprengt war. Ich war ganz zerrissen von dem Unglück der guten Alten, und die Größe und Festigkeit, womit sie es trug, erfüllte

mich mit Verehrung. „Ach, liebe Mutter", sagte ich, „wie werdet Ihr der armen Annerl aber ihr Elend beibringen, daß sie gleich nicht vor Schrecken tot niedersinkt, und was ist denn das für ein Ehrentag, zu welchem Ihr dem Annerl den traurigen Kranz bringet?"

„Lieber Mensch", sprach sie, „komme Er nur mit, Er kann mich zu ihr begleiten, ich kann doch nicht geschwind fort, so werden wir sie gerade zu rechter Zeit noch finden. Ich will Ihm unterwegs noch alles erzählen."

Nun stand sie auf und betete ihren Morgensegen ganz ruhig und brachte ihre Kleider in Ordnung, und ihren Bündel hängte sie dann an meinen Arm; es war zwei Uhr des Morgens, der Tag graute, und wir wandelten durch die stillen Gassen.

„Seh' Er", erzählte die Alte fort, „als der Finkel und sein Sohn eingesperrt waren, mußte ich zum Gerichtshalter auf die Gerichtsstube; der tote Kasper wurde auf einen Tisch gelegt und, mit seinem Ulanenmantel bedeckt, hereingetragen, und nun mußte ich alles dem Gerichtshalter sagen, was ich von ihm wußte, und was er mir heute morgen durch das Fenster gesagt hatte. Das schrieb er alles auf sein Papier nieder, das vor ihm lag. Dann sah er die Schreibtafel durch, die sie bei Kasper gefunden; da standen mancherlei Rechnungen drin, einige Geschichten von der Ehre und auch die von dem französischen Unteroffizier, und hinter ihr war mit Bleistift etwas geschrieben." Da gab mir die Alte die Brieftasche, und ich las folgende letzte Worte des unglücklichen Kaspers: „Auch ich kann meine Schande nicht überleben. Mein Vater und mein Bruder sind Diebe, sie haben mich selbst bestohlen; mein Herz brach mir, aber ich mußte sie gefangennehmen und den Gerichten übergeben, denn ich bin ein Soldat meines Fürsten, und meine Ehre erlaubt mir keine Schonung. Ich habe meinen Vater und Bruder der Rache übergeben um der Ehre willen. Ach, bitte doch jedermann für mich, daß man mir hier, wo ich gefallen bin, ein ehrliches Grab neben meiner Mutter vergönne! Das Kränzlein, durch welches ich mich erschossen, soll die Großmutter der schönen Annerl schicken und sie von mir grüßen; ach, sie tut mir leid durch Mark und Bein, aber sie soll doch den Sohn eines Diebes nicht heiraten,

denn sie hat immer viel auf Ehre gehalten. Liebe schöne Annerl, mögest du nicht so sehr erschrecken über mich, gib dich zufrieden, und wenn du mir jemals ein wenig gut warst, so rede nicht schlecht von mir! Ich kann ja nichts für meine Schande! Ich hatte mir so viele Mühe gegeben, in Ehren zu bleiben mein Leben lang, ich war schon Unteroffizier und hatte den besten Ruf bei der Schwadron, ich wäre gewiß noch einmal Offizier geworden, und Annerl, dich hätte ich doch nicht verlassen und hätte keine Vornehmere gefreit — aber der Sohn eines Diebes, der seinen Vater aus Ehre selbst fangen und richten lassen muß, kann seine Schande nicht überleben. Annerl, liebes Annerl, nimm doch ja das Kränzlein, ich bin dir immer treu gewesen, so Gott mir gnädig sei! Ich gebe dir nun deine Freiheit wieder, aber tue mir die Ehre und heirate nie einen, der schlechter wäre als ich. Und wenn du kannst, so bitte für mich, daß ich ein ehrliches Grab neben meiner Mutter erhalte; und wenn du hier in unserm Ort sterben solltest, so lasse dich auch bei uns begraben; die gute Großmutter wird auch zu uns kommen, da sind wir alle beisammen. Ich habe funfzig Taler in meinem Felleisen, die sollen auf Interessen gelegt werden für dein erstes Kind. Meine silberne Uhr soll der Herr Pfarrer haben, wenn ich ehrlich begraben werde. Mein Pferd, die Uniform und Waffen gehören dem Herzog, diese meine Brieftasche gehört dein. Adies, herztausender Schatz, adies, liebe Großmutter, betet für mich und lebt alle wohl! — Gott erbarme sich meiner — ach, meine Verzweiflung ist groß!"

Ich konnte diese letzten Worte eines gewiß edeln unglücklichen Menschen nicht ohne bittere Tränen lesen. — „Der Kasper muß ein gar guter Mensch gewesen sein, liebe Mutter", sagte ich zu der Alten, welche nach diesen Worten stehenblieb und meine Hand drückte und mit tiefbewegter Stimme sagte: „Ja, es war der beste Mensch auf der Welt. Aber die letzten Worte von der Verzweiflung hätte er nicht schreiben sollen, die bringen ihn um sein ehrliches Grab, die bringen ihn auf die Anatomie. Ach, lieber Schreiber, wenn Er hierin nur helfen könnte!"

„Wieso, liebe Mutter?" fragte ich, „was können diese letzten Worte dazu beitragen?" — „Ja gewiß", erwiderte sie, „der

Gerichtshalter hat es mir selbst gesagt. Es ist ein Befehl an alle Gerichte ergangen, daß nur die Selbstmörder aus Melancholie ehrlich sollen begraben werden, alle aber, die aus Verzweiflung Hand an sich gelegt, sollen auf die Anatomie; und der Gerichtshalter hat mir gesagt, daß er den Kasper, weil er selbst seine Verzweiflung eingestanden, auf die Anatomie schicken müsse."

„Das ist ein wunderlich Gesetz", sagte ich, „denn man könnte wohl bei jedem Selbstmord einen Prozeß anstellen, ob er aus Melancholie oder Verzweiflung entstanden, der so lange dauern müßte, daß der Richter und die Advokaten drüber in Melancholie und Verzweiflung fielen und auf die Anatomie kämen. Aber seid nur getröstet, liebe Mutter, unser Herzog ist ein so guter Herr, wenn er die ganze Sache hört, wird er dem armen Kasper gewiß sein Plätzchen neben der Mutter vergönnen."

„Das gebe Gott!" erwiderte die Alte. „Sehe Er nun, lieber Mensch: als der Gerichtshalter alles zu Papier gebracht hatte, gab er mir die Brieftasche und den Kranz für die schöne Annerl, und so bin ich dann gestern hierher gelaufen, damit ich ihr an ihrem Ehrentag den Trost noch mit auf den Weg geben kann. — Der Kasper ist zu rechter Zeit gestorben; hätte er alles gewußt, er wäre närrisch geworden vor Betrübnis."

„Was ist es denn nun mit der schönen Annerl?" fragte ich die Alte; „bald sagt Ihr, sie habe nur noch wenige Stunden, bald sprecht Ihr von ihrem Ehrentag, und sie werde Trost gewinnen durch Eure traurige Nachricht. Sagt mir doch alles heraus; will sie Hochzeit halten mit einem andern, ist sie tot, krank? Ich muß alles wissen, damit ich es in die Bittschrift setzen kann."

Da erwiderte die Alte: „Ach, lieber Schreiber, es ist nun so, Gottes Wille geschehe! Sehe Er, als Kasper kam, war ich doch nicht recht froh; als Kasper sich das Leben nahm, war ich doch nicht recht traurig; ich hätte es nicht überleben können, wenn Gott sich meiner nicht erbarmt gehabt hätte mit größerem Leid. Ja, ich sage Ihm: es war mir ein Stein vor das Herz gelegt, wie ein Eisbrecher, und alle die Schmerzen, die wie Grundeis gegen mich stürzten und mir das Herz gewiß abgestoßen hätten, die zerbrachen an diesem Stein und trieben kalt vorüber. Ich will Ihm etwas erzählen, das ist betrübt:

„Als mein Patchen, die schöne Annerl, ihre Mutter verlor, die eine Base von mir war und sieben Meilen von uns wohnte, war ich bei der kranken Frau. Sie war die Witwe eines armen Bauern und hatte in ihrer Jugend einen Jäger liebgehabt, ihn aber wegen seines wilden Lebens nicht genommen. Der Jäger war endlich in solch Elend gekommen, daß er auf Tod und Leben wegen eines Mordes gefangen saß. Das erfuhr meine Base auf ihrem Krankenlager, und es tat ihr so weh, daß sie täglich schlimmer wurde und endlich in ihrer Todesstunde, als sie mir die liebe schöne Annerl als mein Patchen übergab und Abschied von mir nahm, noch in den letzten Augenblicken zu mir sagte: ‚Liebe Anne Margret, wenn du durch das Städtchen kömmst, wo der arme Jürge gefangen liegt, so lasse ihm sagen durch den Gefangenwärter, daß ich ihn bitte auf meinem Todesbett, er solle sich zu Gott bekehren, und daß ich herzlich für ihn gebetet habe in meiner letzten Stunde, und daß ich ihn schön grüßen lasse.‘ — Bald nach diesen Worten starb die gute Base, und als sie begraben war, nahm ich die kleine Annerl, die drei Jahr alt war, auf den Arm und ging mit ihr nach Haus.

„Vor dem Städtchen, durch das ich mußte, kam ich an der Scharfrichterei vorüber, und weil der Meister berühmt war als ein Viehdoktor, sollte ich einige Arznei mitnehmen für unsern Schulzen. Ich trat in die Stube und sagte dem Meister, was ich wollte, und er antwortete, daß ich ihm auf den Boden folgen solle, wo er die Kräuter liegen habe, und ihm helfen aussuchen. Ich ließ Annerl in der Stube und folgte ihm. Als wir zurück in die Stube traten, stand Annerl vor einem kleinen Schranke, der an der Wand befestigt war, und sprach: ‚Großmutter, da ist eine Maus drin; hört, wie es klappert; da ist eine Maus drin!‘

„Auf diese Rede des Kindes machte der Meister ein sehr ernsthaftes Gesicht, riß den Schrank auf und sprach ‚Gott sei uns gnädig!‘ denn er sah sein Richtschwert, das allein in dem Schranke an einem Nagel hing, hin und her wanken. Er nahm das Schwert herunter, und mir schauderte. ‚Liebe Frau‘, sagte er, ‚wenn Ihr das kleine liebe Annerl liebhabt, so erschreckt nicht, wenn ich ihm mit meinem Schwert, rings um das Hälschen, die Haut ein wenig aufritze; denn das Schwert hat vor ihm gewankt,

es hat nach seinem Blut verlangt, und wenn ich ihm den Hals damit nicht ritze, so steht dem Kinde groß Elend im Leben bevor.' Da faßte er das Kind, welches entsetzlich zu schreien begann, ich schrie auch und riß das Annerl zurück. Indem trat der Bürgermeister des Städtchens herein, der von der Jagd kam und dem Richter einen kranken Hund zur Heilung bringen wollte. Er fragte nach der Ursache des Geschreis, Annerl schrie: ‚Er will mich umbringen!' Ich war außer mir vor Entsetzen. Der Richter erzählte dem Bürgermeister das Ereignis. Dieser verwies ihm seinen Aberglauben, wie er es nannte, heftig und unter starken Drohungen; der Richter blieb ganz ruhig dabei und sprach: ‚So haben's meine Väter gehalten, so halt' ich's.' Da sprach der Bürgermeister: ‚Meister Franz, wenn Ihr glaubtet, Euer Schwert habe sich gerührt, weil ich Euch hiermit anzeige, daß morgen früh um sechs Uhr der Jäger Jürge von Euch soll geköpft werden, so wollt' ich es noch verzeihen; aber daß Ihr daraus etwas auf dies liebe Kind schließen wollt, das ist unvernünftig und toll. Es könnte so etwas einen Menschen in Verzweiflung bringen, wenn man es ihm später in seinem Alter sagte, daß es ihm in seiner Jugend geschehen sei. Man soll keinen Menschen in Versuchung führen.' — ‚Aber auch keines Richters Schwert', sagte Meister Franz vor sich und hing sein Schwert wieder in den Schrank. Nun küßte der Bürgermeister das Annerl und gab ihm eine Semmel aus seiner Jagdtasche, und da er mich gefragt, wer ich sei, wo ich her komme und wo ich hin wolle, und ich ihm den Tod meiner Base erzählt hatte und auch den Auftrag an den Jäger Jürge, sagte er mir: ‚Ihr sollt ihn ausrichten, ich will Euch selbst zu ihm führen; er hat ein hartes Herz, vielleicht wird ihn das Andenken einer guten Sterbenden in seinen letzten Stunden rühren.' Da nahm der gute Herr mich und Annerl auf seinen Wagen, der vor der Tür hielt, und fuhr mit uns in das Städtchen hinein.

„Er hieß mich zu seiner Köchin gehn; da kriegten wir gutes Essen, und gegen Abend ging er mit mir zu dem armen Sünder; und als ich dem die letzten Worte meiner Base erzählte, fing er bitterlich an zu weinen und schrie: ‚Ach Gott, wenn sie mein Weib geworden, wäre es nicht so weit mit mir gekommen.' Dann

begehrte er, man solle den Herrn Pfarrer doch noch einmal zu ihm bitten, er wolle mit ihm beten. Das versprach ihm der Bürgermeister und lobte ihn wegen seiner Sinnesveränderung und fragte ihn, ob er vor seinem Tode noch einen Wunsch hätte, den er ihm erfüllen könne. Da sagte der Jäger Jürge: ‚Ach, bittet hier die gute alte Mutter, daß sie doch morgen mit dem Töchterlein ihrer seligen Base bei meinem Rechte[1] zugegen sein mögen; das wird mir das Herz stärken in meiner letzten Stunde.‘ Da bat mich der Bürgermeister, und so graulich es mir war, so konnte ich es dem armen, elenden Menschen nicht abschlagen. Ich mußte ihm die Hand geben und es ihm feierlich versprechen, und er sank weinend auf das Stroh. Der Bürgermeister ging dann mit mir zu seinem Freunde, dem Pfarrer, dem ich nochmals alles erzählen mußte, ehe er sich ins Gefängnis begab.

„Die Nacht mußte ich mit dem Kinde in des Bürgermeisters Haus schlafen, und am andern Morgen ging ich den schweren Gang zu der Hinrichtung des Jägers Jürge. Ich stand neben dem Bürgermeister im Kreis und sah, wie er das Stäblein brach. Da hielt der Jäger Jürge noch eine schöne Rede, und alle Leute weinten, und er sah mich und die kleine Annerl, die vor mir stand, gar beweglich an, und dann küßte er den Meister Franz, der Pfarrer betete mit ihm, die Augen wurden ihm verbunden, und er kniete nieder. Da gab ihm der Richter den Todesstreich. ‚Jesus, Maria, Joseph!‘ schrie ich aus; denn der Kopf des Jürgen flog gegen Annerl zu und biß mit seinen Zähnen dem Kinde in sein Röckchen, das ganz entsetzlich schrie. Ich riß meine Schürze vom Leibe und warf sie über den scheußlichen Kopf, und Meister Franz eilte herbei, riß ihn los und sprach: ‚Mutter, Mutter, was habe ich gestern morgen gesagt? Ich kenne mein Schwert, es ist lebendig!‘ — Ich war niedergesunken vor Schreck, das Annerl schrie entsetzlich. Der Bürgermeister war ganz bestürzt und ließ mich und das Kind nach seinem Hause fahren; da schenkte mir seine Frau andre Kleider für mich und das Kind, und nachmittag schenkte uns der Bürgermeister noch Geld, und viele Leute des Städtchens auch, die Annerl sehen wollten, so daß ich an zwanzig

[1] Gericht, Hinrichtung.

Taler und viele Kleider für sie bekam. Am Abend kam der Pfarrer ins Haus und redete mir lange zu, daß ich das Annerl nur recht in der Gottesfurcht erziehen sollte und auf alle die betrübten Zeichen gar nichts geben, das seien nur Schlingen des Satans, die man verachten müsse; und dann schenkte er mir noch eine schöne Bibel für das Annerl, die sie noch hat, und dann ließ uns der gute Bürgermeister, am andern Morgen, noch an drei Meilen weit nach Haus fahren. Ach, du mein Gott, und alles ist doch eingetroffen!" sagte die Alte und schwieg.

Eine schauerliche Ahnung ergriff mich, die Erzählung der Alten hatte mich ganz zermalmt. „Um Gottes willen, Mutter", rief ich aus, „was ist es mit der armen Annerl geworden; ist denn gar nicht zu helfen?"

„Es hat sie mit den Zähnen dazu gerissen", sagte die Alte; „heut wird sie gerichtet; aber sie hat es in der Verzweiflung getan, die Ehre, die Ehre lag ihr im Sinn. Sie war zuschanden gekommen aus Ehrsucht, sie wurde verführt von einem Vornehmen, er hat sie sitzen lassen, sie hat ihr Kind erstickt in derselben Schürze, die ich damals über den Kopf des Jägers Jürge warf, und die sie mir heimlich entwendet hat. Ach, es hat sie mit Zähnen dazu gerissen, sie hat es in der Verwirrung getan. Der Verführer hatte ihr die Ehe versprochen und gesagt, der Kasper sei in Frankreich geblieben. Dann ist sie verzweifelt und hat das Böse getan und hat sich selbst bei den Gerichten angegeben. Um vier Uhr wird sie gerichtet. Sie hat mir geschrieben, ich möchte noch zu ihr kommen; das will ich nun tun und ihr das Kränzlein und den Gruß von dem armen Kasper bringen und die Rose, die ich heut nacht erhalten; das wird sie trösten. Ach, lieber Schreiber, wenn Er es nur in der Bittschrift auswirken kann, daß ihr Leib und auch der Kasper dürfen auf unsern Kirchhof gebracht werden."

„Alles, alles will ich versuchen!" rief ich aus, „gleich will ich nach dem Schlosse laufen; mein Freund, der Ihr die Rose gab, hat die Wache dort, er soll mir den Herzog wecken, ich will vor sein Bett knien und ihn um Pardon für Annerl bitten."

„Pardon?" sagte die Alte kalt. „Es hat sie ja mit Zähnen dazu gezogen; hör' Er, lieber Freund, Gerechtigkeit ist besser als

Pardon; was hilft aller Pardon auf Erden? Wir müssen doch alle vor das Gericht:

„Ihr Toten, ihr Toten sollt auferstehn,
Ihr sollt vor das Jüngste Gerichte gehn.“

Seht, sie will keinen Pardon, man hat ihn ihr angeboten, wenn sie den Vater des Kindes nennen wolle; aber das Annerl hat gesagt: ‚Ich habe sein Kind ermordet und will sterben und ihn nicht unglücklich machen; ich muß meine Strafe leiden, daß ich zu meinem Kinde komme, aber ihn kann es verderben, wenn ich ihn nenne.‘ Darüber wurde ihr das Schwert zuerkannt. Gehe Er zum Herzog, und bitte er für Kasper und Annerl um ein ehrlich Grab! Gehe Er gleich! Seh' Er: dort geht der Herr Pfarrer ins Gefängnis; ich will ihn ansprechen, daß er mich mit hinein zum schönen Annerl nimmt. Wenn Er sich eilt, so kann Er uns draußen am Gerichte[1] vielleicht den Trost noch bringen mit dem ehrlichen Grab für Kasper und Annerl.“

Unter diesen Worten waren wir mit dem Prediger zusammengetroffen; die Alte erzählte ihr Verhältnis zu der Gefangenen, und er nahm sie freundlich mit zum Gefängnis. Ich aber eilte nun, wie ich noch nie gelaufen, nach dem Schlosse, und es machte mir einen tröstenden Eindruck, es war mir wie ein Zeichen der Hoffnung, als ich an Graf Grossingers Hause vorüberstürzte und aus einem offnen Fenster des Gartenhauses eine liebliche Stimme zur Laute singen hörte:

„Die Gnade sprach von Liebe,
Die Ehre aber wacht
Und wünscht voll Lieb' der Gnade
In Ehren gute Nacht.

„Die Gnade nimmt den Schleier,
Wenn Liebe Rosen gibt,
Die Ehre grüßt den Freier,
Weil sie die Gnade liebt.“

Ach, ich hatte der guten Wahrzeichen noch mehr! Einhundert Schritte weiter fand ich einen weißen Schleier auf der Straße liegend; ich raffte ihn auf, er war voll von duftenden Rosen.

[1] An der Richtstätte.

Ich hielt ihn in der Hand und lief weiter, mit dem Gedanken: ach Gott, das ist die Gnade. Als ich um die Ecke bog, sah ich einen Mann, der sich in seinem Mantel verhüllte, als ich vor ihm vorübereilte, und mir heftig den Rücken wandte, um nicht gesehen zu werden. Er hätte es nicht nötig gehabt, ich sah und hörte nichts in meinem Innern als: Gnade, Gnade! und stürzte durch das Gittertor in den Schloßhof. Gott sei Dank, der Fähndrich, Graf Grossinger, der unter den blühenden Kastanienbäumen vor der Wache auf und ab ging, trat mir schon entgegen.

„Lieber Graf", sagte ich mit Ungestüm, „Sie müssen mich gleich zum Herzog bringen, gleich auf der Stelle, oder alles ist zu spät, alles ist verloren!"

Er schien verlegen über diesen Antrag und sagte: „Was fällt Ihnen ein, zu dieser ungewohnten Stunde? Es ist nicht möglich; kommen Sie zur Parade, da will ich Sie vorstellen."

Mir brannte der Boden unter den Füßen; „jetzt", rief ich aus, „oder nie! Es muß sein, es betrifft das Leben eines Menschen."

„Es kann jetzt nicht sein", erwiderte Grossinger scharf absprechend, „es betrifft meine Ehre; es ist mir untersagt, heute nacht irgendeine Meldung zu tun."

Das Wort Ehre machte mich verzweifeln; ich dachte an Kaspers Ehre, an Annerls Ehre und sagte: „Die vermaledeite Ehre! Gerade um die letzte Hülfe zu leisten, welche so eine Ehre übriggelassen, muß ich zum Herzoge, Sie müssen mich melden, oder ich schreie laut nach dem Herzog."

„So Sie sich rühren", sagte Grossinger heftig, „lasse ich Sie in die Wache werfen, Sie sind ein Phantast, Sie kennen keine Verhältnisse."

„O, ich kenne Verhältnisse, schreckliche Verhältnisse! Ich muß zum Herzoge, jede Minute ist unerkauflich!" versetzte ich; „wollen Sie mich nicht gleich melden, so eile ich allein zu ihm."

Mit diesen Worten wollte ich nach der Treppe, die zu den Gemächern des Herzogs hinaufführte, als ich den nämlichen in einen Mantel Verhüllten, der mir begegnete, nach dieser Treppe eilend bemerkte. Grossinger drehte mich mit Gewalt um, daß ich diesen nicht sehen sollte. „Was machen Sie, Töriger?"

flüsterte er mir zu, „schweigen Sie, ruhen Sie, Sie machen mich unglücklich!“

„Warum halten Sie den Mann nicht zurück, der da hinaufging?“ sagte ich; „er kann nichts Dringenderes vorzubringen haben als ich. Ach, es ist so dringend, ich muß, ich muß! Es betrifft das Schicksal eines unglücklichen, verführten, armen Geschöpfs.“

Grossinger erwiderte: „Sie haben den Mann hinaufgehen sehen; wenn Sie je ein Wort davon äußern, so kommen Sie vor meine Klinge; gerade, weil er hinaufging, können Sie nicht hinauf, der Herzog hat Geschäfte mit ihm.“

Da erleuchteten sich die Fenster des Herzogs. „Gott, er hat Licht, er ist auf!“ sagte ich, „ich muß ihn sprechen, um des Himmels willen, lassen Sie mich, oder ich schreie Hülfe.“

Grossinger faßte mich beim Arm und sagte: „Sie sind betrunken, kommen Sie in die Wache. Ich bin Ihr Freund, schlafen Sie aus und sagen Sie mir das Lied, das die Alte heut nacht an der Türe sang, als ich die Runde vorüberführte; das Lied interessiert mich sehr.“

„Gerade wegen der Alten und den Ihrigen muß ich mit dem Herzoge sprechen!“ rief ich aus.

„Wegen der Alten?“ versetzte Grossinger, „wegen der sprechen Sie mit mir, die großen Herrn haben keinen Sinn für so etwas; geschwind kommen Sie nach der Wache!“

Er wollte mich fortziehen; da schlug die Schloßuhr halb vier. Der Klang schnitt mir wie ein Schrei der Not durch die Seele, und ich schrie aus voller Brust zu den Fenstern des Herzogs hinauf:

„Hülfe! Um Gottes willen, Hülfe für ein elendes, verführtes Geschöpf!“ Da ward Grossinger wie unsinnig. Er wollte mir den Mund zuhalten, aber ich rang mit ihm; er stieß mich in den Nacken, er schimpfte; ich fühlte, ich hörte nichts. Er rief nach der Wache, der Korporal eilte mit etlichen Soldaten herbei, mich zu greifen; aber in dem Augenblick ging des Herzogs Fenster auf, und es rief herunter:

„Fähndrich Graf Grossinger, was ist das für ein Skandal? Bringen Sie den Menschen herauf, gleich auf der Stelle!“

Ich wartete nicht auf den Fähndrich; ich stürzte die Treppe hinauf, ich fiel nieder zu den Füßen des Herzogs, der mich betroffen und unwillig aufstehen hieß. Er hatte Stiefel und Sporen an, und doch einen Schlafrock, den er sorgfältig über der Brust zusammenhielt.

Ich trug dem Herzoge alles, was mir die Alte von dem Selbstmorde des Ulans, von der Geschichte der schönen Annerl erzählt hatte, so gedrängt vor, als es die Not erforderte, und flehte ihn wenigstens um den Aufschub der Hinrichtung auf wenige Stunden und um ein ehrliches Grab für die beiden Unglücklichen an, wenn Gnade unmöglich sei. — „Ach, Gnade, Gnade!" rief ich aus, indem ich den gefundenen weißen Schleier voll Rosen aus dem Busen zog; „dieser Schleier, den ich auf meinem Wege hierher gefunden, schien mir Gnade zu verheißen."

Der Herzog griff mit Ungestüm nach dem Schleier und war heftig bewegt; er drückte den Schleier in seinen Händen, und als ich die Worte aussprach: „Euer Durchlaucht! Dieses arme Mädchen ist ein Opfer falscher Ehrsucht; ein Vornehmer hat sie verführt und ihr die Ehe versprochen; ach, sie ist so gut, daß sie lieber sterben will als ihn nennen" — da unterbrach mich der Herzog, mit Tränen in den Augen, und sagte: „Schweigen Sie, um's Himmels willen, schweigen Sie!" — Und nun wendete er sich zu dem Fähndrich, der an der Türe stand, und sagte mit dringender Eile: „Fort, eilend zu Pferde mit diesem Menschen hier; reiten Sie das Pferd tot; nur nach dem Gerichte hin: heften Sie diesen Schleier an Ihren Degen, winken und schreien Sie Gnade, Gnade! Ich komme nach."

Grossinger nahm den Schleier; er war ganz verwandelt, er sah aus wie ein Gespenst vor Angst und Eile; wir stürzten in den Stall, saßen zu Pferde und ritten im Galopp; er stürmte wie ein Wahnsinniger zum Tore hinaus. Als er den Schleier an seine Degenspitze heftete, schrie er: „Herr Jesus, meine Schwester!" Ich verstand nicht, was er wollte. Er stand hoch im Bügel und wehte und schrie: „Gnade, Gnade!" Wir sahen auf dem Hügel die Menge um das Gericht versammelt. Mein Pferd scheute vor dem wehenden Tuch. Ich bin ein schlechter Reiter, ich konnte den Grossinger nicht einholen, er flog im

schnellsten Karriere; ich strengte alle Kräfte an. Trauriges Schicksal! Die Artillerie exerzierte in der Nähe, der Kanonendonner machte es unmöglich, unser Geschrei aus der Ferne zu hören. Grossinger stürzte, das Volk stob auseinander, ich sah in den Kreis, ich sah einen Stahlblitz in der frühen Sonne — ach Gott, es war der Schwertblitz des Richters! — Ich sprengte heran, ich hörte das Wehklagen der Menge. „Pardon, Pardon!" schrie Grossinger und stürzte mit wehendem Schleier durch den Kreis, wie ein Rasender, aber der Richter hielt ihm das blutende Haupt der schönen Annerl entgegen, das ihn wehmütig anlächelte. Da schrie er: „Gott sei mir gnädig!" und fiel auf die Leiche hin zur Erde; „tötet mich, tötet mich, ihr Menschen; ich habe sie verführt, ich bin ihr Mörder!"

Eine rächende Wut ergriff die Menge; die Weiber und Jungfrauen drangen heran und rissen ihn von der Leiche und traten ihn mit Füßen, er wehrte sich nicht; die Wachen konnten das wütende Volk nicht bändigen. Da erhob sich ein Geschrei: „Der Herzog, der Herzog!" — Er kam im offnen Wagen gefahren; ein blutjunger Mensch, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, in einen Mantel gehüllt, saß neben ihm. Die Menschen schleifen Grossinger herbei. „Jesus, mein Bruder!" schrie der junge Offizier mit der weiblichsten Stimme aus dem Wagen. Der Herzog sprach bestürzt zu ihm: „Schweigen Sie!" Er sprang aus dem Wagen, der junge Mensch wollte folgen, der Herzog drängte ihn schier unsanft zurück, aber so beförderte sich die Entdeckung, daß der junge Mensch die als Offizier verkleidete Schwester Grossingers sei. Der Herzog ließ den mißhandelten, blutenden, ohnmächtigen Grossinger in den Wagen legen, die Schwester nahm keine Rücksicht mehr, sie warf ihren Mantel über ihn; jedermann sah sie in weiblicher Kleidung. Der Herzog war verlegen, aber er sammelte sich und befahl, den Wagen sogleich umzuwenden und die Gräfin mit ihrem Bruder nach ihrer Wohnung zu fahren. Dieses Ereignis hatte die Wut der Menge einigermaßen gestillt. Der Herzog sagte laut zu dem wachthabenden Offizier: „Die Gräfin Grossinger hat ihren Bruder an ihrem Hause vorbeireiten sehen, den Pardon zu bringen, und wollte diesem freudigen Ereignis beiwohnen; als

ich zu demselben Zwecke vorüberfuhr, stand sie am Fenster und bat mich, sie in meinem Wagen mitzunehmen; ich konnte es dem gutmütigen Kinde nicht abschlagen. Sie nahm einen Mantel und Hut ihres Bruders, um kein Aufsehen zu erregen, und hat, von dem unglücklichen Zufall überrascht, die Sache gerade dadurch zu einem abenteuerlichen Skandal gemacht. Aber wie konnten Sie, Herr Leutnant, den unglücklichen Grafen Grossinger nicht vor dem Pöbel schützen? Es ist ein gräßlicher Fall, daß er, mit dem Pferde stürzend, zu spät kam; er kann doch aber nichts dafür. Ich will die Mißhandler des Grafen verhaftet und bestraft wissen."

Auf diese Rede des Herzogs erhob sich ein allgemeines Geschrei: „Er ist ein Schurke, er ist der Verführer, der Mörder der schönen Annerl gewesen, er hat es selbst gesagt, der elende, der schlechte Kerl!"

Als dies von allen Seiten hertönte und auch der Prediger und der Offizier und die Gerichtspersonen es bestätigten, war der Herzog so tief erschüttert, daß er nichts sagte, als: „Entsetzlich, entsetzlich, o, der elende Mensch!"

Nun trat der Herzog blaß und bleich in den Kreis; er wollte die Leiche der schönen Annerl sehen. Sie lag auf dem grünen Rasen in einem schwarzen Kleide mit weißen Schleifen. Die alte Großmutter, welche sich um alles, was vorging, nicht bekümmerte, hatte ihr das Haupt an den Rumpf gelegt und die schreckliche Trennung mit ihrer Schürze bedeckt; sie war beschäftigt, ihr die Hände über die Bibel zu falten, welche der Pfarrer in dem kleinen Städtchen der kleinen Annerl geschenkt hatte; das goldene Kränzlein band sie ihr auf den Kopf und steckte die Rose vor die Brust, welche ihr Grossinger in der Nacht gegeben hatte, ohne zu wissen, wem er sie gab.

Der Herzog sprach bei diesem Anblick: „Schönes, unglückliches Annerl! Schändlicher Verführer, du kamst zu spät! — Arme alte Mutter, du bist ihr allein treu geblieben, bis in den Tod." Als er mich bei diesen Worten in seiner Nähe sah, sprach er zu mir: „Sie sagten mir von einem letzten Willen des Korporal Kasper, haben Sie ihn bei sich?" Da wendete ich mich zu der Alten und sagte: „Arme Mutter, gebt mir

die Brieftasche Kaspers; Se. Durchlaucht wollen seinen letzten Willen lesen."

Die Alte, welche sich um nichts bekümmerte, sagte mürrisch: „Ist Er auch wieder da? Er hätte lieber ganz zu Hause bleiben können. Hat Er die Bittschrift? Jetzt ist es zu spät; ich habe dem armen Kinde den Trost nicht geben können, daß sie zu Kasper in ein ehrliches Grab soll; ach, ich hab' es ihr vorgelogen, aber sie hat mir nicht geglaubt."

Der Herzog unterbrach sie und sprach: „Ihr habt nicht gelogen, gute Mutter; der Mensch hat sein Möglichstes getan, der Sturz des Pferdes ist an allem schuld. Aber sie soll ein ehrliches Grab haben bei ihrer Mutter und bei Kasper, der ein braver Kerl war; es soll ihnen beiden eine Leichenpredigt gehalten werden über die Worte: ‚Gebt Gott allein die Ehre!' Der Kasper soll als Fähndrich begraben werden, seine Schwadron soll ihm dreimal ins Grab schießen, und des Verderbers Grossingers Degen soll auf seinen Sarg gelegt werden."

Nach diesen Worten ergriff er Grossingers Degen, der mit dem Schleier noch an der Erde lag, nahm den Schleier herunter, bedeckte Annerl damit und sprach: „Dieser unglückliche Schleier, der ihr so gern Gnade gebracht hätte, soll ihr die Ehre wiedergeben; sie ist ehrlich und begnadigt gestorben, der Schleier soll mit ihr begraben werden."

Den Degen gab er dem Offizier der Wache mit den Worten: „Sie werden heute noch meine Befehle wegen der Bestattung des Ulanen und dieses armen Mädchens bei der Parade empfangen."

Nun las er auch die letzten Worte Kaspers laut mit vieler Rührung; die alte Großmutter umarmte mit Freudentränen seine Füße, als wäre sie das glücklichste Weib. Er sagte zu ihr: „Gebe Sie sich zufrieden, Sie soll eine Pension haben bis an Ihr seliges Ende, ich will Ihrem Enkel und der Annerl einen Denkstein setzen lassen." Nun befahl er dem Prediger, mit der Alten und einem Sarge, in welchen die Gerichtete gelegt wurde, nach seiner Wohnung zu fahren und sie dann nach ihrer Heimat zu bringen und das Begräbnis zu besorgen. Da währenddem seine Adjutanten mit Pferden gekommen waren, sagte er noch zu mir:

„Geben Sie meinem Adjutanten Ihren Namen an, ich werde Sie rufen lassen; Sie haben einen schönen menschlichen Eifer gezeigt." Der Adjutant schrieb meinen Namen in seine Schreibtafel und machte mir ein verbindliches Kompliment. Dann sprengte der Herzog, von den Segenswünschen der Menge begleitet, in die Stadt. Die Leiche der schönen Annerl ward nun mit der guten alten Großmutter in das Haus des Pfarrers gebracht, und in der folgenden Nacht fuhr dieser mit ihr nach der Heimat zurück. Der Offizier traf, mit dem Degen Grossingers und einer Schwadron Ulanen, auch daselbst am folgenden Abend ein. Da wurde nun der brave Kasper, mit Grossingers Degen auf der Bahre und dem Fähndrichspatent, neben der schönen Annerl, zur Seite seiner Mutter begraben. Ich war auch hingeeilt und führte die alte Mutter, welche kindisch vor Freude war, aber wenig redete; und als die Ulanen dem Kasper zum drittenmal ins Grab schossen, fiel sie mir tot in die Arme. Sie hat ihr Grab auch neben den Ihrigen empfangen. Gott gebe ihnen allen eine freudige Auferstehung!

Sie sollen treten auf die Spitzen,
Wo die lieben Engelein sitzen,
Wo kömmt der liebe Gott gezogen
Mit einem schönen Regenbogen;
Da sollen ihre Seelen vor Gott bestehn,
Wann wir werden zum Himmel eingehn.
Amen.

Als ich in die Hauptstadt zurückkam, hörte ich, Graf Grossinger sei gestorben; er habe Gift genommen. In meiner Wohnung fand ich einen Brief von ihm; er sagte mir darin:

„Ich habe Ihnen viel zu danken. Sie haben meine Schande, die mir lange das Herz abnagte, zutage gebracht. Jenes Lied der Alten kannte ich wohl, die Annerl hatte es mir oft vorgesagt, sie war ein unbeschreiblich edles Geschöpf. Ich war ein elender Verbrecher. Sie hatte ein schriftliches Eheversprechen von mir gehabt und hat es verbrannt. Sie diente bei einer alten Tante von mir, sie litt oft an Melancholie. Ich habe mich durch gewisse medizinische Mittel, die etwas Magisches haben, ihrer Seele bemächtigt. — Gott sei mir gnädig! — Sie haben auch die Ehre

meiner Schwester gerettet. Der Herzog liebt sie, ich war sein Günstling — die Geschichte hat ihn erschüttert — Gott helfe mir, ich habe Gift genommen.

Joseph Graf Grossinger."

Die Schürze der schönen Annerl, in welche ihr der Kopf des Jägers Jürge bei seiner Enthauptung gebissen, ist auf der herzoglichen Kunstkammer bewahrt worden. Man sagt, die Schwester des Grafen Grossinger werde der Herzog mit dem Namen: „Voile de Grace", auf deutsch „Gnadenschleier", in den Fürstenstand erheben und sich mit ihr vermählen. Bei der nächsten Revue in der Gegend von D.... soll das Monument auf den Gräbern der beiden unglücklichen Ehrenopfer, auf dem Kirchhofe des Dorfs, errichtet und eingeweiht werden, der Herzog wird mit der Fürstin selbst zugegen sein. Er ist ausnehmend zufrieden damit; die Idee soll von der Fürstin und dem Herzoge zusammen erfunden sein. Es stellt die falsche und wahre Ehre vor, die sich vor einem Kreuze beiderseits gleich tief zur Erde beugen; die Gerechtigkeit steht mit dem geschwungenen Schwerte zur einen Seite, die Gnade zur andern Seite und wirft einen Schleier heran. Man will im Kopfe der Gerechtigkeit Ähnlichkeit mit dem Herzoge, in dem Kopfe der Gnade Ähnlichkeit mit dem Gesichte der Fürstin finden.

Anhang.

Altes erstes Manuskript-Fragment von der „Chronika des fahrenden Schülers“ [1].

In dem Jahre, da man zählte nach Christi, unsers lieben Herrn, Geburt 1358, im lieblichen Monat Mai, hörte ich, Johannes, die Schwalbe früh an meinem Kammerfenster singen, als ich erwachte, und ward innig durch den Morgengesang des Vögeleins erbaut, bedachte auch auf meinem Lager, wie die Schwalbe in ewiger Seligkeit lebt, gegen den kalten Winter in ferne wärmere Lande zieht und, der Heimat getreu, gegen den Frühling wiederkehrt; so nicht der Mensch, der wohl viel Leid und Weh im Herzen erdulden muß, ehe ihm wieder ein freundliches Glück, ein Frühling erblüht.

Da ich so in meinen einfältigen Betrachtungen versunken war und das Vögelein auf seine Art auch immer fortphantasierte, wär' ich beinahe wieder eingeschlummert, als die Wächter auf dem Münster bliesen, welches ich vorher noch nie gehört hatte, da ich in Straßburg so früh noch nicht erwacht war. Es ward mir auch da sehr wehmütig um das Herz, denn mir fiel ein, wie nun heute mein zwanzigster Geburtstag angekommen war, und wie mir es viel besser geworden als die letzten Jahre, wo ich meinen lieben Geburtstag wohl auf freiem Felde, in einem zerrissenen Mäntelein empfangen und mit einem Bissen Almosenbrot bewirten mußte. „So ist es doch eine Freude, einen Geburtstag zu haben“, dachte ich bei mir selbsten und glaubte wohl in meiner Einfalt, die Schwalbe sei nur gekommen, mir Glück zu wünschen, wie auch der Türmer nur allein geblasen habe, mir eine Ehre zu erweisen, was doch ein eitler Wahn gewesen, da die Schwalbe bloß ihrer eignen Frühlingslust wegen gesungen und der Türmer vielleicht gerne noch eine Stunde geschlafen hätte, wenn er seinem Amte gemäß nicht um vier Uhr des Morgens blasen müßte.

Da die Bäume nun so anmutig mit ihrem zarten Laube vor meinem Stüblein im Garten rauschten, sprang ich von meinem Lager und kleidete mich nicht ohne Tränen in mein neues Gewand an, welches mir mein gütiger Ritter verehrt und gestern abend durch seinen Diener auf die Kammer geschickt hatte. Es war dies aber ein feines Wams und ein zierliches Unterkleid, so ich vorher nie getragen, und ich kam mir ganz wunderbar und stolz vor; doch währte meine Eitelkeit nicht lange. Mein zerrissenes Mäntelein, welches ich als einen Vorhang an das Fenster gehängt hatte, erleuchtete sich durch den Sonnenschein, und es war mir, als seien alle seine Löcher so viel

[1] Kreiten stellt fest, daß eine spätere Hand (Böhmer?) viel sinnlose Stellen der Abschrift hat verbessern müssen.

Lippen und alle seine Fetzen so viel Zungen, die mich meiner früheren Hoffart zeihen wollten.

Ich nahm mein Mäntelein herab und legte es um und gedachte, indem ich die Treppe hinab in den Garten ging: „Wie ich ein armer fahrender Schüler gewesen bin, so werde ich immer ein armer fahrender Schüler bleiben; denn auf Erden sind wir alle arm und müssen mannigfach mit unserem Leben herumwandeln und immer lernen und bleiben doch arme Schüler".

Da ich nun in den Garten gekommen war, den ich vorher auch noch nicht gesehen — denn mein gnädiger Herr Ritter war den Abend spät angekommen und ich im Dunkeln nach meinem Gemach in das Sommerhäuslein geführt worden — da ergriff mich nun neuerdings eine wunderbarliche Unruhe; denn ich war herabgegangen, um meine Morgenandacht im Freien zu verrichten, fand mich aber von dem schönen Garten und dem freundlichen Sonnenschein fast eben so sehr wie von meinem neuen Gewand überrascht. Ich fand mich gleich einem neugebornen Kindlein, welches noch nicht beten kann und erst durch einige Erfahrung in der Süßigkeit des Lebens seine Händlein zum Danke falten lernet. Der fröhliche Mai, das lustige Singen der Vöglein, der helle Sonnenglanz, der über die mannigfaltigen Kräuter und Blumen ausgegossen war, alles das war mir, als hätte ich es nie vorher gesehen, und ich wüßte auch nicht, was aus all der Freude werden sollte.

So wie die lieben Kinder durch die süßen Blumen gehen und sie brechen und Kränzlein winden und sich bei den Händen fassen und mit den Kränzlein in den Locken im Zirkel tanzen, gleichsam selbst ein lebendiger Blumenkranz, wie sie aber nicht gedenken der Frucht des heißen Sommers und des Todes im trüben Herbste und der Ruhe im kalten, tiefsinnigen Winter, also wandelte auch ich armer Schelm wie ein einfältiges Kind durch den Garten und konnte vor tiefer Freude an meinem neuen Glücke, das ich gestern noch nicht gedacht hatte, nicht zum Gebete kommen.

Da ich nun so in meiner Unschuld fortschritt, kam ich an ein kleines Heiligenhäuslein, welches dicht in Gebüschen verborgen war, und in dem eine Lampe brannte. Da sah ich an den Wänden sehr schöne hölzerne Bilder, die mancherlei Geschichten aus dem Leiden unseres Herrn Jesus Christus treulich abbildeten. Das größte Bild in der Mitte der Kapelle stellte den lieben Herrn dar, wie er am Ölberge kniet und betet; dabei stand auch ein Kästlein mit vielen Heiligtümern, und ich konnte mich auch nicht länger enthalten, kniete nieder und dankte mit weinenden Augen Gott, daß er mich armen fahrenden Schüler nicht vergessen und mich durch seine ewige Barmherzigkeit erhalten und dem guten Ritter übergeben hatte, gelobte auch ferner fromm und fleißig zu sein und die Künste, die ich mit seinem göttlichen Beistand mit meinen schwachen Sinnen erlernt hatte, allezeit zum Nutzen und Frommen guter Menschen und zur Mehrung seiner Verehrung anwenden wollte[1]. Da ich so gebetet hatte, legte ich zum Opfer meiner Andacht ein gülden Band zu den Füßen des Bildes, welches ich einmal von einer frommen Einsiedlerin erhalten, der ich ein andächtiges Lied gefertigt hatte; ich hatte es seither als

[1] In der Hast der ersten Niederschrift fällt Brentano hier völlig aus dem Satzbau.

Zeichen in meinem Gebetbuche liegen. Dann wendete ich mich und trat wieder in den Garten, der sich mir nun ganz verwandelt hatte; so mag nichts vor dem Gemüte des Menschen Stand haben, welches alle Dinge nach sich umgestaltet. Da ich nun fromm und andächtig gewesen war, erschienen mir alle die roten, leibfarben und weißen Rösslein, jene Blumen, durch die König Asverus in seinem Schloßgarten zu Susa gewandelt, seines Zornes zu vergessen, und es war mir, als sei der liebe Gott auch durch diese Blumen gegangen und sei hier freundlich gegen mich armen Jungen geworden; denn hier an diesem ersten Morgen meines zwanzigsten Jahres ist mir viel Licht im Herzen aufgegangen, und ist mir der Frühling zuerst ein weiser Lehrer in meinem Leben geworden. Besonders aber hat mein Herz der hohe Münsterturm erschüttert, als ich aus einem schattigen Baumgang herfürtrat und er so allmächtig vor mir in die Wolken ragte: alles Menschenwerk hat etwas Erschreckendes, und das Gemüt muß lange darauf verweilen, bis es Trost findet. Die gewaltige Künstlichkeit dieses wunderwürdigen Turmes hätte mich beinahe wieder niedergeschlagen, und ich gedachte bei mir mit Verwunderung, wie ich doch unter den hohen Eichen in finstern Wäldern und bei den stürzenden Wasserfällen in einsamen Tälern recht in der Einsamkeit ganz verlassen, auch wohl gar hungrig gesessen und mich doch nicht so bewegt gefühlt als bei dem Anblick des Münsterturmes. Wenn ich die Blüten und Zweige der Bäume betrachte, so frage ich nicht, wie sie da hinaufgekommen, und erschrecke nicht, wenn sie sich bewegen und hin und her neigen mit Rauschen; aber wenn ich so den ungeheuren Turm ansehe mit den vielen Säulen, Türmlein und Schnörkeln, die immer auseinandersteigen und durchsichtig sind wie das Gerippe eines Blattes, ach, so kommt es mir vor wie der Traum eines tiefsinnigen Werkmeisters, vor dem er wohl selbst erschrecken würde, wenn er erwachte und ihn nun ausführen sollte, und wie nun so ein hohes Werk durch vieler Menschen Hände vollendet, ja, an dem auch manches Leben sich totgearbeitet hat, wie dieser Turm dasteht, stolz und eisern, wie er kein Herz hat und keinen Verstand, ja wie er ein recht unvernünftiger Turm ist und doch dasteht, als wäre er aus sich selbst hervorgewachsen und brauche es keinem Menschen zu danken, — das ist, was mir den Anblick so erschütternd machte, da doch in den Blumen und Bäumen, ja selbst in den harten Felsen eine Seele zu wohnen scheint, welche gleich dem Menschen atmet und fühlt, sich im Frühling mit ihm erfreut und im Winter mit ihm trauert; und doch konnte ich meine Augen nicht von ihm wenden.

Es ist etwas Wunderbares um das Menschenherz, daß es immer zu dem Unbegreiflichen hinstrebt, als sei dort das Ende seiner Laufbahn, dort sei der Schlüssel zum Himmel, und alles Irdische sei bloß ein Rufen aus der Ferne, das zu unseren Ohren dringt, ein heiliger Bote Gottes, der vor unsere Augen tritt und uns durch seinen Glanz und seine versprechende Miene ein Bild unseres zukünftigen Lebens geben muß. Also ist mir auch immer meine Drangsal als eine Sehnsucht nach einem besseren Leben erschienen, alle meine bitteren Stunden waren die kalten duftigen Tage, die nach dem Winter kommen, und denen der liebliche Frühling, ganz mit Blumen und grüner Lust bekleidet und mit der süßen Musik der Vöglein angetan, auf dem Fuße folgt.

In diesen Betrachtungen war ich wieder in den Laubgang getreten, als

der Türmer auf dem Münster blies: „In süßen Freuden geht die Zeit" — da wollte ich wieder nach meinem Sommerhäuslein gehen, sah aber meinen Herrn und Ritter gar tiefsinnig unter einem Baume im Sonnenscheine sitzen und hatte den Mut nicht, vorbeizugehen, denn ich wußte nicht, ob ich ihn störe.

Ich stellte mich darum an einen Baum in seiner Nähe bescheiden hin, nahm meinen Hut in die Hand und wartete, ob er vielleicht seine Augen nach mir wenden würde. Der Anblick meines gnädigen Herrn und Wohltäters aber erweckte eine große Ehrfurcht in mir. Er hatte ein schneeweißes Haar, über das wohl viel Sorgen mochten hingeflogen sein; ich hatte ihn gestern nicht recht gesehen, da es schon dunkelte, als er mich vom Wege auffraffte, und ich hatte lange keinen so frommen alten Ritter gesehen, der mit allen seinen Mienen ein solches Vertrauen erregte.

Gott gebe, daß du so in Ehren grau werdest, dachte ich bei mir und fühlte mich mit ganzem Herzen zu dem lieben Ritter hingezogen. Er aber schien sehr betrübt zu sein, seufzte auch oft und tief, und die kleinen Vöglein, die über ihm in den Zweigen so lustig sangen, konnten ihn nicht trösten.

Da ich so eine Weile nach meinem Herrn Ritter gesehen hatte, wendete er die Augen von ungefähr nach dem Orte, wo ich stand, und redete mich freundlich an mit den Worten: „Was machst du, Johannes, daß du so stille dastehst?" Worauf ich ihm höflich entgegnete: „Ich wollte Eure Ruhe nicht stören, Herr, Ihr scheint mir in schweren Gedanken." Der Ritter sprach hierauf: „Wie gefällt dir deine neue Heimat, bist du froh?"

„Herr, sollte ich nicht froh sein, da ich nun weiß, wo schlafen, da ich weiß, wo Brot finden und wem dienen? Da weiß ich nun auch, wo beten und wen lieben. Herr, meine Heimat gefällt mir wohl; Gott gebe, daß ich ihrer würdig sei und auch ihr wohlgefalle."

„Johannes, deine Rede gefällt mir; wenn dir das ernst ist, so sind wir Gesellen. Aber wenn du mir gefallen willst, was wirst du dann tun? Wirst du mir etwas geben wollen, da du nichts hast?"

„Herr, ich bin Euer Schuldner vor der Welt in Ewigkeit, denn ich kann Euch kein Wams für das Wams geben, das ich trage, aber vor Gott gebe ich Euch einen guten Zahlmann, denn ich gebe Euch mein Herz."

„Und wenn ich dir nun auch mein Herz geben wollte, so hätte ich doch noch das Wams zugute. Wie denn, Johannes?"

„Herr, Ihr rechnet streng — doch habe ich eins, das Ihr nimmer mit allen Gaben einholen werdet, denn es ist rasch und fliehet davon; auch werdet Ihr es nie mit Eurer Macht verkürzen können, denn es ist lieblich und lustig anzusehen, und Ihr werdet Euch dessen so erfreuen, daß Ihr es nicht lassen möget, wenn ich es Euch geben könnte."

„Was ist dies für ein Kleinod, mit dem du so prahlest?"

„Herr, es ist die Jugend, die will ich Euch geben, wie ich kann; denn Ihr sollt Euer Alter vergessen bei mir, so will ich Euch erfreuen mit mancherlei Reden und Gedanken."

Aber was ich da zuletzt gesprochen hatte, war töricht und war ein schlechter Anfang meiner versprochenen erfreulichen Reden; denn mein gnädiger Herr ward wiederum stille und betrübt, weil ich ihn an sein Alter erinnert hatte, so glaubte ich. Da redete ich ihn wiederum an.

„Herr, ich habe Euch mit törichten Worten erzürnet.“

„Das hast du nicht, Johannes, sondern ich bedachte, ob dein stolzer Mut wohl meine Sorgen zerstreuen könne, wie du mir versprachst; aber das mag wohl nicht sein. Hast du mich nicht gefunden hier im Grünen in einem lustigen Garten, bei dem fröhlichen Singen der Vögel und bei Sonnenschein, nachdenklich und betrübt? Wirst du können, was der Frühling nicht kann? — So du aber Künste gelernt hast, die ich nicht besitze, so wirst du mein Schuldner nicht sein. Setze dich zu mir und sage mir treulich, wie du zur Armut gekommen bist in Gutem, und wie es sich mit dir begeben, bis ich gestern an der Eiche dich gefunden habe, und dann sollst du ebenfalls von mir hören, warum ich betrübt bin.“

Da ich die große Freundlichkeit meines lieben Ritters aus dieser Rede vernommen hatte, setzte ich mich zu ihm unter den Baum und faßte einen guten Mut, ihm zu sagen, was ich in meiner Armut erfahren hatte, zog auch ein kleines Buch aus der Tasche meines Mantels, in welches ich gewohnt war, das aufzuschreiben, was mir aus meinem Leben bemerkenswert dünkte, um ihm daraus vorzulesen, und sprach zu ihm:

„Lieber gnädiger Herr, es ist wohl kein ehrlicherer Weg zur Armut als der, in Armut geboren zu sein; so bin ich auch zur Armut gekommen, als ich zur Welt kam, und ist mir früh gelehrt worden, daß all mein Gold der Glanz der Sonne sei, all mein Silber der Spiegel der Flüsse, meine schönen Teppiche und Tapezerien die grünen Wiesen mit ihren Blumen, meine schönen Gebäude und Hallen der Himmel mit seinen Gewölben und der grüne Wald; ja, ich bin so reich geworden, daß mir die ganze Welt offen stand und alle freundliche Menschen meine Diener wurden, zu denen ich sprechen konnte: ‚Gib mir dies, gib mir jenes‘. Auch hatte ich keinen Herrn als den allmächtigsten Herrn, den lieben Gott, der mir das Leben zu einem Leben gegeben, und dem ich auch täglich aus tiefstem Herzen gedankt habe.“ — „Du kannst schreiben, Johannes“, sprach der Herr Ritter zu mir, „darin hast du mir es schon zuvor getan, das kann ich nicht; ich freue mich, zu hören, wie du alles niedergeschrieben hast; denn wenn ich gleich nicht schreiben kann, so habe ich doch oft bei mir überlegt, wie ich dies oder jenes, was mich im Leben sonderlich freute oder schmerzte, aufschreiben möchte, daß es andern Menschen, und auch Menschen jeden Standes, wohlgefallen könne, und habe mir durch öftere Erinnerung in meinem Gedächtnis gleichsam ein Buch gemacht, wo ich vielerlei eingeschrieben habe, und mehrere Begebenheiten sind darunter, die sind mir ganz verschieden erschienen, so daß sie mich auf eine Art beruhigen, auf der anderen aber betrüben und doch immer dieselben Geschichten sind. Nun aber soll doch alles so niedergeschrieben werden, daß es einem jeden Menschen belehrend und erfreulich sein soll, denn was öffentlich gemacht wird, soll klar und verlässig werden, sonst ist es ein Betrug und böses Irreführen unschuldiger Menschen; denn soll sich der Mensch nicht an die Schrift halten können, die ihm doch als etwas Künstliches und des Gedankens Würdigeres aufgestellt wird, wie kann er dann an das glauben, was ihm in gemeiner Rede ganz gleichgültig vorgestellt wird? So lies denn, Johannes, und wie du es niedergeschrieben hast, wird mich lehren, was du für ein Mensch bist; denn wie ein Mensch sein Leben fühlt, so ist er, und nicht

so, wie sein Leben ist. Du bist ein armer fahrender Schüler, und ich bin ein alter Kriegsmann, aber wir sind beide auch Menschen; der Schüler und der Kriegsmann haben nichts in ihrem Wesen gemein und sind sich fremd, aber die Menschen sind von demselben Stamme, und was sie erfahren, müssen alle teilen können, und so bin ich denn begierig, mein lieber Johannes, ob du so geschrieben, daß ich es auch genießen kann."

Da las ich dem Herrn Ritter vor, wie ich in meiner Einfalt niedergeschrieben hatte.

Das erste, dessen ich mich deutlich erinnere, ist, wie mich meine Mutter das Vaterunser und Ave Maria lehrte; ich stand vor ihr und faltete meine Hände und sah ihr nach den Lippen, und wie sie mir es vorsagte, sprach ich es kindisch nach und war ganz fromm, wie es ein Kind vor Gott ist. Das tat ich immer frühmorgens und kniete dabei an meinem Bettlein und des Abends, wenn ich schlafen ging. Ich bin in Franken geboren, in einem kleinen Dorfe am Mainstrom, und meine Mutter war eine gar arme Frau, aber fromm und arbeitsam; ich kann sie mir auch nicht anders denken als spinnend, und oft, wann ich nachts erwachte, sah ich sie in der kleinen Stube bei einer Lampe sitzen und spinnen; dabei sang sie still vor sich hin, und dies hat mich oft bis zu Tränen gerührt. Warum, das weiß der liebe Gott; auch weiß ich noch deutlich, daß ich einmal gar sehr weinen mußte, als ich sie so singen hörte, da fing ein Vögelein vor unserem Fenster auch an zu singen, und es war doch schon gar spät, denn der Mond schien hell und klar. Meine Mutter aber hörte nicht auf zu singen, und sang das Vögelein und sie zugleich. Da habe ich zum ersten Male Traurigkeit empfunden und über das Leben kindische Gedanken gehabt, mich auch im Bette aufgerichtet und meiner Mutter zugehört. Da sang sie ein Lied, das lautete also:

„Es sang vor vielen Jahren" ꝛc.*

Besonders traurig aber kam es mir vor, daß der Vogel und meine Mutter zugleich sangen, und hätte ich damals wohl wissen mögen, ob der Vogel in seinem Gesange auch meiner Mutter gedachte, und ob er auch lieber geweint als gesungen hätte. Ich fragte darum meine Mutter mit den Worten: „Mutter, was singt denn die Nachtigall dazu?" Da sagte meine Mutter: „Wachst du, Johannes? Schlafe, du mußt morgen früh heraus und mit mir ins Kloster gehen; wenn du nicht schläfst, so nehm' ich dich nicht mit." Da löschte sie ihre Lampe aus und trat vor mein Bettlein und machte mir das Zeichen des Kreuzes auf die Stirne und küßte mich, und da ich merkte, daß sie weine, schlang ich die Arme um ihren Hals und hielt sie fest, fragte sie auch, warum sie mir das Kreuz mache, und warum sie weine.

„Lieber Johannes", sagte sie, „ich mache dir immer das Kreuz und küsse dich, ehe ich schlafen gehe, daß du unter dem Schutze Gottes ruhig schlafen mögest; du hast aber sonst nie gewacht, wenn ich zu dir kam, und so wußtest du es nicht." Doch warum sie weine, sagte sie mir damals nicht.

* Gesammelte Schriften, Bd. 2, S. 22[1].

[1] Vgl. S. 80 f. dieses Bandes.

Darauf legte sie sich zu Bett und betete laut, und ich sprach ihr nach, bis ich darüber einschlief.

Am folgenden Morgen standen wir früh auf, und meine Mutter nahm leinen Tuch, das sie gewebt, und Garn, das sie gesponnen, um es im Kloster zu verkaufen. Sie trug es im Korb auf dem Kopfe, und da ich sie sehr darum gebeten, gab sie mir einen Teil des Garns zu tragen, welches ich mit einer großen Liebe zu meiner Mutter bis zum Kloster getragen habe. Wir kamen daselbst in des Abtes Stube, sie war mit schönen Bildern ausgemalt, auch handelte der Abt selbst um das Tuch mit meiner Mutter und gab mir ein Bild von St. Johannes, meinem Patron. Er sagte mir auch, wenn ich älter wäre, solle ich ihm die Messe dienen und dann immer einen Pfennig von ihm haben.

Meine Mutter ließ von dem Gelde zurück, um für ihre Anliegen in der Georgenkapelle eine Messe zu lesen, und als sie der Abt fragte, was ihr Anliegen sei, sprach sie: „Das steht Gott anheim“, und da gingen wir zur Kirche hinab. Dort gingen wir aber zur linken Hand in eine Kapelle; da stand ein Altar in der Mitte, zur Rechten aber war ein Ritter an der Wand ausgehauen, auf den Knieen liegend. Vor ihm stand ein anderer Ritter, der legte ihm die Hand auf das Haupt. Diesem Bilde gegenüber war St. Georgen Bild, wie er den Drachen durchbohrt. Meine Mutter steckte ein Wachslicht vor St. Georgen auf und kniete dann mit mir an der Seite des steinernen Ritters nieder und sah oft nach dem knieenden Ritter. Ich betrachtete ihn auch und empfand eine große Freude an ihm, auch hätte ich ihm gerne was Liebes getan und setzte ihm einen grünen Kranz auf sein steinern Haupt, den ich mir im Walde geflochten hatte und noch spielend in der Hand trug. Da meine Mutter das sah, weinte sie sehr und umarmte mich in der Kirche. Ich empfand große Bangigkeit um ihre rührende Gebärde. Da trat aber ein Priester in die Kapelle, mit einem Meßdiener, und las die Messe am Altar. Und sie ließ mich los, sagte mir auch ins Ohr: „Bete hübsch fromm, Johannes, der stehende Ritter ist der alte Laurenburger, dein Großvater.“

Ich hatte den Mut nicht mehr, nach dem Bilde zu sehen, und mein Großvater blieb mir von dieser Zeit an ein ernster und beweglicher Gedanke. Aber ich habe damals gebetet, wie sonst nie, mit einer wunderlichen Herzensangst; doch weiß ich mich nicht zu erinnern, warum ich so gebetet habe. Da die Messe zu Ende und der Priester wieder aus der Kapelle hinausgegangen war, fragte ich meine Mutter nach dem steinernen Bilde mit den Worten: „Was macht denn der alte Laurenburger da?“ Meine Mutter stand aber, ohne mir zu antworten, still vor dem Bilde und sah immer mit nassen Augen nach dem knieenden Ritter, den ich mit dem Laubkranze gekrönt hatte, und da ich sie wieder fragte, sagte sie: „Er tut, was ich gestern abend tat, da ich dir das Kreuz machte.“ Da fragte ich sie weiter: „Liebe Mutter, will er denn schlafen gehen?“ Da sagte sie: „Ja, er will schlafen gehen in die ewige Ruhe.“ — „Und der knieende Mann will wohl auch schlafen gehen?“ Da sagte sie wieder: „Ach! Gott gebe ihm eine ruhige Nacht, wenn er schon schläft!“ und ward wieder sehr traurig und hob mich hinauf, daß ich ihn küßte. Da setzte ich ihm das Kränzlein wieder zurecht und küßte ihn, die Mutter ging mit mir zur Kirche hinaus. Sie hatte mich noch auf dem Arme

und ließ mich nicht los, was sie sonst nicht pflegte, denn sie war nicht sehr stark, sondern zart und weiß mit langen, blonden Haaren. Wir gingen nicht denselbigen Weg zurück, sie trug mich links dem Walde zu. Wie sie mich so durch die freie Luft hintrug, betrachtete ich ihr freundliches Angesicht und kann es nun nie mehr vergessen, wie hold und lieb sie aussah, und auch die ganze Gegend kam mir lichter und freundlicher vor. Mein Herz ward wieder ganz getröstet, und wie sie mich unter den Bäumen hintrug, brach ich einen Zweig ab und machte einen Kranz, den setzte ich ihr auf ihre blonden Haare und sagte zu ihr: „Liebe Mutter, nun bist du wie der knieende Ritter, nun hast du auch ein Kränzlein auf, und wenn er da nun durch den Wald gegangen käme, da würdet ihr euch beide an einander sehr erfreuen über die grünen Kränze."

Meine Mutter gab mir aber keine Antwort und ging immer traurig fort, was mich auch wieder betrübte. So zogen wir still und einsam wohl eine Stunde durch den Wald, als wären wir die einzigen Menschen auf der Welt, bis es lichter ward in den Zweigen und der Wald sich am Rande des Berges endigte. Da war ein schöner grüner Platz und die Aussicht in ein einsames Tal, wo der Main durchfloß. Die Berge lagen rings um den hellen, silbernen Fluß, als hätten sie tiefsinnige Gedanken. Sie waren alle mit schwarzen Wäldern bedeckt und sahen streng und finster herüber; wo wir aber standen, war die Gegend sanft und mild, grüner Rasen bedeckte den Boden. Es standen da mancherlei Blumen, und das allerschönste war ein freundlicher Quell, der zwischen einer großen Reihe von Sonnenblumen entsprang und über den sanften Abhang hinunterrollte. Es war, als flössen Tränen an den Wangen eines freundlichen Antlitzes hinab.

Viele und mancherlei Kräuter wuchsen da rings an dem Bache; die Sonnenblumen sahen besonders ehrwürdig und andächtig aus.

Meine Mutter ließ mich im Grase spielen und saß bei den Sonnenblumen. Ich sah oft nach ihr hin und bemerkte, wie sie sanfter und ruhiger um sich blickte.

Dann nahm sie mich bei der Hand und ging mit mir einige Schritte rechts ins Gebüsch; da stand ein kleines Haus, ganz mit Efeu überwachsen, selbst die Türe war mit dem Geflechte des Efeus überzogen. Sie zog einen Schlüssel hervor, legte die Ranken an der Türe zurück und öffnete sie. Wir traten zuerst in eine kleine Küche, in welcher jedoch kein Geräte war, und dann in eine kleine, viereckige Stube; wie ich hineintrat, fürchtete ich mich etwas, denn es war gar dunkel. Meine Mutter machte aber die Fensterläden auf; da sah man nach der andern Seite des Tales, und ein schönes Schloß ragte aus dem schwarzen Gebirge gegenüber.

In der Stube standen allerlei ausgestopfte Vögel, besonders eine Reihe von Falken, die alle sehr alt schienen. An der Wand hingen einige Speere und Jagdmesser, und in der einen Ecke war ein Betstuhl vor dem Bilde des hl. Hubertus, wie er vor dem Hirschlein kniet, das ihm mit einem Kreuze zwischen den Geweihen erscheint und ihm sein wildes Herz zur Sanftmut umwendet.

Ich betrachtete alle die Sachen, die ich vorher nie gesehen, mit einer ängstlichen Aufmerksamkeit, während meine Mutter ins Tal hinaussah. Alles,

was mir seit dem Abend vorher begegnet war, hatte mich ganz verändert, und wenn ich jetzt daran denke, so möchte ich meine damalige Empfindung einem Rade vergleichen, das in einer Mühle plötzlich lebendig wird und alle die andern Räder mit ihm sich drehen und wenden sieht und sich doch nicht vorstellen kann, was alle die vielen Räder sollen und wollen, und was eine Mühle ist. Besonders aber verwunderte ich mich, daß meine Mutter mit allen den Sachen bekannt war und in der Hütte tat, als wäre sie immer drin gewesen. Ich fragte sie, ob wir denn hier blieben, ob dieses auch unsere Wohnung sei; dann wolle ich mir hier einen kleinen Garten machen und ein Vogelsteller werden.

„Was willst du denn mit den Vögeln machen?" sagte sie. Und als ich ihr antwortete, ich wolle sie das „Vaterunser" lehren, sagte sie: „Weißt du denn, wo dein Vater ist?" Ich antwortete: „Im Himmel." Sie nahm mich hierauf zu sich, setzte sich ans Fenster und erzählte mir, was ich hier niederschreibe. Ihre Worte sind mir auch nie aus dem Gedächtnis gekommen.

„Lieber Johannes, du hast mich seit gestern wohl trauriger als je gesehen; denn ich gedachte gestern, da die Arbeit vollendet war, schon daran, wie ich heute alle die Wege gehen würde, die du mit mir gegangen bist. Du hast mich auch gestern abend gefragt, warum ich weinte, als ich vor deinem Bettlein stand, aber ich habe dir keine Antwort gegeben und habe mit dir gebetet, damit wir ruhig schlafen möchten. Nun aber will ich dir nichts mehr verschweigen; denn ich glaube, es wird dir gut sein, wenn du früh weißt, wie auf Erden viel Traurigkeit ist und im Himmel allein Freude. Du wirst alsdann deinen Sinn immer mehr zu Gott wenden und zu seinem Abgesandten auf der Erde, der treuen Liebe der Unschuld und Weisheit. Auch sollst du nicht trauriger werden um der Traurigkeit willen, die auf Erden ist; sie soll dich stärken, daß dein Mut wachse und dein Fleiß; mit denen sollst du die Traurigkeit bestreiten und ein frohes Herz erkämpfen, das sich allezeit Gott zuwendet.

„Das kleine Häuslein, in dem wir sitzen, gehörte meinem lieben Vater; er ist nun im Himmel seit acht Jahren und liegt begraben im Kirchhof bei dem Kloster. Er war ein Jäger und Vogelsteller und hat hier oben mit meiner Mutter gelebt; die ist zu Gott gegangen, da ich noch klein Mägdlein war. Ich erinnere mich noch wohl: da die Herrn aus dem Kloster sie zu Grabe trugen, da saß ich da draußen an dem Quell im Sonnenschein und verwunderte mich über die vielen Männer und Weiber, die den Zug begleiteten. Da drüben von[1] dem Schlosse, das du siehst, kam der Ritter mit seiner Hausfrau und seinen zwei Knaben auch herüber; ich weiß noch wohl, wie sie in das Schifflein stiegen und über den Main fuhren.

„Der Ritter blieb noch lange bei meinem Vater und sprach gar freundlich mit ihm, um ihn zu trösten, und des Ritters Frau ging mit zu Grabe. Ich saß immer an dem Bächlein, und des Ritters Kinder spielten mit mir[2]. Am Abend zog der Ritter mit seinen Leuten wieder hinüber, und mein Vater

[1] Die Handschrift liest: vor. — [2] Hier bricht die zuerst veröffentlichte zweite Fassung ab (S. 282, Z. 31 dieses Bandes).

pflanzte am Bache die Sonnenblumen. Er war ein frommer und kunstreicher Mann und arbeitete den ganzen Tag. Er richtete die Falken ab wie kein anderer Jäger in Franken und hatte eine große Kenntnis heilsamer Kräuter. Ich ging ihm immer in seinen Arbeiten zur Hand, wie ich konnte, und er erzog mich zu Gottesfurcht und Sittsamkeit. Spinnen und Weben hab' ich dort im Schlosse von des Ritters Hausfrau gelernt und, zugleich mit den zwei Söhnen, das Christentum bei dem Hauskaplan.

„Mein Vater schenkte dem Ritter gut abgerichtete Falken dafür; der Hausfrau brachte ich Arzneikräuter, und den Söhnen gab ich Finken und andere Vögel, die ich selbst singen gelehrt hatte; so war ich denn immer gern im Schlosse gesehen und konnte an den Frauen und Dienerinnen wohl lernen, was einer Jungfrau geziemt. Doch war ich, da ich älter ward, meistens zu Hause bei meinem Vater, denn er liebte mich sehr und mochte nicht ohne mich sein.

„In der Einsamkeit besuchte uns der jüngste Sohn des Ritters oft; er war auch stiller Gemütsart und hatte sich immer gut mit mir verstanden. Wenn ich hinüber auf die Burg wollte, so blies ich auf meines Vaters Jagdhorn, und wenn er dann zu Hause oder in der Gegend war, ließ er sich auch bald an dem Maine sehen und fuhr mich in dem Schifflein hinüber und wieder herüber, und wir gewannen uns so lieb, daß wir nicht lange ohne einander sein konnten. Da mein Vater das bemerkte, kümmerte er sich darum und sagte mir oft traurig: ‚Mein Kind, was soll aus deiner Lieb' werden zu des Ritters Sohn, da du doch eines armen Mannes Kind bist und nicht zur Edelfrau geboren?'

„Diese Reden meines Vaters waren wohl wahr und taten mir leid, aber ich konnte doch nicht aufhören, den Ritter zu lieben; denn die Liebe ist blind, und wo sie entbrennt, kann sie nicht ausgelöscht werden, und zwei Menschen, die sich lieben, kann nichts scheiden als der Tod.

„Mein Vater stellte es auch dem Ritter vor; der aber war mutiger als ich und sprach: ‚Lasset Euch das nicht kümmern in Euren alten Tagen, denn es soll Euch freuen, wenn Ihr sehet, daß Eure Tochter eines braven Ritters Frau wird, und will das mein Vater nicht, so wird er doch nicht drum zürnen bis an den Tod.'

„Ich erschrak, wenn ich sah, wie mein Vater traurig ward bei seinen Reden, die mir das Herz erhoben, und habe meinem Vater immer von der Zeit an emsiger gedient als vorher, und war auch in allen meinen Reden bedachtsamer und klüger, damit er mehr Vertrauen zu mir gewinnen möge und versichert werden, daß ich nicht töricht handeln würde. Siegmund kam nun seltener, denn er ritt mit seinem Vater oft in den Krieg, und wann des Morgens die Reisigen aus dem Schlosse auszogen, stand ich immer und grüßte Siegmund mit einem weißen Tüchlein, und wenn er mich so grüßen sah, ließ er sein Pferd einigemal springen. Das war seine Antwort, denn er getraute sich nicht vor seinem Vater, mich wieder zu grüßen. Dann betete ich zu Gott, daß er ihn gesund wiederkommen lasse, und hatte nicht viel Ruhe, bis ich die Reisigen wieder einziehen sah.

„Einst aber in einem kalten Winter waren sie auch ausgezogen, und als sie wiederkamen, stand ich am Berge und sah nach Siegmund; der saß aber

nicht auf seinem Pferde, der ward auf einem Tragbette zwischen zwei Reitern getragen. Ach, da war meine Angst groß, bis er die Reiter stillhalten ließ und sich aufrichtete, daß ich sehen möchte, daß er noch lebe, und war dies gewiß ein großes Zeichen seiner Liebe zu mir. Ich hatte aber keine Ruhe und bat meinen Vater, er solle mich hinüber auf das Schloß lassen, und da er nicht einwilligte, kniete ich vor ihm nieder und bat ihn mit Tränen, so flehentlich, daß er selbst sehr weinte und sprach: ‚Ach Tochter, wie ist deine Liebe zu Siegmund so groß, und was wird viel Leid daraus entstehen!‘ Dann gab er mir ein Bündelchen Kräuter und führte mich selbst an den Main hinab; der war zugefroren und noch keiner darüber gegangen. Das wußte ich wohl, ich sagte es aber meinem Vater nicht; der glaubte, es seien schon viele Leute darüber gegangen, und so eilte ich denn über das Eis, ohne Furcht und Angst, und betete wohl mehr für Siegmund auf dem Eise, als daß ich nicht einbrechen möchte.

„Es war Abend, da ich auf das Schloß kam; ich fragte sorgsam nach Siegmund und sagte, mein Vater habe gesehen, daß er verwundet zurückgekommen sei, und ich müsse ihm die Kräuter bringen. Da führte man mich ins Gemach, wo seine Mutter an seinem Lager saß. Da konnte ich mich auch nicht mehr halten, lief zu ihm hin, kniete an seinem Bette nieder und küßte ihm die Hand. Seine Mutter wußte wohl, daß er mich lieb hatte und ich ihn, aber hatte wohl nicht geglaubt, daß es so ernstlich sei, und da sie mit mir nachher zurück in ihre Kammer gegangen war, sprach sie lang mit mir, wie auch mein Vater gesprochen hatte. Da erzählte ich ihr treulich alles, wie unsere Liebe so unveränderlich sei, und wie nichts uns scheiden werde als der Tod. Sie war aber eine sanfte Frau, und Siegmund war ihr das liebste Kind; auch gegen mich war sie sehr freundlich und wie eine Mutter gesinnt und hat nicht mehr von unserer Liebe gesprochen, als daß sie Gott bitten wolle, daß es uns nicht übel gehe auf Erden.

„In der Nacht ging das Eis im Main auf, und ich konnte am Morgen nicht zurück, so daß ich wohl drei Tage lang auf dem Schlosse bleiben mußte.

„Ich war dann meistens bei Siegmund und pflegte seiner, denn sein Vater war noch nicht zurück, und die Mutter erfreute sich an unserer Liebe. Da wuchs dieselbe noch viel mehr, denn wir hatten uns lange nicht gesehen und in der letzten Zeit wenig miteinander gesprochen.

„Da wir nun so beieinander saßen, wurden wir viel inniger, und Siegmund, durch seine Wunde schwach und sanfter als sonst, erschien mir viel vertrauter, ja seine Rede war mir oft ganz jungfräulich, und ich verband ihm seine Wunde in der Seite ohne Scheu. Da ist mir auch die kleinste Handlung teuer und ein tiefsinniges Werk geworden, wenn ich sie in der Liebe getan hatte. Nach drei Tagen ging ich wieder zu meinem Vater; der war traurig in seiner Einsamkeit geworden, während ich mich gefreut hatte, und ich erzählte ihm, was geschehen war, und wie meine Liebe noch viel größer sei, und was Siegmunds Mutter mit mir gesprochen. Darüber ward er gar nachdenklich und sagte, wie er ein alter Mann sei und schon mit einem Fuße im Grabe stehe, so sei sein Sinn wohl nicht mehr für die weltlichen Dinge, und wolle er auch meine Liebe nicht stören, aber es sei ihm doch traurig, wenn er daran denke. Da Siegmund gesund war, besuchte er meinen Vater und

mich wieder dann und wann, und außerdem sahen wir uns an Sonn- und Festtagen vor und nach der Kirche im Kloster[1].

„Der Winter war sehr rauh und mein Vater oft krank, denn er war schon ein alter Mann und hatte schneeweiße Haare; da ward mir denn auch keine Freude, als ihn zu trösten und mit ihm zu beten. Als der Frühling kam, die Zweige ausschlugen und die Vögel wieder zu singen begannen, setzte er sich oft an die Türe und sah ins Tal hinab und sprach mir von meiner Mutter. Einmal an dem hl. Ostertage, nachmittags, saß er in seinen Feierkleidern an der Türe und ich neben ihm; es war gegen Abend, alles still und ruhig und gar mildes Frühlingswetter. Wir sahen den Main hinauf, da kam eine Wallfahrt in einem Schifflein gefahren; sie hatten ein Kreuz aus einer grünen Maie und sangen andächtig und laut, daß es zwischen den Bergen in der Ferne leise mitsang:

‚Ich will des Mais mich freuen
In dieser heiligen Zeit
Und gehe zu den Maien
Und seh' des Heilands Leid;
Leid gab mir die Freudigkeit.

‚O Mai, im grünen Scheine,
Du blühest kurze Weil!
O Maie, die ich meine,
Du blühest ewiges Heil!
Heil gab mir des Todes Pfeil.

‚Du stehst in ewiger Blüte,
Seit unser höchstes Gut
In deinen Zweigen glühte.
Du trankst sein heiliges Blut!
Blut gab mir so hohen Mut.

‚Du drangst in heiligem Taue
So freudig himmelwärts,
Dich tränkte die Jungfraue
Mit ihrer Tränen Schmerz!
Schmerz erquickte mir das Herz.

[1] Anmerkung von Kreiten: Es bedürfe keines Wortes, selbst den prüdesten Leser zu überzeugen, daß der Herausgeber die Handlungsweise der jungen Leute, die Nachgiebigkeit des Vaters sowie auch die Unvorsichtigkeit von Siegmunds Mutter, welche die beiden Liebenden allein zusammenließ, nicht billige. Der Dichter selbst billige sie nicht, indem er alles Leid aus der Mißheirat erfolgen lasse. Der einzig schwache Punkt der letzten Fassung sei die Unklarheit über den Ursprung des Schülers (!), während es den Leser freue, hier deutlich von einer gültigen Ehe zwischen Els und Jörg zu erfahren. Wenn Brentano am 12. Sept. 1826 gegen Böhmer (*GS*, Bd. 9, S. 160) von dem illegitimen Sohn der Els spreche, so breite er damit selbst die häßliche Wolke über seine reinste Schöpfung. — Kreiten knüpft hieran später mit einer moralischen „Rettung" des mit rührender Zartheit und keuscher Einfalt dargestellten Verhältnisses an, die nicht nur unglücklich ausfällt, sondern mindestens überflüssig ist.

‚Des heiligen Todes Weihe
Gab mir des Lebens Wein;
O Jesus, an den Maien[1]
Mich heilte deine Pein!
Pein führt mich zum Himmel ein.'

„Der Vater und ich sangen das Lied still mit. Er ward sehr gerührt und sprach zu mir: ‚Wohl wende ich mich auch hin zu der Maie des heiligen Kreuzes, wo mir das ewige Leben blüht, denn meine Zeit ist vorüber, und dieser ewig wiederkehrende Frühling ist meine Jugend nicht, auch werde ich die Früchte nicht reifen sehen; ich fühle, liebes Kind, daß dies der letzte Frühling ist, dessen ich mich erfreue. Vom Leben zu scheiden schmerzt mich nicht, weil sich das Leben nie von mir scheiden kann; denn ich habe nach meinen Kräften Gott gedient und die Menschen geliebt. Das Schifflein mit der singenden Wallfahrt und der Maie, wie es so den Main hinunterfährt, und dort die Sonne, die untergeht, sie haben mich wohl an das Leben der Menschen erinnert: da sind sie heute früh aus den verschiedenen Dörfern fröhlich zusammengekommen und in der Kühle und dem Dufte des jungen Laubes durch den Wald und über die Berge singend hingezogen und haben nur gedacht, wie sie ankommen würden und ihre Andacht verrichten, und da sie gebetet hatten, sind sie zu den Krämern gegangen, die dort stehen, und haben Kerzen gekauft, jeder nach seinem Vermögen, und haben sie dort aufgesteckt; dann haben sie am heißen Mittag im Grase ihre Speise genossen, und nun sind sie den Berg wieder heruntergekommen, und schnell trug sie das Schifflein den Strom hinab, während die Sonne auch hinunterzog. Einer steigt früher, der andere später ans Land, und alle, die beisammen so fromm dem Main singend folgten, sind in der Nacht nicht mehr beisammen, und wenn der Vater seinen Kindern ein Heiligtum mitbringen kann und so Frömmigkeit erwecken, dann kehrt er freudig von der Wallfahrt zurück; die Gabe mag gering sein im allgemeinen Wert der Dinge, so ist sie doch groß für die Betrachtung, und ein Samenkorn, das der Wind verweht, kann die Mutter eines ganzen Waldes sein.'

„So sprach er noch lange in rührender Vertraulichkeit mit mir, und da ich ihn nach der Hütte zurückbegleitete, zitterte er sehr, so daß ich wohl fühlte, er werde nicht lange mehr mit mir sein. Siegmund kam den folgenden Tag herauf, und mein Vater bat ihn, den Pater Anton vom Schlosse zu schicken und auch seine Mutter zu ihm zu bitten, denn Siegmunds Vater hatte den jüngeren Sohn Albrecht zu einem Vetter in Schwaben begleitet.

„Da Siegmund zurückeilte, stand ich am Fenster und weinte sehr. Mein Vater, der in seinem Lehnstuhle saß, hatte seinen Lieblingsfalken auf der Hand und sagte freundlich zu ihm: ‚Willst du wieder in Freiheit, Kilian, wenn ich tot bin?' Da er mich weinen hörte, sagte er: ‚Was weinst du, mein Kind?' Ich erwiderte: ‚Da ich Siegmund hinabgehen sah, mußte ich weinen, daß er bald mein einziger Trost sein wird außer Gott.' Da sprach er zu mir: ‚Und einst wird Gott dein einziger Trost sein; wie er jetzt meiner ist, da ich

[1] Anmerkung von Kreiten, es müsse wohl richtiger heißen: an der Maie (dem hl. Kreuze).

dich verlassen muß; aber ich will Gott im Himmel für dich bitten, daß es dir auf Erden wohlgehe, bis du zu mir kommst.'

„Dann kniete er dort an dem Altare nieder und betete und war so schwach, daß er sein Haupt auf den Altar legte. Ich kniete neben ihm, und der Falke saß traurig auf der Stange. Darauf sagte er: ‚Sieh, ob der Pater Anton bald kommt; ich fühle, meine Stunde naht.'

„Da sah ich den Pater in seinem geistlichen Gewande in das Schifflein steigen. Siegmund trug das Kreuz, und seine Mutter hatte eine Kerze in der Hand, auch waren noch die alten Knappen des Ritters mit Fackeln bei ihnen. Da sprach ich: ‚O, lieber Vater, sie bringen unseren Herrgott.' Da küßte mich der Vater und sah mich mit großer Liebe an.

„Der Zug kam langsam den Berg herauf, und als sie vor der Hütte standen, ging ich hinaus zu Siegmund und seiner Mutter. Die war sehr traurig und küßte mich. Der Pater Anton ging zum Vater hinein und hörte ihn Beicht und gab ihm das Abendmahl, und wir standen draußen und beteten. Dann kam der Pater und rief mich und Siegmund und seine Mutter herein.

„Wir knieten um seinen Stuhl, und er sprach zu Siegmunds Mutter: ‚O, gnädige Frau, wir werden bald zusammen sein, nehmt Euch meines Kindes an; Siegmund liebt meine Tochter, sie verdient es. O, mein gutes Kind, ich befehle dich Gott; komme bald zu mir, wenn dir es auf Erden nicht gut ist.' Da weinten wir alle sehr, und Siegmund nahm meine Hand und sagte: ‚Mutter, segnet uns! Vater, segnet uns!' Da gab er uns den Segen und Siegmunds Mutter auch, und der Pater fügte den Segen der Kirche hinzu, der uns für immer verband. Dann wollte er in den Sonnenschein getragen sein. Siegmund und ich trugen ihn auf seinem Sessel hinaus in das Freie.

„Die alten Diener des Ritters standen mit den Fackeln im Kreise um ihn und reichten ihm die Hände. Siegmund brachte ihm seinen Falken, der saß hinter ihm auf der Lehne seines Sessels. So saß der gute Vater noch einige Minuten und sprach: ‚O Gott, ich danke dir für das schöne Leben, ich danke dir für mein schönes, liebes Kind, ich danke dir für den schönen Tod.' Da starb er. Siegmund und ich hatten seine Hände, es war freundlicher Sonnenschein, die Vögel sangen in dem Walde, und der Falke stieg wie ein Pfeil in die Höhe.

„Siegmund und seine Mutter nahmen mich nun mit nach dem Schlosse und trösteten mich mit vielen freundlichen Worten, besonders Siegmund; der war seit meines Vaters Tod viel ernster und fester geworden. Er sah nun seine Liebe zu mir als meine einzige Hülfe[1] an und als alles, was ich in der Welt zu hoffen hatte; so wollte er denn auch mein Schicksal so freundlich machen, als in seinen Kräften stand, und strebte immer mehr, wie er mir gütig und treu erscheinen sollte.

„Mein Vater ward den folgenden Tag neben meine Mutter ins Kloster begraben. Siegmund und seine Mutter gingen mit zur Leiche, mich aber ließen sie nicht mitgehen, damit ich nicht zu traurig sein möchte; ich blieb also auf dem Schlosse zurück, und wie sie aus dem Tore hinauszogen, stieg ich auf den höchsten Turm des Schlosses. Sieh, es ist dort jener weiße Turm,

[1] Statt Hilfe hier eingesetzt wie S. 299, Z. 13.

worauf das Bäumchen steht. Ich sah mich rings in der Gegend um und empfand vieles, was ich vorher nie empfunden hatte. Wie Siegmund mit seiner Mutter in das Schifflein stieg, erinnerte ich mich, wie ich ihn zum ersten Male gesehen; das war, als meine Mutter starb; da saß ich vor meines Vaters Hütte und spielte ganz fröhlich und verstand das Leid der anderen Menschen nicht, da sah ich ihn auch in demselben Schifflein überfahren. ‚Ach, wie viele Jahre sind schon hin; jetzt bin ich auch schon unter den erwachsenen Leuten, die den Schmerz wohl verstehen, wenn ein lieber Freund von ihnen scheidet. Wie oft ist der Frühling vergangen, seit ich lebe, und ich kann mich kaum eines einzelnen Frühlings erinnern; ich weiß nur, daß es Frühling war, wenn die Bäume blühten und die Welt freudig wurde. O weh, jetzt spiele ich nicht mehr vor meines Vaters Hütte, hier stehe ich und bin allein und muß weinen, ach, wie bitter weinen. O, wo wird mein guter Vater hingetragen, wo geht all das Leben hin, alle die Lust?‘ So war ich gar traurig und hatte ganz die Hoffnung verloren. Ich sah, wie Siegmund mit seiner Mutter den Berg hinanstieg, und wie die Klosterherren in ihren weißen Kleidern aus dem Walde heraustraten, und wie sie meinen guten Vater in dem Sarge aus der Hütte trugen. Da streckte ich wohl die Arme gegen Himmel und weinte sehr, da hörte ich sie auch noch lange im Walde ihre heiligen Lieder singen.

„Es war Abend und still, die Sonne ging unter, im Tal war es schon dunkel, nur über unserer Hütte und dem Walde lag noch der helle Schein. Da dachte ich, wie mein Vater mit mir gesprochen, als die Wallfahrt den Main hinabfuhr, und wie er des Menschen Leben mit der Wallfahrt verglichen und wie er zu mir gesagt hatte: ‚Der geht gerne von der Wallfahrt nach Hause, der seinen Kindern eine fromme Gabe mitbringen kann.‘ Und indem ich gedachte, wie er so ruhig und freundlich gestorben, warf ich auch einen Blick zurück auf die Heiligtümer, die er mir zurückgelassen hatte. Ich wiederholte in mir sein Andenken und die sanfte, fromme Unterweisung, die er immer gegeben hatte, sah lang in mein Herz zurück und fühlte mich ruhig und mild. Dann wendete ich meine Blicke ringsum über Berg und Tal, wie der Wald grünte und hoch ragte, wie sich die Wiesen sanft hinabsenkten und mit den gefurchten Äckern abwechselten. Zum Himmel richteten sich meine Blicke ruhig aufwärts und gleiteten an dem Fluge ziehender Vögel nieder zum Main, in dem die Wolken noch einmal zu ziehen schienen; dann blickte ich zwischen den Türmen hinab in den einsamen Burghof, wo ein alter Knappe den Holunderbusch an dem Fenster seiner Kammer beschnitt und ein lustiges Lied sang; auf dem Dache trieben in den letzten Strahlen sich die Tauben girrend herum, unten war es schon dunkel, und die ewige Lampe der Burgkapelle sah gelblich durch das hohe Fenster, und alles das sah ich mit gleicher Ruhe und stiller Liebe an. Es war mir nicht, als sei mein Vater gestorben; ich konnte an ihn denken, als sei er immer zugegen, nur sehe ich ihn nicht, höre ihn aber singen und arbeiten. Zu dieser Stunde kam ein großer, inniger Glaube an die Güte Gottes, an die Ewigkeit des Lebens in mich; alles, was mir der gute Vater in kurzen Sprüchen und Winken gesagt hatte, sah ich ausgeführt in seinem Leben, und sein Leben fand ich wieder über der ganzen ruhigen Gegend schweben, aus der mir mein eigenes Herz wie eine freundliche Blume entgegensah. O, da fühlte ich deutlich, was mir

mein guter Vater von der Wallfahrt mitgebracht hatte; er hatte mir das Leben gegeben; die freundliche, gesunde Gestalt meines Leibes, das ruhige, schlagende Herz in der Brust und die stille, betrachtende Seele hat er mir gegeben, denn er hat mir die Schönheit und den inneren Frieden der Natur durch sein stilles, frommes Dasein in Geschäft und Andacht näher ans Herz gelegt, daß ich ruhig in sie verwachsen konnte, daß keine Sehnsucht mich wild hinausriß, daß Gott mit der Liebe gleich vor meinem Auge stand und mit milder Strenge mir ins Herz sah, welches rein und züchtig wie die Kammer einer frommen Jungfrau aufgeschmücket war. ‚O, guter Vater', dachte ich da, ‚du warst ein Bote Gottes, der ihn in einer unschuldigen Seele verherrlichen sollte! Gott sprach zu dir: „Gehe hin und baue mir eine Kirche auf Erden, daß ich deutlicher und verständlicher meinen Kindern, den Menschen, werden möge; dann will ich sehen, ob du meiner Liebe näher zurückkehrst." Und da hat der gute Vater mich zurückgelassen als das Zeichen des vollendeten Werks und ist wieder zurück zu Gott gegangen; sein Leben aber auf Erden hat nicht aufgehört, es ist in meiner Seele, und ich will es ruhig fortbauen, ich will fromm und tugendhaft sein, daß er nimmer sterbe, und wenn Gott auch mich einst zu sich nimmt, o, dann bleibe auch mir ewig ein Leben zurück, ein Ebenbild Gottes und ein Spiegel des freudigen, segensvollen Strahles, der aus dem Glanze des Himmels zur Erde niederfällt und sich im Glauben entzündet.'

„Da ich mich so meinen Gedanken überlassen hatte, hörte ich das Glöckchen im Kloster läuten, das Zeichen, daß mein Vater begraben war. Der Gedanke, ihn nicht wiederzusehen, wollte mich wieder schmerzlich fassen, als Kilian, sein Falke, der bei seinem Tode weggeflogen war, plötzlich neben mir niederflog und sich sehr freundlich gegen mich bezeigte. ‚Guter, treuer Kilian', sagte ich, ‚bist du auch mit zu Grabe gewesen? Du sollst mich nun nicht mehr verlassen, du sollst immer bei mir bleiben'; und daß mich der gute Vogel wiedergefunden hatte, war mir ein gar großer Trost. Ich streichelte ihn und nahm ihn auf die Hand, indem ich die Treppe des Turmes hinabstieg.

„Als ich auf den Vorsaal gekommen war, begegnete mir der alte Knappe, den ich im Burghof hatte singen hören; er wollte zu mir heraufkommen. Da er mich sah, sprach er: ‚Verlangt Ihr etwas, Jungfrau? Ich glaubte, Ihr hättet mich gerufen, wir sind allein auf dem Schlosse.' Da er aber den Falken erblickte, sprach er: ‚O, Ihr habt wohl nur mit meinem Paten gesprochen. Ich heiße auch Kilian, und Euer seliger Vater hat diesen Falken aus guter Freundschaft nach mir benannt, und es ist ihm auch gut angeschlagen, es ist der edelste Falke im Land.' Dann nahm er den Falken und liebkoste ihn sehr und hatte sehr viel Freude mit ihm. ‚Liebe Jungfrau', sprach er weiter, ‚ich habe Euch gar klein gesehen, da Ihr noch nicht lange auf der Welt waret, nun hat sich viel geändert; wenn Ihr wollt mit mir hinab in meine Kammer kommen, bis Herr Siegmund und die Hausfrau zurückkehren, so tut Ihr mir eine Freude; die Zeit wird uns beiden rascher vergehen, und Eure Traurigkeit wird nicht so bitter sein in meiner Gesellschaft, denn ich war ein gar guter Freund Eures seligen Vaters, und es ist tröstlich die Tugenden der Menschen zu betrachten, die nun ihren Lohn schon empfangen.'

„Ich ging dann mit ihm hinab in sein Stübchen, das dicht neben der Schloßkapelle war; denn er war mir mit seinem ehrlichen Gesicht und seinen

weißen Haaren gar ehrwürdig. Wie er so langsam vor mir herging, sprach er immer vertraulich mit dem Falken: ‚Ja, Kilian‘, sagte er, ‚ich bin auch Kilian, kann aber nicht fliegen, bei mir geht es gar langsam, es wird auch mit dir so kommen; darum sei hübsch tugendhaft, daß man dir eine Stange aufsteckt und die Speisen nahestellt, wenn es mit den Flügeln nicht mehr recht will.‘ Dabei war er gar lustig und freundlich, und ich hörte ihm gerne zu, wie er so kindisch seine Freude hatte. In seiner kleinen Stube war es sehr ordentlich und traulich. ‚Sehet, Jungfrau‘, sprach er, ‚da wohne ich und habe Gott recht zur Hand; da neben ist die Kapelle. Es ist etwas Armseliges um einen alten Mann ohne Frau und Kind; wenn er sich nicht recht zu Gott hält, ist er verlassen.‘

„Da setzte ich mich zu ihm, und er erzählte mir lang von meinem Vater und seiner Freundschaft mit ihm, und daß er meine Mutter, ehe sie verheiratet gewesen, auch geliebt habe und mein Vater und er darum lange entzweit gewesen seien. ‚Es tat uns beiden herzlich leid, aber ich konnte im Anfang ihn doch nicht gut mit Eurer Mutter sehen. Es tat mir immer sehr weh, daß ich nicht auch ein so frommes Weib finden konnte; ich habe mich immer darnach umgesehen, aber es wollte mir nicht einschlagen; darum habe ich mich dann so in Ehren auch fortgebracht und mich für manchen Herrn derb schlagen lassen, um die verzweifelten Gedanken zu verlieren. Wenn mich der Weg durch Franken brachte, ging ich zu Eures Vaters Hütte und grüßte ihn; da war ich auch einmal gekommen und hörte auch schon laut weinen, als ich die Hütte noch nicht sah. Das war wenige Tage nach Eurer Geburt. Zwei Jahre darauf kam ich wieder zu Eurem Vater, da waret Ihr schon ein artiges Kind und konntet das Paternoster sprechen. Ich brachte Eurem Vater damals einen Falken mit, von welchem hier der edle Kilian abstammt.

„‚Euer Vater hatte große Freude über die edle Art des Falken; den hatte ich in Zypern von einem Jäger gekauft und will Euch erzählen, was das für ein Jäger war, und welche wundersame Geschichte er mir von dem Falken sagte; aber zuerst muß ich Euch zeigen, was mir Euer seliger Vater für den Falken geschenkt hat.‘

„Da holte der alte Kilian einen schönen Vogelbauer von der Wand, der sehr künstlich von Paternoster-Körnern[1] zusammengesetzt war, in welchem ein ausgestopfter Sittich saß, und da er ihn mit einem lächelnden Gesicht auf den Tisch gesetzt hatte, rückte er das Licht näher zu ihm heran und sagte: ‚Nun, mein Kind, kennst du den Sittich noch?‘ Ich sah den Vogel mit großer Aufmerksamkeit an, und es war mir, als hätte ich ihn in früher Jugend gesehen; auch erinnerte ich mich, wie mir meine Mutter oft einen schönen Vogel zeigte, der sprechen konnte. ‚Nun seht Ihr, Jungfrau‘, sagte der alte Kilian, ‚wie Ihr vergeßlich seid, Ihr erkennet Euren eigenen Lehrmeister nicht mehr und Euren treuen Gespielen; von diesem Sittich habt Ihr doch das Paternoster gelernt und den englischen Gruß, welchen er Euch gar artig vorsprechen konnte; darum hat man ihm auch ein so frommes Haus gebaut. Es hatte ihn der

[1] Paternoştererbse (Abrus precatorius), die roten erbsengroßen Samen eines in den Tropenländern verbreiteten Strauches, die man noch jetzt gern zu Rosenkränzen aufreiht.

Bruder Eberhard, Euer Oheim, ein frommer Mönch, mitsamt dem künstlichen Vogelbauer aus dem heiligen Lande gebracht und Eurem Vater geschenkt.'

„Nun erinnerte ich mich des Vogels, und wie ich ihm das Paternoster nachgesprochen, und auch der alte Kilian ward mir bekannter. Ich erinnerte mich, wie er den Sittich wegtrug und ich heftig um ihn weinte. ‚Ja', sagte der Alte, ‚sehet, das ist Euer Schulmeister gewesen, und als er starb, hab' ich ihn ausgestopft und ihn immer noch mit Freuden betrachtet; denn er hatte ordentlich Menschenverstand.' Der Vogelbauer aber war besonders sinnreich und von schönem, wohlriechendem Holze; das Gitter bestand aus eingereihten Rosenkranzkörnern, oben auf dem Dache war die Dreifaltigkeit ausgeschnitzt und die Worte: ‚Vater unser, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Name!' — Auf dem Ringlein, worauf sich der Sittich schaukelte, stand: ‚Zukomme uns dein Reich, dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden'; auf dem Tröglein stand: ‚Unser täglich Brot gib uns heute', und so war alles gar schicklich angebracht; auf dem Türlein: ‚Führe uns nicht in Versuchung!' — ‚Seht', sagte Kilian, ‚an diesem Vogelbauer kann man lernen, was jegliches bedeutet, und kann man, wenn man die Gabe hat, das ganze Leben betrachten. Dieses herrliche Kunststück schenkte mir also Euer seliger Vater für den Falken, und Ihr mögt wohl erwägen, was es für ein vortrefflicher Falke war.

„‚Da ich das nächstemal wieder zu Euch kam, war Eure Mutter tot, und ich hab' mit Euerem Vater herzlich um sie getrauert. Ich war auch des Herumstreichens müde, und einige Wunden, die ich davongetragen, zwangen mich, mit dem Leben Rat zu halten; so kam ich denn durch Fürsprache Eures Vaters hieher aufs Schloß, wo ich der alte Haushüter geworden bin; meine Wege gehen nicht weit, und wo keiner zu raten weiß, fällt mir was ein; denn ich habe mancherlei gesehen und kann's brauchen.' So sprach der alte Kilian noch lange mit mir, und ich gewann ihn sehr lieb. Auch setzte ich ein festes Vertrauen auf ihn und nahm mir vor, ihn in Zukunft immer um Rat zu fragen. Wenn ich gleich Siegmund hatte, so war Siegmund doch nicht so ruhig und erfahren wie er, und es war mir gar tröstlich, mit diesem treuen Manne, der meine Mutter so ehrlich geliebt und mich schon so frühe gekannt, in vertraulicher Freundschaft zu leben. Ich vermißte so den Vater weniger und konnte vieles von der Welt durch ihn erfahren; denn er war weit herumgekommen, überall geliebt worden und hatte alles, was er gesehen, mit treuen Augen aufgefaßt und gut behalten. Ich sagte ihm auch das und sprach: ‚Lieber Kilian, ich will nun Euer Töchterlein sein; habt Ihr meine Mutter so treulich geliebt, so will ich Euch das vergelten, Ihr sollt in Euren alten Tagen nicht ohne Liebe sein; drum will ich ein gehorsames Kind sein und Euch erfreuen.' Das tat dem alten Mann gar wohl, und nahm er meine Hand und sagte: ‚O, liebe Jungfrau, tut das nicht, denn ich werde bald sterben, und das täte uns leid, voneinander zu scheiden.'

„‚Da sprach ich zu ihm: ‚Das ist schon getan, ich bin Euch schon hold und halte es Euch treulich, wie Ihr meiner Mutter die Liebe gehalten habt.' — ‚Nun, so will ich es noch einmal im Leben versuchen — dachte ich doch, mit mir spinne sich nichts mehr zusammen und es gehe nun so gradezu ins andere Leben; seid mir denn herzlich willkommen, mein liebes Töchterlein!

So bleibt mir denn meine große Treue zu Euerer Mutter nicht unbelohnt, und soll ich mich noch am Ende des Lebens so glücklich sehen!' Dabei ward er so froh, daß er Tränen vergoß, und erzählte mir in seiner Fröhlichkeit noch allerlei Geschichten, bis Siegmund und seine Mutter zurückkamen und mich in vertraulichem Gespräche neben ihm sitzend fanden. Siegmund freute sich über uns, daß wir uns gefunden hatten, und da ich in der letzten Nacht nicht viel Ruhe gehabt, gingen wir jedes nach seinem Kämmerlein. Meine Stube war über Kilians Wohnung, und ich hörte ihn noch lange mit dem Falken plaudern, und dann sang er ein Schlaflied, worüber ich einschlief[1]."

[1] Fortsetzung S. 282 dieses Bandes, Z. 32.

Anmerkungen des Herausgebers.

Vorbemerkung.

Die folgenden, in alphabetischer Reihe verzeichneten Abkürzungen öfters angeführter Werke gelten für alle drei Bände dieser Ausgabe:

Amelung = Briefwechsel zwischen Clemens Brentano und Sophie Mereau. Nach den in der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindlichen Handschriften zum ersten Mal herausgegeben von Heinz Amelung (Leipzig 1908, 2 Bde.).

„Briefwechsel aus der Jugendzeit" = Briefwechsel zwischen Wilhelm und Jakob Grimm aus der Jugendzeit, herausgeg. von Herman Grimm und Gustav Hinrichs (Weimar 1881).

Diel-Kreiten = Clemens Brentano. Ein Lebensbild nach gedruckten und ungedruckten Quellen von P. Johannes Baptista Diel S. J. Ergänzt und herausgeg. von Wilhelm Kreiten S. J. (Freiburg i. Br. 1877/78, 2 Bde.) — eine einseitige und im wesentlichen veraltete Arbeit, noch wertvoll dagegen als Stoffsammlung.

„Frühlingskranz" = Clemens Brentanos Frühlingskranz, aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. [Herausgegeben von Bettina, ohne Namensnennung.] Eingeleitet von Paul Ernst, mit Anmerkungen und Register von Heinz Amelung (Leipzig 1909, 2 Bde.).

Gerlach, Aufzeichnungen = Ernst Ludwig v. Gerlach. Aufzeichnungen aus seinem Leben und Wirken 1795—1877, herausgeg. von Jakob v. Gerlach (Schwerin 1903, 2 Bde.).

„Gesammelte Schriften" = Clemens Brentanos Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Christian Brentano (Frankfurt a. Main 1852 bis 1855, 9 Bde.). Bd. 8 und 9 enthalten Brentanos Gesammelte Briefe, mit vorangehender Lebensbeschreibung des Dichters.

„Godwi" = Godwi oder Das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman von Maria [= Brentano] (Bremen 1801/02, 2 Bde.).

Görres' Briefe = Joseph v. Görres' Gesammelte Schriften, herausgegeben von Marie Görres, 2. Abteilung, Gesammelte Briefe. Bd. 1: Familienbriefe (München 1858); Bd. 2 u. 3: Freundesbriefe, herausgegeben von Franz Binder (München 1874).

„Kleists Berliner Kämpfe" = Reinhold Steig, Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe (Berlin und Stuttgart 1901).

Raich = Dorothea von Schlegel und deren Söhne Johannes und Philipp Veit, Briefwechsel, herausgeg. von J. M. Raich (Mainz 1881, 2 Bde.).

„Sämtliche Werke" = Clemens Brentanos Sämtliche Werke, unter Mitwirkung von Heinz Amelung, Victor Michels, Julius Petersen, August Sauer, Erich Schmidt, Franz Schultz, Reinhold Steig herausgegeben von Carl Schüddekopf (München u. Leipzig 1909 ff.). Bisher erschienen: Bd. 4 („Romanzen vom Rosenkranz", herausgegeben von Michels, 1910); Bd. 5 („Godwi", herausgeg. von Amelung, 1909), Bd. 9, II („Aloys und Imelde", herausgeg. von Agnes Harnack, 1912), Bd. 10 („Die Gründung Prags", herausgeg. von Brechler und Sauer, 1910), Bd. 11 und 12 (Märchen I u. II, herausgeg. von Richard Benz, 1914), Bd. 13 („Spanische Novellen", „Der Goldfaden", herausgeg. von Amelung und Schüddekopf, 1911), Bd. 14, I und II (Religiöse Schriften, herausgeg. von Wilhelm Oehl und Schüddekopf, 1912 und 1913).

Steig, Bd. 1, 2 oder 3 = Achim von Arnim und die ihm nahe standen. Herausgegeben von Reinhold Steig und Herman Grimm. Erster Band: A. v. Arnim und Clemens Brentano, bearbeitet von Steig (Stuttgart 1894); zweiter Band: A. v. Arnim und Bettina Brentano, bearbeitet von Steig (Stuttgart u. Berlin 1913); dritter Band: A. v. Arnim und Jakob und Wilhelm Grimm, bearbeitet von Steig (Stuttgart u. Berlin 1904).

Zeitlich fallen zwischen die „Gesammelten Schriften" und die „Sämtlichen Werke" folgende Sammelausgaben von Brentanos Werken:

Clemens Brentanos Ausgewählte Schriften. In 2 Bänden. Chronologisch geordnet und mit Anmerkungen versehen von J. B. Diel, aus der Gesellschaft Jesu. Mit Illustrationen von Professor Eduard Steinle (Freiburg i. Br. 1873).

Arnim, Klemens und Bettina Brentano, J. Görres. Herausgegeben von Prof. Dr. Max Koch. Zwei Teile. = Deutsche National-Litteratur, Historisch kritische Ausgabe, herausgegeben von Joseph Kürschner, 146. Band (Stuttgart o. J. [1892]). Mit eingehender literaturgeschichtlicher Untersuchung, der freilich die seit 1894 erschlossenen Quellen noch verschlossen gewesen sind.

Brentanos Werke. Herausgegeben von J. Dohmke. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 1 Bd. (Leipzig u. Wien o. J. [1892]).

Clemens Brentanos ausgewählte Werke in vier Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Max Morris (Leipzig o. J. [1904]).

Brentanos Leben und Werke (S. 7*—91*).

S. 7*, Z. 16. Alte Familienüberlieferung bringt die Brentanos mit den Mailänder Visconti in Verbindung. Hin und wieder wird ihr Geschlecht auch als altadelig bezeichnet. Hinfällig sind die Versuche, jüdisches Blut in den Brentanos festzustellen; vgl. A. Bartels in „Kritiker und Kritikaster" mit einem Anhang „Das Judentum in der deutschen Literatur" (Leipzig 1903), oder E. Üllenberg in den „Neuen Bahnen", Bd. 3, S. 552f. (Wien). Die Ergebnisse genauer archivalischer Untersuchungen gab Rudolf Jung in „Goethes Briefwechsel mit Antonie Brentano 1814—1821" (= „Schriften des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt a. M.", Bd. 7; Weimar 1896) bekannt. Ein Anhang hierzu enthält einen genauen Stammbaum der Familie Brentano.

S. 8*, Z. 6ff. Vgl. Goethes „Dichtung und Wahrheit", 3. Teil, 13. Buch (Goethes Werke, herausgeg. von Karl Heinemann, Bd. 13, S. 152f.; Leipzig und Wien o. J.).

S. 9*, Z. 4. Vgl. die anmutige, wenn auch romanhafte Darstellung in der Chronik von Müller von Königswinter: „Das Haus der Brentano", die von Franz von Brentano neu herausgegeben wurde (Stuttgart 1913). Urkunde kann und will das Buch freilich nicht sein.

Z. 11. Vgl. Rudolf Asmus, Georg Michael de La Roche. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung (Karlsruhe 1899). La Roche hatte Auswüchse des Mönchswesens in den anonymen „Briefen über das Mönchswesen" (1771) bloßgestellt. Bettina erzählt in ihrem Briefroman „Die Günderode", Bd. 2, S. 43ff. (Grünberg und Leipzig 1840), was ihr die Großmutter Sophie über die Entlassungsgründe gesagt hat: danach lag der erste und Hauptgrund in La Roches Weigerung, in Steuerlasten einzuwilligen, die den Bauernstand schwer hätten drücken müssen. Vor seinem Abgang hatte La Roche seinem Schwiegersohn noch Titel und Rang eines Kurfürstlich Trierischen Rats und akkreditierten Residenten verschafft.

Z. 20ff. Vgl. Brentanos „Rückblick in die Jahre der Kindheit", S. 213 dieses Bandes, V. 203ff. Nackter und schärfer als diese sichtlich stilisierte Schilderung ist die in Brentanos „Godwi", Bd. 2, S. 109ff.: Bey dieser Frau lebte ich, Gott möge es sich selbst verzeihen, ein recht elendes Leben. Ihr Mann war ein ausschweifender Mensch, und sie ein eingebildetes, eigensinniges Geschöpf, eine von jenen Weibern, welche hochteutsch sprechen für moralisch halten. Wir sahen sie nur morgens, mittags und abends zu unserm Schrecken. Denn morgens kam sie mit eiskalten Wasser, stellte uns nackt vor sich, und ließ es uns aus einem Schwamme über den Rücken laufen. Ich habe sie nie lachen sehen, als wenn ich ihr die eiskalten Wasser-Gesichter schnitt; ob es übrigens gesund war, weiß ich nicht, nur weiß ich, daß ich Abends immer großen Hunger hatte, und daß mein erster Witz war, Morgenstund hat kalt Wasser im Mund. Mittags aßen wir unter den Aufmunterungen

„Halte dich grad", „die Hände auf den Tisch", „hänge den Kopf nicht so", „wie du wieder den Löffel nimmst!" ꝛc. Nach Tische mußte ich dem Lieblingshunde, der die Originalität besaß, Nüsse zu fressen, zehn Nüsse schälen, dafür bekam ich eine, die ich mit meiner Schwester teilen durfte; nun band man mir und meiner Schwester, die in eine Schnürbrust gezwängt war, die Ellenbogen hinten zusammen, und so mußten wir Rücken an Rücken gebunden, um unserer Muhme zum Nachtische einen Spaß zu machen, auswärts stehen, bis wir umfielen; dann wurde auch gelacht. Den übrigen Tag waren wir bey dem Gesinde, oder einem Lehrmeister, der uns, während er dem Canarienvogel des Bedienten die Augen mit einem glühenden Drahte blendete, und seine Stiefel wichste, die Hauptstädte von Europa auswendig lernen ließ, und, wenn wir sie ihm zu früh wußten, uns strafte. Vor die Hausthür kam ich nie, und sah oft meine Schwester neidisch an, wenn sie die Magd von den Fräuleins zurück brachte, zu denen sie in Gesellschaft ging. Die Muhme hielt mich so im Respekt, daß, wenn sie mir Abends die Hand nicht zu küssen gab, ich Nachts im Bette weinte, und meiner Schwester keinen Schlaf gönnte, mit dem Ausrufe, daß ich ein Verbrecher sey . . .

S. 9*, Z. 25. „Godwi", Bd. 2, S. 113, Z. 14ff. „Des Knaben Wunderhorn", Hundertjahrs-Jubelausgabe, herausgeg. von Eduard Grisebach, S. 11f. (Leipzig 1906).

Z. 31. „An Sophie Brentano" (S. 221ff. dieses Bandes). Brentano hat später Sophies Persönlichkeitswert und ihre Begabung noch höher gestellt als Bettinas Genialität.

S. 10*, Z. 1ff. Brentano am 4. September 1803 an Sophie Mereau: Es war eine Zeit, da saß ich auf dem Berg bei Heidelberg immer bei einem alten Hirten am Abend, wir waren uns beide gut, und sprachen nicht viel, der alte Hirte lebt nicht mehr, und der kleine Schüler Clemens ist auch gestorben. (Amelung, Bd. 1, S. 126f.).

Z. 5. Brentano am 18. April 1842 an seine Nichte Sophie von Schweitzer (Gesammelte Schriften, Bd. 9, S. 427, Z. 16ff.).

Z. 15. Bezeichnend ist des Knaben Variante zum bekannten Tischgebet:

Komm, Herr Jesu, sei unser Gast,
An meiner Kapp' ist ä goldne Quast.

Z. 29. Der Brief, im Original in Varnhagens Nachlaß (Handschriftenabteilung der Kgl. Bibliothek zu Berlin), abgedruckt bei Steig, Bd. 1, S. 14f.

S. 12*, Z. 2ff. Vgl. auch den „Rückblick in die Jahre der Kindheit", S. 208 dieses Bandes, V. 55ff.

Z. 6. Gedicht auf S. 17ff. und S. 255ff. dieses Bandes.

Z. 16ff. Diese Darstellung stützt sich auf die „Herzliche Zueignung", die der Dichter dem erweiterten „Gockel" voranschickte (Frankfurt, bei Schmerber, 1838).

Z. 24. Im 3. Bande dieser Ausgabe, S. 200ff.

S. 13*, Z. 11ff. Obgleich der Vorgang offenbar symbolisch umschrieben ist, wird diese Darstellung Brentanos dennoch der innersten Wahrheit gerecht.

S. 13*, Z. 26. In Varnhagens Nachlaß, abgedruckt bei Steig, Bd. 1, S. 11 ff.

Z. 28 ff. In dem Mangel an geistiger Zucht, an etwas gründlich Gelerntem und an Rezeptivität erblickt auch Ricarda Huch die wesentlichen Merkmale des Brentanoschen Charakters. Diese Tatsache gewinnt ungemein an Bedeutung, wenn man ihr Brentanos auffallend starken erzieherischen Hang entgegenhält. Vgl. Ricarda Huchs Ausführungen in ihrem Werke „Ausbreitung und Verfall der Romantik", S. 167 ff. (2. Aufl., Leipzig 1908).

S. 14*, Z. 27 f. Aus dem Jahre 1795 ist uns ein Gedicht Brentanos erhalten, das uns das Seelenleben des jungen Clemens erleuchtet und, mit der Lyrik des reifen Dichters verglichen, schon deren deutlichen Vorglanz besitzt. Die Verse, in schönen Lettern auf einem Oktavblatt gedruckt, das dem scheidenden Freunde überreicht wurde, hat Steig in Seufferts „Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte", Bd. 6, S. 159 (Weimar 1893) veröffentlicht. Der einzige bekannte Abzug, in Varnhagens Nachlaß, lautet:

(S. 1:)

Ehe Du scheidest
Freund Büschler
auch eine Thräne
von
Deinem Brentano.

Frankfurt am Main
den 15ten August 1795.

(S. 2:)

Leb wohl, Entrißner meinem Auge,
Vielleicht auf ewig —
Nie dem Herzen des Freundes!

(S. 3:)

Sonst schied'st Du so friedlich, o Sonne!
Am lichtblauen Berge von mir.
Im Stralengold schwamm dann mit Wonne
Mein Blick und die Thräne ward dir.

Sonst munterest Mond, du so freundlich
Mit lachendem Antlitz mir's Herz,
Und mahltest die Schatten so schaurig
Ins Zauberlicht hin an die Wand.

Jezt reizt mich kein Sternleingeflimmer,
Kein Nachtigallied, keine Sonn',
Und Luna im heiligen Schimmer
Sieht Büschler die Thräne um dich.

Kaum sah' ich mit innigster Freude,
Daß unsere Freundschaft schon grünt,

Da tönt mir ſo ſchrecklich das Scheide
Wie König dem Franzmann in's Ohr[1].

(S. 4:) Leb' wohl dann und ziehe im Frieden
Die Straße des Schickſals mit fort;
Du weißt ja, wie eckigt hiernieden
Die Wege zum Glücke ſich dreh'n.

Erklimmſt Du dann einſtens die Trümmer
Bei Heidelberg oben im Schloß;
Und ſchreckt Dich Wehklagengewimmer,
So zoll' eine Thräne dem Freund'.

Singt aber die Meiß' im Gebüſche
Des Haßellnußſtrauches am Thurm,
So denk mein mit Freuden — und wiſche
Die Thräne vom Auge Dir weg! —

S. 14*, Z. 32. Diel-Kreiten (Bd. 1, S. 61) wollen wissen, daß dieser Lehrzeit in Thüringen noch ein volles vorbereitendes Schuljahr in Salzmanns Schnepfenthaler Erziehungsanstalt vorausgegangen sei (sie nennen diese Anstalt eine „Handelsschule"). Wie Herr Professor Pertsch freundlicherweise aus dem Anstaltsarchive festgestellt hat, ist jedoch Brentano weder als Zögling noch als Gast in Schnepfenthal gewesen. Weder in dem Schülerverzeichnis noch in dem seit 1786 geführten Fremdenbuche findet sich sein Name. Auch würde dieser in der Überlieferung Schnepfenthals weitergelebt haben, wenn er dort als Zögling gewesen wäre. Franz und Antonie Brentano, Clemens' Bruder und Schwägerin, haben sich am 15. März 1809 in das Fremdenbuch der Anstalt eingetragen. — Damit fällt ein wesentliches Beweismittel weg, das sich Dr. Erich Frank zunutze macht, um Clemens Brentano die Verfasserschaft der viel umstrittenen „Nachtwachen von Bonaventura" zuzuweisen. Vgl. „Clemens Brentano, Nachtwachen von Bonaventura", herausgeg. von Erich Frank, S. XVII (Heidelberg 1912); ferner „Germanisch-Romanische Monatsschrift", Bd. 4, S. 435 (Heidelberg 1912). Franks Aufstellungen wies eingehend Ed. Berend zurück im „Euphorion", Bd. 19, S. 799 ff.

Z. 35 ff. Vgl. drei Langensalzaer Briefe Brentanos in den Gesammelten Schriften, Bd. 8, S. 101 ff.

S. 15*, Z. 20. Was Diel-Kreiten über die Zeit vor Jena mitteilen, ist äußerst ungenau und verworren. Die hier vorliegenden urkundlich gestützten Daten werden durch Diels bezeichnenderweise in die Lebensbeschreibung auch gar nicht aufgenommene Angabe nicht im mindesten beeinträchtigt: „Brentano erzählte mündlich" — wem? wann? —, „Franz habe ihn nach dem Tode des Vaters noch für kurze Zeit in eine Anstalt französischer Emigranten in Hamburg geschickt.

[1] Es ist die Revolutionszeit!

Dabei drückte er seine Verwunderung aus, wie der fromme und echt katholische Bruder ihn in solche protestantische Verhältnisse habe bringen können. Dieser Aufenthalt fällt in den Sommer 1797" („Stimmen aus Maria-Laach", Bd. 3, S. 73, Anm.; Freiburg i. B. 1872).

S. 15*, Z. 24. Brief seines Freundes Remi Sauerländer aus Frankfurt, in Varnhagens Nachlaß. Mit einem Bruder Sauerländers hatte sich Brentano vorher gelegentlich in Leipzig getroffen.

Z. 35. „Gesammelte Schriften", Bd. 8, S. 117f.

S. 16*, Z. 1ff. Gesammelte Schriften, Bd. 9, S. 397.

Z. 5ff. Dies in Anlehnung an einen Brief Brentanos vom 3. April 1797 an seinen Bruder Franz. Der Brief ist z. T. abgedruckt in dem „Katalog einer wertvollen Sammlung von Autographen etc. aus dem Nachlasse von Franz und Antonie Brentano", Nr. 87, S. 38f. (Frankfurt a. M., Joseph Baer und Co., 1896).

Z. 9. Brentano ist — nach freundlicher Auskunft des Universitätssekretariats — in Halle am 19. Mai 1797 als stud. cam. immatrikuliert worden.

Z. 12. Brief Doutreponts in Varnhagens Nachlaß.

Z. 22. Brentano wohnte in Halle in der Steinstraße bei Schneidermeister Borchert.

Z. 23. Eine Ermahnung Franzens bei Steig, Bd. 1, S. 16.

S. 17*, Z. 2. In Varnhagens Nachlaß.

Z. 9ff. Dieser Bogen in Varnhagens Nachlaß. Auf ähnliche Vorkommnisse läßt eine Bemerkung in Görres' Briefe vom 13. Dezember 1835 aus Wien schließen: „Gestern war ich bei der alten Frau von Hügel, einer alten Bekanntschaft von Clemens, der als Kind, *ut fertur*, drei Nächte vor ihrem Hause schlief — in romantischer Liebesbegeisterung" (Görres' Briefe, Bd. 1, S. 314). Über Brentanos Beziehungen zu Hügels vgl. auch S. 70* dieses Bandes, Z. 20. Das in dem Jugendgedicht gezeichnete Erlebnis mit Görres' Andeutung in unmittelbare Verbindung zu bringen, geht freilich nicht ohne weiteres an.

Z. 33. Lies hier wie S. 31*, Z. 29 und S. 84*, Z. 2: von Bostell. Von dessen eigener Hand fand sich der Name Borstell nur vereinzelt vor.

Z. 34. Eine freundliche Mitteilung der Universitäts-Bibliothek Jena besagt, daß in der Jenenser Matrikel unterm 5. Juni 1798 eingetragen ist: „Car. Brentano Frford a/M." Alle weiteren Daten fehlen. Auffällig ist der Vorname, der deutlich so dasteht; doch ist sicher der Dichter damit bezeichnet. Die Annahme seines medizinischen Studiums stützt sich auf Briefaufschriften. Brentano war 1798 „wohnhaft bei Frau Professor Möller", „im Schrammschen Hause in der Jener Gasse".

S. 18*, Z. 4. Steig, Bd. 1, S. 17, Z. 1.

Z. 14. Vgl. Heinrich Schmidt, Erinnerungen eines weimarischen Veteranen, S. 54 (Leipzig 1856).

Z. 15. In Brentanos Jenaer Zeit fällt auch die Bekanntschaft mit dem unglücklichen Schriftsteller Casimir Ulrich Boehlendorff.

Vgl. hierzu Karl Freye, Casimir Ulrich Boehlendorff, der Freund Herbarts und Hölderlins („Pädagogisches Magazin", Heft 547; Langensalza 1913). Brentanos Anteil an Boehlendorffs und Grambergs „Poetischem Taschenbuch" (1803) bleibt aber trotz Freyes Ausführungen recht fraglich.

S. 18*, Z. 18. Vgl. Henrich Steffens, Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben. Bd. 6, S. 110 ff. (Breslau 1842).

Z. 24 f. Näheres bei Steig, Bd. 1, S. 17, nach Papieren in Varnhagens Nachlaß. Brentanos Beziehungen zu Gries, der im „Godwi" als Dichter Haber verspottet wird, waren nachweisbar viel umfänglicher, als es das Buch „Aus dem Leben von J. D. Gries" (von Elise Campe, Leipzig 1855) erkennen läßt; in diesem ist nur von einer zufälligen Begegnung beider auf der Frankfurter Zeil die Rede.

S. 19*, Z. 9. „Godwi", Bd. 2, S. 407.

Z. 12 ff. Vgl. die „Einleitung des Herausgebers" zum „Philister", Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 263 ff.

Z. 18—26. Nach Papieren in Varnhagens Nachlaß.

Z. 27 ff. Zur Geschichte dieses Liebesbundes vgl. besonders den „Briefwechsel zwischen Clemens Brentano und Sophie Mereau", herausgegeben von Amelung. Wertvolle Bemerkungen hierzu machten Walzel im „Literarischen Echo" vom 1. August 1909 (auch in Walzels Buche „Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts", S. 166 ff.; Leipzig 1911) und Poppenberg in der Sonntagsbeilage Nr. 35 zur „Vossischen Zeitung", 29. August 1909, S. 273 ff. („Züge zu Cl. Brentanos Bilde").

S. 20*, Z. 7 ff. Die Briefe Schillers an eine ungenannte Dichterin in der „Trösteinsamkeit" sind an Sophie Mereau gerichtet.

Z. 28 ff. Einige Überreste dieses heidnisch unwissenden Schwulstes, dieser Faselei aus den heidnischen Studentenjahren in Jena, aus den sentimentalen Qualen der Studentenzeit sind im Besitze des Freien Deutschen Hochstiftes in Frankfurt a. M.

S. 21*, Z. 18—32. „Kalathiskos" von Sophie Mereau (Berlin 1801 und 1802, 2 Bde.). Brentanos Beiträge im 1. Bändchen, S. 151 ff. und S. 225 ff.

S. 22*, Z. 35. Vgl. „Poetisches Journal". Ersten Jahrgangs erstes Stück, S. 133 ff. (Jena 1800). Der Autor spricht entsetzt über den Bewunderer und Nachahmer:

„Ist das der Lohn von allem Bemühen,
Von allen Fackeln, die wir glauben zu zünden,
Daß wir dergleichen Blüten erziehen?
Wie muß da alle Hoffnung schwinden!
. . . Alle Mühe, alles ernste Ringen
Glauben sie besser zu entbehren,
Sie meinen, es müsse im Schlaf gelingen,
Und stellen sich, als ob sie Titanen wären,
Und wissen, daß selbst Backen und Brauen
Sich nicht läßt mit dem Genie nur zwingen."

S. 23*, Z. 7ff. Briefe Brentanos an Tieck bei Karl von Holtei, Briefe an Ludwig Tieck, Bd. 1, S. 94ff. (Breslau 1864).

Z. 12ff. Vgl. Rudolf Köpke, Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters, 2. Teil, S. 204 (Leipzig 1855, 2 Bde.).

Z. 20ff. Vgl. „Caroline, Briefe aus der Frühromantik", nach Georg Waitz vermehrt herausgegeben von Erich Schmidt, Bd. 2, S. 127, 182, 231 (über „Godwi"), 238, 541, 559, 612, 628.

Z. 31ff. Briefe von Friedrich Schlegel an Brentano und Sophie Mereau veröffentlichte aus Varnhagens Nachlaß Heinz Amelung in der „Zeitschrift für Bücherfreunde", Neue Folge, 5. Jahrg., Heft 5/6, S. 183ff. (Leipzig 1913); darunter ist auch ein Brief Dorothea Schlegels an Brentano, der sich unter den bei Raich abgedruckten Briefen an Brentano nicht befindet. Äußerungen an Dritte liegen vor u. a. in den Veröffentlichungen von Wilhelm Dilthey, Aus Schleiermachers Briefen, Bd. 3, S. 190, 201 (Berlin 1861), von Oskar Walzel, Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm, S. 278f. und 429 (Berlin 1890), und von Rudolf Unger, Briefe von Dorothea und Friedrich Schlegel an die Familie Paulus („Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrhunderts", 3. Folge, Nr. 26; Berlin 1913), deren letzte in dieser Frage viel tiefer führt als das Werk von Reichlin-Meldegg, Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit, Bd. 2 (Stuttgart 1853). Ähnliche Äußerungen Dorotheas über Brentano auch bei Raich, besonders gegen Schleiermacher (16. Juni 1800) und Tieck (17. Dezember 1801).

S. 24*, Z. 5. Das Distichon faßt Caroline gegen A. W. Schlegel (in Erich Schmidts Ausgabe der „Caroline", Bd. 2, S. 238) so:

Hundert Prügel vorn A—, die wären Dir redlich zu gönnen,
Fr[iedrich] Schl[egel] bezeugt's, andre Vortreffliche auch.

Z. 11. Die Stelle aus dem gleichen, über Brentano scharf aburteilenden Briefe Carolines an A. W. Schlegel (20.—21. Dezember 1801).

Z. 18. Siehe die Briefe Friedrich Schlegels an Sophie Mereau in der „Zeitschrift für Bücherfreunde", Neue Folge, 5. Jahrg., Heft 5/6, S. 183ff. (Leipzig 1913).

Z. 23ff. Steig, Bd. 1, S. 78. Vgl. auch ebendort S. 59, Brentano auf Weihnachten 1802 an Arnim über Fr. Schlegel: Der Mann hat mir auch die Mereau untergraben, und ich kenne seine unendlich honnette Niederträchtigkeit: entgehe ihr! Bemerkenswert ist, daß Jakob an seinen Bruder Wilhelm aus Paris erst am 1. März 1805 schreibt von Clemens Brentano, mit dem Schlegel auf eine eclatante Art (seit einem Jahr vielleicht) bromillirt ist . . . Vgl. Briefwechsel aus der Jugendzeit, S. 22.

Z. 25f. Dorothea an Friedrich Schlegel am 4. Januar 1807: Du hast nun eine gute Freundin weniger auf Erden und eine mehr im Himmel. Ich war doch recht erschreckt, als ich es hörte, und habe heute in der Messe ihrer in meinem Gebete gedacht (vgl. Raich, Bd. 1, S. 204).

Z. 30ff. Vgl. Raich, Bd. 2, S. 74.

S. 25*, Z. 3. Beispielsweise Brentano an Arnim (Oktober 1802): Über Ostern dingen denke ich wie Du, alle Figuren sind drin mit Fischschwänzen, alles Fleisch ist Lachs drin, ich empfinde einen seltsamen physischen Ekel, es zu lesen, mit Savigny bin ich fast uneins darum geworden. Man weiß nicht mehr, wo man dran ist mit alle dem Zeug. (Steig, Bd. 1, S. 51; Arnims Urteil ebendort S. 41.)

Z. 25—27. Notiz aus Papieren Friedr. Böhmers im Besitz des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M.

Z. 29. Vgl. Schillers Brief vom 26. Juli 1800 an Goethe.

S. 26*, Z. 3ff. Von einer solchen Nasführung weiß Stramberg, einer von Brentanos späteren Koblenzer Bekannten, dessen Mitteilungen über Brentano nur mit Vorsicht aufgenommen werden dürfen, zu erzählen in seinem „Rheinischen Antiquarius", Mittelrhein, der 2. Abteilung 1. Band, S. 107—146 (Coblenz 1845).

Z. 27. Vgl. das Gedicht „Wenn ich ein Bettelmann wär'", S. 83f. dieses Bandes.

S. 27*, Z. 6. Erläuternde Mitteilungen aus Sophies Tagebuch bei Amelung in der Einleitung und in den Anmerkungen.

Z. 12—38. Brentanos Brief in Varnhagens Nachlaß.

Z. 27f. „Godwi", Bd. 1, S. 255f.

S. 28*, Z. 1ff. Vgl. die gewandte, in Einzelheiten seither verschiedentlich berichtigte und noch zu berichtigende Schrift von Alfred Kerr, Godwi. Ein Kapitel deutscher Romantik (Berlin 1898); darin ist auch Kerrs Dissertation aufgenommen: „Clemens Brentanos Jugenddichtungen" (Abschnitt 1: Der Ideengehalt des „Godwi"), Dissertation von Alfred Kempner (Halle 1894). Was der „Godwi" dem „Ardinghello" Heinses zu danken hat, erwägt H. Nehrkorn in seiner Abhandlung: „W. Heinse und sein Einfluß auf die Romantik" (Dissertation, Göttingen 1904). Vgl. auch zur vertieften Verankerung dieser Frage Walther Brecht, Heinse und der ästhetische Immoralismus (Berl. 1911).

S. 29*, Z. 1. Kerr (vgl. die Anmerkung zu S. 28*, Z. 1ff.) unterzieht sich (S. 94) dieser Mühe.

Z. 22—24. Diese Nachrichten werden — wohl zu Recht — August Winkelmann zugeschrieben. Sie sind in der Tat für die Betrachtung von Brentanos Jenenser Zeit wertvoll, doch darf man sie nicht, wie Diel-Kreiten (Bd. 1, S. 105) behaupten, in allen Punkten als „völlig autobiographisch" hinnehmen.

Z. 33f. Vgl. Steig, Bd. 1, S. 53.

Z. 35ff. Brief Chamissos vom 23. Mai 1806 an Varnhagen, in Adalbert von Chamissos Werken, nach seinem Tode herausgeg. von Julius Eduard Hitzig, Bd. 5, S. 134 (Leipzig 1839). Bemerkenswert ist noch ein Wort des sonst so blassen Dichters Grafen Loeben gegen seinen Freund Eichendorff: „‚Godwi' ist doch ein köstlich gediegenes Buch! Wenn alles Verwilderte so aussähe, bliebe an der Ordnung wenig gelegen. Das Salz ist nicht gespart — das Salz der Erden! Ich verehre Fouqués Poesie. Aber so etwas kann er doch nicht schrei-

ben . . .“; vgl. „Aus dem Nachlaß des Freiherrn Josef von Eichendorff. Briefe und Dichtungen“, herausgeg. von Wilhelm Kosch (= 3. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1906, S. 43; Köln).

S. 30*, Z. 1 f. Dorothea Veit gab dem Dichter in einem Briefe vom 13. März 1801 einige Schmeicheleien zu lesen (abgedruckt bei Raich, Bd. 1).

Z. 3 ff. Einen Neudruck veranstaltete Minor in Band 15 der „Deutschen Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts“ (Heilbronn 1883).

Z. 20 ff. Vgl. Holstein, „Iffland und die Romantiker“ in den Sonntagsbeilagen 18 und 19 der „Vossischen Zeitung“ vom Jahre 1884.

Z. 28. Das Gedicht auf S. 103 ff. dieses Bandes. Vgl. ferner Seufferts Abhandlungen über Sophie in der „Deutschen Rundschau“, Jahrg. 1886/87, Bd. 4, S. 197 ff. und Bd. 52, S. 205.

Z. 29. Das Märchenbruchstück Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 233 ff.

S. 31*, Z. 4. Das Gedicht auf S. 22 f. dieses Bandes.

Z. 5 ff. Eine Reihe der Briefe August Winkelmanns an Brentano in Varnhagens Nachlaß.

S. 32*, Z. 19. Von Neuausgaben des „Frühlingskranzes“ seien genannt die von Königsdorf (Königsberg i. Pr. 1907) und die von Paul Ernst eingeleitete und von Heinz Amelung erläuterte des Insel-Verlages (Leipzig 1909, 2 Bde.). Über Bettinens umgestaltende Arbeit handelte Waldemar Oehlke, Bettina von Arnims Briefromane, S. 247 ff. (= „Palaestra“, Bd. 16; Berlin 1905).

Z. 32. Freundliche Briefe der Frau Jeanette Dieterich an Brentano in Varnhagens Nachlaß.

Z. 35 ff. Über „Ponce“ handelte in einer umfänglichen Einzelschrift Gustav Roethe, Brentanos „Ponce de Leon“, eine Säkularstudie (= „Abhandlungen der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen“, Philol.-histor. Klasse, Neue Folge, Bd. 5, Nr. 1; Berlin 1901). Wichtige Äußerungen dazu in Minors Besprechung der Roetheschen Arbeit in der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien“, 53. Jahrg., S. 318 ff. (Wien 1902). Was Brentano über „Ponce“ mit Goethe zu verhandeln hatte, enthält zum Teil Band 14 der „Schriften der Goethe-Gesellschaft“ („Goethe und die Romantik“, 2. Teil), S. 76 ff. (Weimar 1899), zum Teil der Nachtrag von Brandis über „Goethes dramatische Preisaufgabe“ in der „Zeitschrift für Bücherfreunde“, herausgeg. von Karl Schüddekopf und Georg Witkowski, Neue Folge, Jahrg. 4, Heft 8, S. 231 ff. (Leipzig 1912).

S. 33*, Z. 3—5. „Godwi“, 2. Teil, S. 435.

Z. 16 ff. Brentanos Beteiligung blieb nicht völlig unbekannt. Noch am 26. November 1801 sprach ihm Friedrich Schlegel Mut für den eingeschlagenen Weg zu, auf dem die Gattung selbst ihn mehr zum Darstellen und zur Objektivität zwingen werde.

S. 34*, Z. 7. So Morris in seiner Ausgabe von „Clemens Brentanos ausgewählten Werken“, Bd. 1, S. 46 (Leipzig, o. J., Max Hesses Verlag). Sehr fraglich ist die Aufführung des „Ponce“ in Lauchstedt,

von der H. A. Krüger in seinem Buche „Der junge Eichendorff", S. 63 (Oppeln 1898), spricht.

S. 35*, Z. 20. Ein Brief Brentanos an Dieterich in dieser Angelegenheit abgedruckt in der „Göttinger Nachlese" von Otto Deneke, S. 23 (Göttingen 1911).

Z. 33ff. Brentano am 11. Januar 1802 an Arnim. Vgl. Steig Bd. 1, S. 27.

S. 36*, Z. 1f. Wenige Versuche davon enthält der „Frühlingskranz".

Z. 5—10. Aus einem Briefe Brentanos an Arnim bei Steig, Bd. 1, S. 33f.

Z. 14. Das Gedicht auf S. 71ff. dieses Bandes.

Z. 32—34. Aus Brentanos Brief vom Oktober 1802 an Arnim; darin ein „Herbstlied" Brentanos, in der Trauer des Verlustes von Benediktchen geschrieben. Vgl. Steig, Bd. 1, S. 48f.

S. 37*, Z. 6ff. Vgl. Amelung, Bd. 1, S. 33—60, und Steig, Bd. 1, S. 59.

S. 38*, Z. 8ff. Nachrichten über Brentanos Verhältnis zu Marianne enthalten Diel-Kreiten, Bd. 1, S. 99—103, und Theodor Creizenach, Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer, S. 12ff. (2. Aufl., Stuttgart 1878). Die handschriftlich erhaltene „Romanze vom schrecklichen Mann" (im Besitz des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M.), die Diel-Kreiten und, auf ihnen fußend, auch Creizenach mit dieser Liebesgeschichte in Verbindung bringen, gehört nicht in diesen Zusammenhang. — Als Marianne 1855 in einem Briefe an Herman Grimm (3. Juni) die Freunde ihres Lebens aufzählte, geschah es so: „Über allen steht Goethe, und gerade an der Stelle, wo ich die vollste Übereinstimmung aller Ansprüche fand. Etwas näher dem Schmerzensreich steht Clemens Brentano, den ich als ein Mädchen von 16 Jahren zum erstenmal sah, den ich freilich lieben mußte, ohne zu wissen, daß er schon lange vorher mich liebte; er hat es mich nie wissen lassen, bis nach zehn Jahren, als ich schon verheurathet war; ich mußte erfahren, daß wir uns unbewußt so nahe standen, und scheinbar so ferne; doch dies ist eine wunderliche Geschichte, es wäre ein guter Stoff zu einer Novelle, aber nicht für Romanzen ..." (Reinhold Steig, „Aus Suleikas hohen Tagen", im „Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1907", S. 220; Frankfurt a. M.).

Z. 32ff. Über Brentanos Beziehungen zur Günderode enthält manche Andeutung Bettinas Briefroman „Die Günderode" (Grünberg und Leipzig 1840). Greifbareres bot Ludwig Geiger, Karoline von Günderode und ihre Freunde, S. 82ff. (Stuttgart 1895), ein Buch, das erst durch die Berichtigungen in Steigs Besprechung („Euphorion", Bd. 2, S. 413) recht eigentlich brauchbar geworden ist. Die Angaben, die Emma von Niendorf in ihrem Buche „Aus der Gegenwart" (S. 1 bis 101: „Sommertage mit Clemens Brentano"), S. 21ff. (Berlin 1844) hierzu macht, dürfen nicht ohne Bedenken hingenommen werden.

S. 39*, Z. 20. Das Gedicht auf S. 15 dieses Bandes.

S. 39*, Z. 22—27. Steig, Bd. 1, S. 83.

S. 40*, Z. 3. Es war, wie aus Marburger Amtsgerichtsakten und durch Ortsbesichtigung festgestellt werden konnte, das 2. Stockwerk des einst burgfreien Hauses, jetzigen Kaffeehauses Markees, Reitgasse Nr. 6.

Z. 5. Das Gedicht auf S. 19f. dieses Bandes.

Z. 26. Briefe von Clemens und Sophie Brentano an Justi werden vom Herausgeber in der „Zeitschrift für Bücherfreunde" bekanntgegeben werden.

Z. 35ff. Brentano an Sophie Mereau, 14. Nov. 1804: ... Wenn auch manche Narbe in Deiner Seele ihre volle Anmut beschränkt, so bist Du mir doch und wirst mir ewig bleiben die höchste Annäherung an jenes Weib, das ich in Dir gesehen ... (Amelung, Bd. 2, S. 120).

S. 41*, Z. 37. Genauere Untersuchungen über diese Übersetzungen stellte auf Grund der Erörterungen von Steig (Bd. 1, S. 158 u. 356) und Franz Schultz („Euphorion", Bd. 8, S. 330ff.) Amelung in der Einleitung zu Bd. 13 der Sämtlichen Werke Brentanos an. Der 1804 erschienene Band enthält nur spanische Novellen; die Übertragung italienischer blieb Absicht. Amelung druckt auch wichtige Stimmen der zeitgenössischen Presse über das Werk ab.

S. 42*, Z. 16ff. Briefe Creuzers an Brentano in Varnhagens Nachlaß.

S. 43*, Z. 1f. Vgl. dazu Brentanos Brief an Arnim vom 28. August 1804 (Steig, Bd. 1, S. 110f.).

Z. 11ff. Brief vom 17. November 1804, bei Amelung Bd. 2, S. 126f.

S. 44*, Z. 3f. Jakob Grimm schrieb damals an seinen Bruder Wilhelm (12. Juli 1805): „Am meisten betrübt, beinahe schrecklich ist die Lage und das sonderbare Verhältnis der Frau, die fast schon zu alt ist, um noch viel Kinder bekommen zu können" (Briefwechsel aus der Jugendzeit, S. 60).

Z. 19ff. So gut wie abschließend handelte über „Des Knaben Wunderhorn" Karl Bode in dem Werk „Die Bearbeitung der Vorlagen in des Knaben Wunderhorn" (Berlin 1909; = „Palaestra", Bd. 76); darin auch genaue Literaturangaben.

S. 45*, Z. 6ff. Für diese gewöhnlich bestrittene Tatsache ist ein Brief Brentanos an Justi Stütze.

Z. 13. Über die Beziehungen Zimmers zu der Heidelberger Romantik vgl. „Johann Georg Zimmer und die Romantiker. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik nebst bisher ungedruckten Briefen von Arnim, Böckh, Brentano, Görres etc.", herausgeg. von Heinrich W. B. Zimmer (Frankfurt a. M. 1888). Goethes wichtige Besprechung (am 21. und 22. Januar 1806 in der Jenaischen „Allgemeinen Literaturzeitung" zuerst abgedruckt) findet sich in fast allen Goethe-Ausgaben; in der von Karl Heinemann im Verlage des Bibliographischen Instituts herausgegebenen in Bd. 25, S. 216ff. (Leipzig u. Wien, o. J.).

S. 46*, Z. 9. Das Lied erschien in der „Kurfürstl. privileg. Wochenschrift für die Badischen Lande" (Beilage zu Nr. 5 des Halbjahrgangs

Juli bis Dezember, Spalte 81—88; Heidelberg 1806); genauer Abdruck von Bartsch (Freiburg u. Tübingen 1882).

S. 47*, Z. 15—17. Diese Stelle zum Teil bei Steig, Bd. 1, S. 216 oben; der andere Teil nach den Papieren Varnhagens.

Z. 18f. Beispielsweise in dem Beichtbrief an Runge von 1810 (Gesammelte Schriften, Bd. 8, S. 136f.).

Z. 36ff. und S. 48*, Z. 2—4. Vgl. die Mitteilungen des Freiherrn von Hertling aus seiner Autographensammlung im „Hochland", Bd. 1, S. 292ff. (Kempten u. München 1903).

S. 48*, Z. 1. Hulda folgte später dem Theologen Ullmann in die Ehe, fand aber einen frühen Tod.

Z. 5. Vgl. Steig, Bd. 1, S. 217.

Z. 9f. Anonyme Bemerkungen über die Fahrt nach Walldürn und Sophies Tod in dem „Journal des Luxus und der Moden", herausgeg. von Bertuch und Kraus, Juli 1806, S. 456f., und Januar 1807, S. 68ff. (Weimar); sie rührten von Karl Gottlieb Horstig her, der 1803 seine Stellung als Superintendent in Bückeburg hatte aufgeben müssen und nach Heidelberg verzogen war. Brentano legte dagegen in der „Badischen Wochenschrift" vom 20. Februar 1807 Verwahrung ein (abgedruckt Gesammelte Schriften, Bd. 4, S. 42ff.).

Z. 13. Das der Originalausgabe des „BOGS" (Heidelberg 1807) vorgesetzte Buntbild des Uhrmachers ist in der „Zeitschrift für Bücherfreunde", Aprilheft 1900, wiedergegeben.

Z. 27. In den April 1807 fällt vielleicht eine Reise Brentanos nach Straßburg, die dann für die literarische Betrachtung der „Chronika" von Bedeutung wäre; der am 3. April 1807 ausgefertigte Reisepaß für die Strecken Heidelberg – Karlsruhe – Straßburg – Freiburg i. Br. ist in Varnhagens Papieren erhalten.

Z. 28ff. Nach Brentanos Brief vom Juli 1807 an Arnim (teils bei Steig, Bd. 1, S. 215ff., teils in Varnhagens Papieren).

S. 49*, Z. 3—16. Bettina an Arnim über diese Begebenheit, vgl. Steig, Bd. 2, S. 63f.

Z. 8ff. Verse aus der ersten Strophe der „Allegorie", die sich im Prolog der „Gründung Prags" findet.

Z. 17—31. Brentano an Arnim, 19. Oktober 1807; bei Steig, Bd. 1, S. 222ff.

S. 50*, Z. 11ff. Über den „Goldfaden" Brentanos bietet Schüddekopf (Sämtliche Werke, Bd. 13, S. XXXff.) eine genaue Untersuchung dar. Wichtig ist Wilhelm Grimms Besprechung in den „Heidelberger Jahrbüchern", 5. Abteilung, 3. Jahrg., 1810, Bd. 2, S. 285ff.

Z. 17ff. Ein vorzügliches, nur in Einzelheiten anderweitig ausgeführtes Bild des Treibens von Freund und Feind um die „Trösteinsamkeit" gab Friedrich Pfaff in seiner Einleitung zu dem Neudrucke der Zeitung (Freiburg i. Br. und Tübingen 1883). Wichtige Ergänzungen bei Steig, Bd. 1, S. 225ff. Über das Leben der Heidelberger Romantiker vgl. Karl Bartsch, Romantiker und germanistische Studien in Heidelberg 1804—1808. Rede zum Geburtstagsfeste des Groß-

herzogs Karl Friedrich von Baden, 22. November 1881, S. 8 ff. (Heidelberg 1881).

S. 51*, Z. 1—3. Steig teilte ihn mit im „Euphorion", Bd. 1, S. 124 bis 128 (Bamberg 1894).

Z. 3—5. Brentanos Erklärung gegen Voß: Zu allem Überfluß an Herrn Hofrath Voß in Heidelberg, daß man keine Kirchenlieder an ihn gedichtet (4. März, Nr. 18 des „Intelligenzblattes" der „Jenaischen Literaturzeitung" 1809; 8. März 1809 in der „Hallischen Literaturzeitung"; 30. Januar 1809 im „Nürnberger Correspondenten").

Z. 8 f. Steig, Bd. 2, S. 111.

Z. 20. Das Gedicht S. 119 ff. dieses Bandes.

Z. 33. In Brentanos Nachlaß ist ein Bogen vorhanden, der, nach Brentanos eigenhändiger Aufschrift, ein für Kapellmeister Winter zu verändern begonnenes Duett enthält.

S. 52*, Z. 5 f. Görres „Ende März" 1808 an seine Schwiegermutter. Vgl. Görres' Briefe, Bd. 1 (München 1858).

Z. 18 ff. Mitgeteilt vom Freiherrn v. Hertling im „Hochland", Bd. 1, S. 292 ff. (Kempten und München 1903).

Z. 35. Brentano hatte damals die Absicht, Arnim aus Berlin abzuholen zu einer Fahrt nach Landshut (zu Bettina) und weiter nach Rom.

Z. 36. In Nürnberg gewann Brentano damals den Philosophen Schubert zum Freunde; vielleicht der reinste, schuldloseste Mensch, der lebt, schrieb er an Arnim (Steig, Bd. 1, S. 283).

S. 53*, Z. 35. Vgl. Steig, Bd. 3, S. 137 f.

S. 54*, Z. 1—5. Vgl. Wilhelm Grimms Mitteilungen vom 13. November und 27. Dezember 1809 an Jakob Grimm (Briefwechsel aus der Jugendzeit, S. 189 f. und S. 208). Den 4. Band des „Wunderhorns" gab Erk heraus (Berlin 1854).

Z. 6—10. Vgl. Steig, Bd. 2, S. 335 und 342.

Z. 12—14. Brief Wilhelms an Arnim vom 25. Oktober 1810, bei Steig, Bd. 3, S. 81.

Z. 16. Die Berliner Königl. Bibliothek besitzt das „Verzeichnis einer sehr reichen Sammlung von Handschriften und alten Drucken zur Geschichte der deutschen, französischen, spanischen, holländischen und englischen romantischen Dichtkunst gehörig, meistens Seltenheiten und Gegenstände, die sich zu neuer Bearbeitung eignen, welche ... den 13. Dezember u. folg. Tage d. J. ... durch den königl. Auctionskommissarius Bratring ... meistbietend versteigert werden sollen" (Berlin 1819). Bei der Versteigerung erwarben sich, den Eintragungen in diesem Katalog zufolge, Arnim und Meusebach viele seltene Stücke.

Z. 24—26. Das Gerücht findet sich in Zschokkes „Miszellen" 1811, Nr. 35, S. 138 (1. Mai), von dem Schreiber (Saul Ascher) zugleich in das „Journal de l'Empire", 21. Mai, weitergegeben (vgl. Kleists Berliner Kämpfe, S. 610). Auch Zacharias Werner macht in einem Briefe an Caroline v. Humboldt am 27. August 1811 seinem Ärger Luft, daß der König „Herrn Clemens Brentano und andre große Männer zu Ber-

liner Professoren der Ästhetik creiert . . ." („Euphorion", Bd. 16, S. 97). Görres hört zur gleichen Zeit, Clemens werde Professor der Kameralwissenschaften an Sukkows Stelle werden und wolle nebenbei Privatissima über Heraldik lesen („Neue Heidelberger Jahrbücher", Jahrg. 10, Heft 2, S. 137: Brief an Arnim vom 1. Jänner 1810; Heidelberg 1900).

S. 54*, Z. 27 ff. Hauptstütze der Darstellung dieser Zeit ist Steigs Buch über Kleists Berliner Kämpfe; daneben die entsprechenden Abschnitte in Steigs drei Briefbänden „Achim von Arnim und die ihm nahe standen".

S. 55*, Z. 11. Die Kantate S. 182 ff. dieses Bandes. Vgl. auch Reinhold Steig, Berlin in Trauer um die Königin Luise („Deutsche Rundschau", Bd. 144, S. 265 ff.; Berlin 1910).

Z. 15—20. Vgl. Alfr. Chr. Kalischer, Beethoven und seine Zeitgenossen, aus dem Nachlaß herausgeg. und ergänzt von Dr. Leopold Hirschberg, Bd. 4, S. 215—247 (Berlin u. Leipzig, o. J. [1911]): Clemens Brentano und Beethoven. — Dieser Abschnitt ist im wesentlichen der Wiederabdruck von Kalischers Abhandlung über „Clemens Brentanos Beziehungen zu Beethoven" im Ergänzungsheft zu „Euphorion", Bd. 2, S. 36 ff. (Bamberg 1895).

Z. 22 f. Arnim Anfang Januar 1811 an Grimms: „Reichardts Composition von der Cantate des Clemens hat in einigen Proben wenig Beifall erhalten, sie hätte wohl ein gutes musikalisches Geschick verdient, Clemens hatte sie mit großem Fleiße ausgearbeitet, und sie enthält beinahe alles Gute, was sich über den Tod der Königin als allgemeine Erscheinung sagen ließ . . ." (Steig, Bd. 3, S. 96). Ein ähnliches hohes Lob Arnims in seinem Briefe vom 20. September 1810 an Dorow. Vgl. Wilhelm Dorow, Reminiszenzen, S. 112 (Leipzig 1842). — Über Reichardts Nöte beim Vertonen der Dichtung unterrichtet ein Brief von ihm an Brentano vom 9. September 1810. Reichardt schlug den letzten Tag der Landestrauer zur Aufführung vor, konnte aber selbst erst am 28. Oktober 1810 berichten, daß die Komposition „bis auf die biblischen Worte Christi" so gut als vollendet sei. (Diese Briefe unter Varnhagens Papieren.)

Z. 28. Der Aufsatz, in den „Gesammelten Schriften", Bd. 4, S. 424 ff., abgedruckt, ist in Kleists Fassung in „H. von Kleists Werken", herausgeg. von Erich Schmidt, Bd. 4, S. 230 f. (Leipzig u. Wien, o. J.), aufgenommen; ebendort S. 280 und 405 die nötigen Aufklärungen. Kleist suchte Brentano durch eine öffentliche Erklärung zu beschwichtigen und bat Arnim, den Verletzten „wieder gut zu machen" (vgl. Brief 152, S. 402 des 5. Bandes der erwähnten Kleist-Ausgabe).

Z. 30 f. Dies „Andenken eines trefflichen deutschen Mannes" in den Gesammelten Schriften, Bd. 4, S. 430 ff.

Z. 31 ff. Die Kantate S. 196 ff. dieses Bandes. Eingehende Auslegungen bei Steig, Kleists Berliner Kämpfe, S. 299 ff. (Berlin u. Stuttgart 1901), und bei Max Lenz, Geschichte der Berliner Universität, Bd. 1, S. 303 f. (Halle 1910, 4 Bde.), der die Verwandtschaft zwischen

Brentanos Kantate und Schleiermachers „Gelegentlichen Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn“ (1808) feststellt.

S. 56*, Z. 4f. In dem zu S. 55*, Z. 22f. erwähnten Briefe vom 28. Oktober 1810.

Z. 19f. Die Abhandlung Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 259ff.

Z. 25f. Reste des Protokollbuches, aus dem zuerst Reinhold Steig (Kleists Berliner Kämpfe, S. 33ff.) Mitteilungen machte, in Varnhagens Nachlaß.

Z. 29. Arnim am 8. April 1810 an Bettina: „Clemens machte hier [gelegentlich eines Schmauses bei Arnim] die erste Bekanntschaft mit Humboldt“ (Steig, Bd. 2, S. 391).

Z. 30. Wie Brentano und Körner in der Berliner Liedertafel, am 9. April 1811, einander begegneten, vgl. „Euphorion“, Ergänzungsheft zu Bd. 2, S. 90 (Bamberg 1895).

Z. 35ff. Über die Rosenkranzromanzen, die, erst nach Brentanos Tode 1852 in Bd. 3 der Gesammelten Schriften erstmalig veröffentlicht, seither mehrfach verkürzt und ganz herausgegeben wurden (so von Morris, Berlin 1903, und in gleicher Fassung in „Brentanos ausgewählten Werken“, Leipzig, bei Max Hesse), vgl. die sehr eingehende Einleitung, die Victor Michels seiner Ausgabe (Sämtliche Werke, Bd. 4) voranschickte; Michels' Eingriffe in die Anordnung des Textes erweisen sich freilich nach seitherigen Funden als anfechtbar und unnötig. Neuere Untersuchungen stellte Alfons M. von Steinle in den „Historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland“, des Jahres 1911 Bd. 2, S. 666ff., S. 731ff., S. 841ff. (Freiburg i. Br.) an; auch ließ er ihnen „unter erstmaliger Benutzung des gesamten handschriftlichen Materials“ eine neue Ausgabe folgen (Trier 1912).

Z. 36. Steig, Bd. 2, S. 355.

S. 57*, Z. 6—10. Steig, Bd. 3, S. 214 (Brief vom 26. September 1812).

Z. 10—14. Jakob Grimms Brief an Brentano in Varnhagens Nachlaß; man wird darüber demnächst in Steigs angekündigtem Buche „Clemens Brentano und die Brüder Grimm“ lesen können (Stuttgart, bei Cotta); einen Vorschmack davon geben die von Steig in der „Kölnischen Zeitung“, Juli 1914, Nr. 787, 791, 795, 801, 805 bereits bekanntgegebenen Briefe. Daß die Romanzendichtung aber bereits in Savignys Marburger Hause begonnen ist, erhellt aus dieser Stelle (vgl. Michels' Einleitung zu seiner Ausgabe in den „Sämtlichen Werken“, S. XLV, Z. 8ff.).

S. 58*, Z. 30ff. Vgl. Gesammelte Schriften, Bd. 8, S. 135—161. Der Briefwechsel Brentanos mit Runge in den „Hinterlassenen Schriften von Philipp Otto Runge“, herausgeg. von dessen ältestem Bruder, Bd. 1, S. 187, 360; Bd. 2, S. 393, 407, 413 (Hamburg 1840).

S. 59*, Z. 6ff. Nach einer Aufstellung in Varnhagens Nachlaß gab Brentano dazu 17393 Gulden im 24-Guldenfuß, zu 5 Proz. Zinsen.

Z. 28ff. Vgl. besonders „Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense. Biographische Portraits. Nebst Briefen von ... Clemens Brentano“, S. 59ff. (Leipzig 1871), daneben auch „Varnhagens Tagebücher, aus

dem Nachlaß des Verfassers herausgeg. von Ludmilla Assing", Bd. 9, S. 89; Bd. 10, S. 400, 412; Bd. 11, S. 73, 223; Bd. 12, S. 154; Bd. 13, S. 97 (Hamburg 1868—70) und den „Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel", Bd. 2 (Leipzig 1874).

S. 60*, Z. 17. Dies Gedicht S. 95f. dieses Bandes. Das andere erwähnte Gedicht (= „An eine Schauspielerin") s. Gesammelte Schriften, Bd. 2, S. 182ff.

Z. 18ff. Briefe Brentanos an Rahel in Varnhagens „Biographischem Portrait" Brentanos (vgl. die Anmerkung zu S. 59*, Z. 28ff.); Rahels Briefe an Brentano veröffentlichte Dr. Agnes Harnack in der „Zeitschrift für Bücherfreunde", Neue Folge, Jahrg. 4, Heft 2, S. 240ff. (Leipzig 1912).

S. 61*, Z. 3. Vgl. „Goethe und die Gräfin O'Donell", herausgeg. von R. M. Werner (Berlin 1884), S. 198 den Auszug aus der Teplitzer Kurliste: „Herr Clemens Brentano, Particulier aus Prag, wohnt in der Fleischbankgasse, angekommen den 7. August." Arnims waren am 24. Juli eingetragen.

Z. 12—21. Vgl. Varnhagens Brief an Rahel vom 24. Oktober 1811 (s. die Anmerkung zu S. 59*, Z. 28ff.). Die Romanze s. Gesammelte Schriften, Bd. 2, S. 375ff.

Z. 22ff. „Aloys und Imelde" ist erstmalig herausgegeben von Agnes Harnack in den Sämtlichen Werken, Bd. 9, 2. Abt. Die Einleitung dazu erschien gleichzeitig als Greifswalder Dissertation (1912).

S. 63*, Z. 34ff. „Die Gründung Prags", seit ihrer Erstausgabe von 1814 (1815) erst 1852 in den Gesammelten Schriften, Bd. 6, wieder gedruckt, ist in den Sämtlichen Werken, Bd. 10, mit ausführlicher Einleitung versehen, von Brechler und Sauer neu herausgegeben worden. Dort auch nähere Literaturangaben.

S. 64*, Z. 30. Arnim an die Brüder Grimm am 12. Juni 1812 (Steig, Bd. 3, S. 209f.).

S. 65*, Z. 35ff. Paul Schlenther in einem Aufsatz über Libussa, die Gründerin Prags, in der 49. Sonntagsbeilage zur „Vossischen Zeitung" vom Jahre 1897.

S. 66*, Z. 2—4. Brief Brentanos (an Pfarrer Bang in Goßfelden bei Marburg), mitgeteilt von F. G. Hainkirch im „Weimarischen Jahrbuch", Bd. 4, S. 177ff. (Hannover 1856).

Z. 31ff. Vgl. Eckardt, Cl. Maria Hofbauer und die Wiener Romantikerkreise am Beginne des 19. Jahrhunderts, in „Hochland", Jahrg. 8, Heft 1 (Kempten u. München 1910).

Z. 33—35. Brief vom 28. Juli 1813 an Rahel. In Varnhagens „Biographischem Portrait" Brentanos, S. 92ff. (vgl. die Anmerkung zu S. 59*, Z. 28ff.).

S. 67*, Z. 7. Caroline Pichler, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, Bd. 2, S. 239ff. und S. 247 (Wien 1844).

Z. 18. Von diesem Gedichte glaubte Diel in seiner Ausgabe von „Clemens Brentanos Ausgewählten Schriften", Bd. 1, S. 148ff. (Freiburg i. Br. 1873), den ersten Abdruck zu geben (vgl. Diels Anmerkung

S. 221, Nr. 6). Er übersah den bisher unbeachteten Originalabdruck in v. Hormayrs „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte auf 1814“ (Wien 1814), der sich von Diels Fassung erheblich unterscheidet.

S. 67*, Z. 20. Die „Drei Namen etc.“ abgedruckt im „Dramaturgischen Beobachter“ vom 18. Februar 1814 (Nr. 21; vgl. S. 70* dieses Bandes, Z. 2ff.); auch bei Steig, Bd. 1, S. 332f. Brentano schrieb als Berichterstatter selbst über diesen Abend und den Anteil seiner Muse: Das neu eingelegte Lied, das Madam Korn als kleiner Deklamator am Schlusse [von Kotzebues gleichnamigem Stück] sprach, war auch vortrefflich, das heißt insofern wir heut alles als vortreflich annehmen, was von Herzen kam; es war in der Form der drey Worte des Glaubens von Schiller, und könnte die drey Nahmen der Liebe des Österreichers heißen ... Die gleiche Nummer des „Dramaturgischen Beobachters“ brachte noch den Abdruck eines Prologes von Brentano, am Geburtstage unsers Kaisers in einer Privatgesellschaft vor dem Bilde Sr. Majestät gesprochen durch einen Östreicher. (Die vom Druck unwesentlich abweichende Handschrift davon in Varnhagens Papieren.) Aus Varnhagens Nachlaß stammen die hier gegebenen eigenhändigen Nachrichten über diese Dichtungen Brentanos.

S. 68*, Z. 10. Im Vorwort zur „Viktoria“ (auch in den Gesammelten Schriften, Bd. 7, S. 289) erklärt Brentano, in ungenauer Erinnerung, er habe das Festspiel zu Wien im Jahre 1813 zwischen dem Kulmer und Leipziger Sieg geschrieben. Diese Angabe wird durch seine eigenhändige Aufzeichnung (in Varnhagens Nachlaß) ebenso berichtigt wie durch eine Stelle in einem Briefe an Arnim, er habe ein großes Festspiel ... auf den Leipziger Sieg in vierzehn Tagen mit einer Anstrengung, die er nie gekannt bis jetzt, geschrieben (Steig, Bd. 1, S. 329). Arnim gab dem Buche sehr freundliche Geleitworte mit im „Gesellschafter“, herausgeg. von Gubitz, 161. Blatt, S. 644 (Berlin 1817).

Z. 15—21. Handschriftlicher Entwurf in Varnhagens Nachlaß.

Z. 32ff. Vgl. das Gedicht „Theodor Körner an Viktoria“ S. 179f. dieses Bandes.

Z. 36ff. Die folgende Darstellung nach Brentanos Angaben (in Varnhagens Nachlaß).

S. 69*, Z. 17ff. „Valeria oder Vaterlist“, herausgegeben und eingeleitet von R. Steig in den „Deutschen Literaturdenkmalen des 18. und 19. Jahrhunderts“, 3. Folge, Nr. 26 (= Nr. 146; Berlin 1901). Über den verhängnisvollen Theaterabend schrieb einen ungeheuerlichen Aufsatz Heinrich Schmidt; vgl. dessen „Erinnerungen eines weimarischen Veteranen“, S. 209ff. (Leipzig 1856).

Z. 30ff. Ende August 1813 an Arnim (Steig, Bd. 1, S. 322).

S. 70*, Z. 1ff. Über Brentanos Beiträge zu Carl Bernards „Dramaturgischem Beobachter“ handelte August Sauer im Anhange zu Kalischers Aufsatz über „Cl. Brentanos Beziehungen zu Beethoven“, im „Euphorion“, Ergänzungsheft 2, S. 64ff. (Bamberg 1895).

Z. 17ff. Vgl. Kalischers in voriger Anmerkung erwähnten Aufsatz. Darin auch vier Gedichte Brentanos auf Beethoven, die Kalischer

in Schindlers Beethovennachlaß fand; ein „Nachklang Beethovenscher Musik“ S. 105f. dieses Bandes.

S. 70*, Z. 20. Brentano am 5. April 1814 an Arnim (Steig, Bd. 1, S. 335).

Z. 25f. Vgl. die Bemerkungen aus Briefen Jakob Grimms an seinen Bruder Wilhelm vom 18. Mai 1814 und 6. März 1815 (Briefwechsel aus der Jugendzeit, S. 325 u. 436).

S. 71*, Z. 4ff. Vgl. Elisabeth von Stägemann, Erinnerungen für edle Frauen, Bd. 2, S. 276—278; dazu Bd. 1, Vorwort, S. XVII (Leipzig 1846, 2 Bde.).

Z. 5ff. Über diesen Kreis, den „Verein der Maikäfer in Berlin“, handelt Friedrich Wiegand in der „Deutschen Rundschau“, Bd. 160, S. 279—291 (Berlin 1914).

Z. 20ff. Über diesen Plan gab die erste greifbare Nachricht Max Maria v. Weber in dem Lebensbild seines Vaters Carl M. v. Weber, Bd. 1, S. 456 (Leipzig 1864). Freilich irrt der Verfasser in der Annahme, der Wartburgkrieg sei vom Dichter mit der Tannhäuserfabel verquickt worden. Auch über den Umfang von Brentanos Ausarbeitungen konnte Max M. v. Weber noch nicht klar sehen. Der im Besitze der Berliner Königl. Bibliothek befindlichen Handschrift von „Aloys und Imelde“ ist ein Blatt angeheftet, das das noch ziemlich verworrene Szenar Zur Oper Venusberg enthält; es erscheint sicher, daß weitere Ausführungen Brentanos nicht erfolgt sind.

S. 72*, Z. 8. Das Szenar zu einer Oper „Aschenbrödel“ in Varnhagens Papieren. Max M. v. Weber (vgl. zu S. 71*, Z. 20ff.) weiß davon, daß sich Brentano „sehr geschäftig im Aufstöbern uralter, echt romantischer Sujets“ zeigte; auch der Aschenbrödelplan wird in diesen Zusammenhang gehören.

Z. 17ff. Vgl. Franz Deibel, Brentano und die bildende Kunst („Zeitschrift für Bücherfreunde“, Bd. 10, S. 29ff.).

Z. 18. Schon am 21. Januar 1810 schreibt Brentano an Runge: Wäre ich reich und könnte es durch Andere, und möchten es Andere, oder besser: hätte ich gute Augen und Kenntnisse, und wäre zum Zeichnen gebildet, und ging' ein Freund mit mir: ich zöge durch den Teil unseres Vaterlandes, der eine ordentliche Geschichte gehabt hat, um die unzähligen untergehenden Gebilde der herrlichen Künste mit Linien zu befestigen (Gesammelte Schriften, Bd. 8, S. 147).

Z. 22. Vgl. „Erinnerungen des Dr. Joh. Nep. v. Ringseis“, gesammelt, ergänzt und herausgeg. von Emilie Ringseis (Regensburg u. Amberg 1886—91, 4 Bde.); Bd. 1, S. 92 wird erzählt, was Brentano zu Ringseis bei der ersten Begegnung sagte: Wär't ihr berufslose Schwärmer, so hätt' ich euch nicht aufgesucht; denn das Elend der Berufslosigkeit kenne ich aus eigener Erfahrung.

Z. 25f. Arnim Mai 1815 an Wilh. Grimm (Steig, Bd. 3, S. 327).

Z. 27. Jakob an Wilhelm Grimm, Wien, 18. Januar 1815: Brentano habe große Lust, die fromme Stillingsbuchhandlung von Rau in Nürnberg einmal zu kaufen (Briefwechsel aus der Jugendzeit, S. 415).

S. 72*, Z. 28. Am 26. Juni 1815 (Görres' Briefe, Bd. 2, S. 465 ff.).

Z. 30 f. Gerlach, Aufzeichnungen, Bd. 1, S. 71. Gerlachs Notizen geben vielerlei Aufschluß über diese Lebensjahre Brentanos.

Z. 31 f. Elisabeth Stägemann am 9. Dezember 1814 an ihren Gatten, den Staatsrat Stägemann: August „zeichnet fleißig bei Hummel und freut sich, jetzt an dem famosen Brentano einen Mitschüler zu haben". Vgl. „Hedwig v. Olfers, geb. v. Stägemann, 1799—1891. Ein Lebenslauf", Bd. 1, S. 260 (Berlin 1908).

Z. 37. Brentanos Gedicht auf Stolbergs Tod S. 180 ff. dieses Bandes; unter „Vaterländischem" ebendort auch andere an dieser Stelle erwähnte Gedichte.

S. 73*, Z. 24 ff. Die Theaterbriefe auch Gesammelte Schriften, Bd. 4, S. 439 ff.

Z. 27 f. Enthalten unter den „Vermischten Prosastücken", Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 385 ff.

Z. 29 ff. Brentanos Lebenswende sucht ausschließlich mit dem Worte des Künstlers übertrieben und unvollständig Robert Walser in der „Neuen Rundschau", Jahrg. 1910, Bd. 4, S. 1578 ff. (Berlin 1910) zu umschreiben.

Z. 30. Ohne Zweifel stand Brentano auch der 1815 gegründeten „Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache" tätig zur Seite.

Z. 31. Mit Wilhelm Müller, der mit seiner Lyrik ein wichtiges Bindeglied zwischen Brentanos und Heines Kunst bildet, wurde Brentano zuerst am 28. Februar 1816 bekannt. Ende des Jahres begegneten sich die beiden leidenschaftlichen Verehrer Luise Hensels wiederholt in deren Wohnung. Vgl. „Diary and Letters of Wilhelm Müller", edited by Philip Schuyler Allen and James Taft Hatfield, S. 86, 89, 90 (Chicago 1903).

S. 74*, Z. 24. In einem an E. T. A. Hoffmann gerichteten, aber nicht abgeschickten Briefe (abgedruckt Gesammelte Schriften, Bd. 8, S. 235 ff.). Die Handschrift im Besitze des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M.

S. 75*, Z. 32 ff. Wie sich Goethe zu Brentanos religiöser Wendung äußerte, ist in „Goethes Gesprächen", Gesamtausgabe, neu herausgeg. von Flodoard Frhr. von Biedermann, Bd. 2, S. 224 und Bd. 4, S. 416 f. (Leipzig 1909 f.), zusammengestellt.

Z. 35 ff. Vgl. Wilhelm an Jakob Grimm, 28. Februar 1815 (Briefwechsel aus der Jugendzeit, S. 433).

S. 76*, Z. 1. Diese Zweifel enthält besonders Brentanos großer Brief an Ringseis vom November 1815; Gesammelte Schriften, Bd. 8, S. 177 ff.

Z. 4 f. Der „Frühlingsschrei" S. 109 ff. dieses Bandes.

Z. 8 ff. Über Luise Hensel unterrichtet die Lebensgeschichte von Franz Binder (2. Aufl., Freiburg i. Br. 1904), über ihre Beziehungen zu Brentano besonders die Abschnitte 6—9, ferner S. 401 ff. Einige wichtige Beiträge bieten die Bücher: „Hedwig von Olfers, Ein Lebenslauf", Bd. 2 (Berlin 1914), und Gerlach, Aufzeichnungen, Bd. 1,

S. 71—115. Brentanos Briefe an Luise sind die „an eine Ungenannte" gerichteten in den Gesammelten Schriften, Bd. 8, S. 199 ff. Was in dem jenem Bande vorausgeschickten Lebenslauf S. 60 ff. über Brentano und Luise erzählt wird, geht auf Luises eigene Angaben zurück.

S. 77*, Z. 23 ff. Vgl. Gerlach, Aufzeichnungen, Bd. 2, S. 400. Ähnlich, nur im Hinblick auf Brentanos reiche Gaben eingeschränkt, Luise Hensels Brief vom 26. November 1872, abgedruckt bei Diel-Kreiten, Bd. 2, S. 109, Anm. 2.

Z. 27 ff. Vgl. Brentanos Brief an Luise vom 17. Mai 1817, „Gesammelte Schriften", Bd. 8, S. 234.

Z. 35. Lies 1817 statt 1818. Arnim am 19. Februar 1817 an Jakob Grimm: „Clemens steckt schon wieder in Liebesaffäre..." (Steig, Bd. 3, S. 370).

Z. 36 ff. Vgl. Gerlach, Aufzeichnungen, 10. März (Bd. 1, S. 100): „Um diese Zeit fing Brentanos Verhältnis zu Luise Hensel an sich zu entwickeln und uns bekannt zu werden. Er hing ihr viel mehr an, als sie ihm." Ebendort Bd. 2, S. 400, erzählt Luise von Savignys Bemühungen um die Heirat.

S. 78*, Z. 7 f. So schreibt Brentano Anfang 1810 an Görres (Görres' Briefe, Bd. 2, S. 85).

Z. 10 ff. Arnim am 6. Oktober 1818 an Wilhelm Grimm (Steig, Bd. 3, S. 421).

Z. 15—17. F. W. Gubitz, „Erlebnisse. Nach Erinnerungen und Aufzeichnungen", S. 142 ff. (Berlin 1868), erzählen mehrere derartige Vorfälle: wie Brentano ihm mit ewiger Verdammnis gedroht, von dem nicht fernen Strafgericht prophezeit habe (1829 erfolge die Wiederkunft des Heilands und 1830 das Weltgericht), ja wie er sich damals das Gelübde auferlegt habe, in Sühne und Buße den Hungertod zu sterben; belustigend ist zu lesen, wie ihn ein paar frische Brötchen nach zwei Fasttagen verführten, dies Gelübde zu brechen.

Z. 16. Vgl. Arnims Brief vom 6. Oktober 1818 an Wilhelm Grimm (Steig, Bd. 3, S. 421).

Z. 21 ff. Als Brentano von der ersten Reise zur Emmerich nach Berlin zurückkam, freute sich Arnim, ihn „einer gewissen Richtungslosigkeit entrissen" zu finden (Brief Arnims vom 4. Februar 1819 an Görres, in Görres' Briefen, Bd. 2, S. 576); am 25. Januar 1823 schreibt er Görres, er habe Brentano vor zwei Jahren zwar in keiner allgemeinen Tätigkeit gefunden, die ihm für alles Aufgegebene Ersatz bieten könnte, „obgleich ich seine ganze Richtung achtenswert finde" (ebenda Bd. 3, S. 9). Am 24. Januar 1826 wiederum äußert sich Arnim gegen Görres über Brentanos „Glaubensquälerei, die nur ein anderer Ausdruck dessen ist, was ihn neben so vielem guten Glauben, der stets in ihm wohnte, stets zerrüttet hat, indem er sich auf frischen Fundamenten kerzengerad zum Himmel ohne Absatz auferbauen wollte. Selbstgemachte Noth belehrt nicht, sondern nur die, welche unabwendbar eine ewige Hand über uns wie eine Nacht breitet, daß nichts als ein wenig Glaube, Hoffnung und Liebe in uns Stand halten, alles andre

aber wie Stimmungen zum reinen Ton darin untergeht ..." (ebenda, Bd. 3, S. 220).

S. 78*, Z. 24 ff. Steig, Bd. 1, S. 347. Arnim und Brentano sahen sich das letzte Mal im Herbst 1828, als Arnim Frankfurt und Koblenz besuchte. Er schreibt darüber am 6. November 1828 an Wilhelm Grimm: „Der Clemens ist bis auf etwas graue Haare sehr wohl erhalten, aber ziemlich dick, macht zu den alten auch einige neue Späße und schlägt keine Kreuze mehr. Er ist gewiß heimlich froh, daß die Leute ihm nicht vorwerfen, wie er allmählich aus der übermäßigen äußern Frömmigkeit in die Welt zurückkehrte" (Steig, Bd. 3, S. 582). Über die letzten Beziehungen zwischen Clemens und Bettinen wird im Rest dieser Lebensbeschreibung mehrmals gesprochen. Der tiefen Entfremdung folgte im letzten Alter eine etwas freundlichere Haltung, deren Mattigkeit aus einigen ungedruckten Briefen des Dichters an seine Schwester vom März und Mai 1839 (in Varnhagens Papieren) deutlich genug erhellt.

S. 79*, Z. 1. Vgl. Friedrich Spees „Trutznachtigall", nach der Ausgabe von Brentano kritisch neu herausgeg. von Alfons Weinrich, mit Einleitung (Freiburg i. Br. 1908) — eine freilich wertlose Ausgabe.

Z. 20 ff. In den „Gesammelten Schriften", Bd. 8, S. 235.

Z. 25. Brentano an Luise Hensel, Frühling 1821: Ich konnte sonst aus vollem Herzen und mit vollem Vertrauen schreiben, ich bin aber täglich dummer geworden, es ist, als habe mir Gott die Sprache genommen. Das Herz ist ganz voll und möchte alles geben, aber ein Körnchen Eigensinn oder Versteckheit im Anderen macht mich mit Schmerzen stumm (Gesammelte Schriften, Bd. 8, S. 412 f.). Die im Text angeführten Worte in einem Briefe an Apollonia Diepenbrock, Gründonnerstag 1822, abgedruckt von Luzian Pfleger in den „Historisch-politischen Blättern", Jahrg. 1905, Bd. 2, S. 37 (München).

Z. 27 ff. Das Wort überliefert Emma Niendorf in ihrem Buche „Aus der Gegenwart", S. 1—101: „Sommertage mit Clemens Brentano", S. 12 (Berlin 1844).

S. 80*, Z. 7 ff. Vgl. auch Arnims briefliche Äußerung gegen Wilhelm Grimm vom 29. Februar 1828: „Ich kann Dir nicht sagen, welcher Jammer mich zuweilen ergreift, wenn ich so bedenke, wie zwei so schöne Talente wie Clemens und Görres durch diesen Glaubenskram und Drehkrankheit aus ihrer Bahn herausgerissen sind. Gingen sie wie Einsiedler in die Wüsten oder bestiegen sie die Kanzel wie Werner, ich hätte nichts dagegen, aber sie sind gehemmt, gebannt, sie wissen nicht, wodurch, weswegen, und am Ende ist es der Dreck der Zeit, worin sie mit ihren Füßen stecken geblieben" (Steig, Bd. 3, S. 576).

Z. 15 ff. Ungezählte briefliche und mündliche Äußerungen sind überliefert, in denen der Dichter sein Verdammungsurteil über weltliche Kunst ausspricht.

S. 81*, Z. 18 ff. Gerlach berichtet, er habe auf dem Feldzuge nach Belgien 1815 mit Stolberg die Emmerich auch besucht, aber „nur ein ältliches, weibliches Wesen auf einem Bette liegen" gesehen (Gerlach,

Aufzeichnungen, Bd. 1, S. 73); später habe er, nach seiner Rückkehr aus dem Kriege, in einer Abendgesellschaft bei Savignys hiervon erzählt, worauf Brentano tief gerührt, aber doch nicht ohne seine genialwitzige Ironie in heftigem Tone gefragt habe: „Was? Das haben Sie gesehen, und sitzen noch hier und essen?“ Gerlach erwiderte: solchen Eindruck habe er nicht von derartigen Wundern; wir seien ja rings umgeben von größeren Natur- und Geisteswundern. Brentano „fand das kühl, altklug, prosaisch und machte ein Spottgedicht auf mich“ (Gerlach, Aufzeichnungen, Bd. 1, S. 96).

S. 81*, Z. 34ff. Vgl. Thomas Wegener, A. K. Emmerich und Clemens Brentano (Dülmen 1900).

S. 82*, Z. 12ff. Vgl. zu S. 54*, Z. 16.

Z. 18ff. Über ihre Bestände berichtet der Katalog der nachgelassenen Bibliotheken der Gebrüder Christian und Clemens Brentano (Köln 1853). Die Versteigerung fand am 5. April 1853 und folgende Tage bei Heberle in Köln statt.

Z. 23f. Vgl. Brentanos Brief vom 3. April 1819 an seinen Bruder Christian („Gesammelte Schriften“, Bd. 8, S. 349f.).

Z. 26—32. Arnims Brief vom 4. Februar 1819, in Görres' Briefen, Bd. 2, S. 576. Das schärfste Wort über die Visionen sprach Arnim, auch gegen Görres, am 24. Januar 1826: „Und so kann ich Dir nicht verhehlen, und Du bist der einzige Mensch außer Clemens, dem ich darüber gesprochen, daß alle Prophezeiungen, die mir dieser als Anschauungen jener Nonne verkündete, durchaus leer und lügenhaft waren...“ (ebenda, Bd. 2, S. 220).

Z. 34. Stellen aus Brentanos Brief vom Anfang des Jahres 1819 an Fürst und Fürstin Salm: „Gesammelte Schriften“, Bd. 8, S. 325.

S. 83*, Z. 8—28. Vgl. Gubitz' „Gesellschafter“, 1819, 65. Blatt, 22. April, S. 260; Beilage zum 76. Blatte („Bemerker“, Nr. 4) vom 8. Mai, S. 3; 104. Blatt, 26. Juni, S. 416; 212. Blatt, 31. Dezember, S. 848 (Berlin 1819).

Z. 14. Auch 1829 wurde ein neuer Versuch unternommen. Vom Münchener Nuntiatursekretär wurde auf Anfrage der Bescheid, „es sei so unmöglich, daß er nicht einmal in Rom anzufragen wage“. Vgl. Brentanos Brief an seinen Bruder Christian vom 9. April 1829, in den Gesammelten Schriften, Bd. 9, S. 233; auch Diepenbrock am 19. Mai 1829 an Görres, in Görres' Briefen, Bd. 3, S. 354.

Z. 19. So auch Diel, sein Biograph, in den „Stimmen aus Maria-Laach“, Bd. 3, S. 441 (Freiburg i. Br. 1872).

S. 84*, Z. 3. Vgl. H. Finke, Zur Erinnerung an Kardinal M. v. Diepenbrock, in der „Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde“, herausgegeben vom Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens, Bd. 55 (Münster 1897).

Z. 11. Aus Brentanos Brief an Görres vom 22. Juni bzw. 29. Juli 1825 (Görres' Briefe, Bd. 3, S. 181).

Z. 20. Brentano im gleichen Briefe vom 29. Juli 1825 an Görres: Wir haben uns nicht gezankt, aber auch nichts konnte ich ihr mittheilen, denn

sie wollte nichts wissen, mied mich scheu oder überhäufte mich mit abschnurrenden Erzählungen von nichts, über nichts, mit und durch nichts... Ähnlich an seinen Bruder Christian am 15. März 1826: Ich war still und betrübt, und weil ich das Kunstgeschnatter nicht mehr gewohnt, doch ohne Widerspruch daran schier erkrankte, galt ich in der Stille für nicht recht bei Trost, und ging in einem bittern Verlassenheitsgefühl nach Wiesbaden . . . („Gesammelte Schriften", Bd. 9, S. 107).

S. 84*, Z. 23f. lies: unseres lieben Herrgotts Hausknecht.

Z. 34f. In dieser Dienstagabendgesellschaft verkehrte auch Stramberg, der Brentano ein lebendes Konversationslexikon dünkte (an Görres, Anfang 1827: Görres' Briefe, Bd. 3, S. 285). Über Stramberg vgl. zu S. 26*, Z. 3ff.

S. 85*, Z. 12ff. Vgl. „Johann Friedrich Böhmers Leben, Briefe und kleinere Schriften", herausgeg. von Johannes Janssen (Freiburg i. Br. 1868, 3 Bde.).

Z. 23ff. Die „Bilder und Gespräche aus Paris" sind in den Gesammelten Schriften, Bd. 4, S. 355ff., zu finden.

S. 86*, Z. 12. Diese Vorrede ist in den „Gesammelten Schriften", Bd. 9, S. 448ff., abgedruckt.

Z. 25. Eine Bekanntschaft Brentanos mit Rückert, die Böhmer damals vermittelte, ist hier zu erwähnen, so wenig sie auch für die Geschichte der deutschen Literatur Bedeutung gewann.

Z. 34ff. Über Brentano in Bayern handelt Wilhelm Kosch in der „Bayerischen Staatszeitung", Jahrg. 1, Nr. 127 (München 1914).

Z. 37ff. Eingehende Untersuchungen über Brentanos religiöse Erbauungsbücher stellt Wilhelm Öhl in den Einleitungen zu Bd. 14 der Sämtlichen Werke an. Vgl. ferner Hubert Nauße, Clemens Brentanos religiöse Schriften in ihrer Bedeutung für den modernen Katholiken („Augsburger Postzeitung", 1913, Literarische Beilage 51).

S. 87*, Z. 21—28. Wenn Wilhelm Kosch in einem Aufsatz über Brentano („Menschen und Bücher", Gesammelte Reden und Aufsätze, S. 42ff., Leipzig 1912) die oft überraschenden Verknüpfungen in den Gesichten der Bauerntochter mit einer Art von psychischem Ausgleich, der durch jahrelangen Verkehr der Emmerich und ihres theologisch gelehrten Freundes verursacht sei, zu erklären versucht, so wird diese Annahme durch philologische Untersuchung der Tatsachen mindestens überflüssig.

Z. 37. Mörike an Kerner, 18. Oktober 1841. Vgl. „Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden", herausgeg. von Theobald Kerner, Bd. 2, S. 203 (Stuttgart u. Leipzig 1897, 2 Bde.).

S. 88*, Z. 21f. Diepenbrock Aschermittwoch 1834 an Görres: „Ich habe ihn herzlich lieb, mehr als einen Bruder, aber das tägliche Zusammenleben wollte doch in die Länge nicht gut tun..." (Görres' Briefe, Bd. 3, S. 419).

Z. 23. Brentano erzwang sich die Wohnung, indem er, trotz der Ablehnung seiner Bitte um Unterkommen, mit Büchern und Möbel-

stücken vor Schlotthauers Wohnung (Glockenstraße 11) erschien und einräumte. Über das Münchener Leben und Treiben Brentanos, die Schärfen und Eigenheiten seiner späten Jahre vgl. Ludwig Grimm, Erinnerungen aus meinem Leben. Herausgegeben und ergänzt von Adolf Stoll, S. 483 ff. (Leipzig 1911).

S. 88*, Z. 26. Nach Tirol lockte ihn, wie Görres und Ringseis, wieder eine Stigmatisierte, Maria v. Mörl in Kaltern.

Z. 34 f. Hierüber berichtet Hans Müllers Aufsatz über Wilhelm Kaulbachs junge Ehe und seine Beziehungen zum Katholizismus und zur Romantik, II. (Sonntagsbeilage Nr. 30 zur „Vossischen Zeitung" vom Jahre 1891).

Z. 36 ff. Vgl. Carl C. T. Litzmann, Emanuel Geibel, S. 42 (Berlin 1887). Geibel lernte Brentano damals kennen; vgl. „Geibels Jugendbriefe", herausgeg. von E. F. Fehling, S. 127 (Berlin 1909).

S. 89*, Z. 2—4. Vgl. besonders das Werk „Clemens Brentano und Edward von Steinle. Dichtungen und Bilder", herausgeg. von Alexander von Bernus und A. M. v. Steinle (Kempten und München o. J. [1910]), ferner „Edward von Steinles Briefwechsel mit seinen Freunden", herausgeg. von A. M. v. Steinle (Freiburg i. Br. 1897, 2 Bde.).

Z. 5—35. Franz Binder, Erinnerungen an Emilie Linder (München 1897), eine Wiederholung des in den „Historisch-politischen Blättern", Bd. 59, S. 713 ff. und 836 ff. (München 1867), veröffentlichten Lebensbildes. Vgl. auch den Abschnitt „Ein berühmter Pilger" von Emma Niendorfs Buch „Aus der Gegenwart", S. 105 ff. (Berlin 1844). A. v. Liebenau, Emilie Linder und ihre Zeit, Festschrift (Luzern 1898), bietet wenig Neues dazu. Brentanos Briefe an Emilie hat E. v. Steinle auf Wunsch verbrannt. Brentanos Lieder auf Emilie Linder S. 39 ff. dieses Bandes.

S. 90*, Z. 8—13. Hierüber unterrichten zwei ungedruckte Briefe Brentanos vom 13. März und 7. Mai 1839 an Bettinen (in Varnhagens Papieren).

Z. 27. Kerner an Varnhagen am 23. März 1842: „In München lernte ich [im vergangenen Sommer] auch den Cl. Brentano kennen, einen ganz sonderbar-dämonischen poetischen Menschen, der mir viele Freude machte" („Nord und Süd", Bd. 92, S. 77; Breslau 1900).

Z. 36. In seiner Vorlesetätigkeit zeichnete ihn damals Steinle zum letztenmal.

S. 91*, Z. 15. Brentano wirkte als Wohltäter auch im Tode: er vermachte ein Drittel seines nicht unbedeutenden Vermögens katholischen Stiftungen; der Reinertrag der Märchen, die nach seinem Tode veröffentlicht werden sollten, ward gleichfalls für wohltätige Zwecke bestimmt.

Anhang.

Zu Brentanos Äußerem.

Zeitgenossen geben folgende Beschreibungen von Brentanos Kopf und Gestalt aus den Jahren seiner Blütezeit:

„Sie wünschen eine Beschreibung von Brentano, er ist aber mein vertrauter Freund, und so würde meine Schilderung mehr sein Verhältnis zu mir, als ihn selbst angehen; was man übrigens von seinem Gesange gesagt hat, ist gewiß durchaus wahr, er hat einen kleinen, aber sehr schönen Kreis von Liedern in der Kehle und in den Fingern, die ihm so leicht niemand besser singt, auch die Art seines Anstandes erhöht die Wirkung, sein Gesicht ist mehr bedeutend als schön, und das wirkt in aller Kunstübung das meiste; ein ganz schöner Kopf ist ohne Bewegung das höchste Kunstwerk." — Arnim an Dorow, 14. März 1810, in Wilh. Dorows „Reminiscenzen", S. 106 (Leipz. 1842); vgl. Erich Schmidt, „Findlinge aus der jüngeren Romantik", in der „Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte", Bd. 2, S. 475 f. (Weimar 1889).

Clemens Brentano „bears the stamp of genius in his whole air; his eye is irresistably piercing, and an oppressive, manly beauty, heightened by a powerful musical voice, give him an audacious assurance in society". — Crabb Robinson Frühjahr 1801 über Brentano. Vgl. „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen", 62. Jahrg., Bd. 120, S. 25 ff. (Braunschweig 1908).

„Du unvergeßlicher . . . mit deinen großen schönen Augen, voller Seele und Geist und — Dämonomagie; mit deinem rabenschwarzen üppigen, wild und doch so reizend und malerisch geringelten Haupthaar; mit deinem vollen, kräftigen südlich-braunen Gesichte, mit deiner ganzen gedrungenen markigen muskulösen Mannsgestalt . . . Und dann, wo andre Menschenkinder in Aufgeregtheit flammen, wenn das Bacchus-Blut sich mit dem Ihrigen mischt: dann dein starres Schweigen, einer Marmorbüste gleich . . ." — Franz Gräffer, Kleine Wiener Memoiren, 2. Teil, S. 37 (Wien 1845).

Heinrich Schmidt spricht in seinen „Erinnerungen eines weimarischen Veteranen", S. 209 ff. (Leipzig 1856) von Brentanos ausdrucksvollem Gesicht, seinem dunkelglühenden Auge, stechendem Blick, tiefsüdlichem Teint und schwarzen Mohrenkrauskopf.

Ähnlich schildert ihn F. W. Gubitz in seinen „Erlebnissen", Bd. 2, S. 142 ff. (Berlin 1868): Kleine Gestalt, anmutig gebildet; lebhaft glänzende Augen, ausdrucksreicher Kopf; die Augen selbst beim regen Schalk voll dämmernder Schwärmerei, auch ein Anstreifen von Düsterheit, die aus innerem Zwiespalt entstanden schien.

Zur Beachtung.

Die Anmerkungen des Herausgebers zu den „Gedichten", der „Chronika eines fahrenden Schülers" und der „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl" siehe in Band 2, S. 463 ff.

Berichtigung. S. 237, Z. 13 lies „Anhang (S. 379 ff.)" statt „Schlußapparat".

Alphabetisches Verzeichnis der Anfangszeilen und Überschriften der Gedichte.

	Seite
Abendlied	99
Abendständchen	78
Ach, nimmer will es in dem Herzen schweigen	70
Als mich Gott der Herr erschaffen	230
Als sie ausgefahren war	22
Am Berge, hoch in Lüften	13
Am Hügel sitzt sie, wo von kühlen Reben	225
Amor	46
Am Rheine schweb' ich her und hin	71
Am Sophientag	15
An dem Feuer saß das Kind	46
An den Engel in der Wüste	34
An die Nacht	99
Annonciatens Bild	225
An Sophie Brentano	221
An Sophie Mereau	16
An Sophie Mereau	16
Auf dem Rhein	134
Aufgang des Sterns von der Katzbach, à la belle Alliance	169
Auf, ihr Brüder! schließt die Glieder, stoßet nieder	157
Auf mit Gott zum Kampf, ihr Brüder	166
Aufruf	166
Aus Köllen war ein Edelknecht	140
Ballade	140
Bei Aspern war's der Donaufluß	172
Bei Christian Grafen von Stolbergs Tod zu St.-Amand in der Schlacht bei Belle Alliance	180
Blücher	176
Blumen, still blühende	41
Brautgesang	84
Dank	38
Da sind wir Musikanten wieder	78
Das Königstöchterlein	130
Das Lied vom Korporal	172
Der Abend	100
Der Efeu	33
Der goldne Tag ist heimgegangen	96
Der Jäger an den Hirten	73
Der Krieg zog aus, zu kaufen	180
Der Rhein und seine Nebenflüsse	86
Der Schiffer im Kahne	71
Der Schiffer und die Sirene	28
Der Spinnerin Lied	80
Der Star und das Badwännelein	143
Des toten Bräutigams Lied	124
Die Abendwinde wehen	42
Die Ehr' ist mir kein Gut	133
Die Einsiedlerin	119
Die Gottesmauer	152
Die lustigen Musikanten	78
Die Schönheit	85
Die Welt war mir zuwider	58
Drauß bei Schleswig vor der Pforte	152
Durch den Wald mit raschen Schritten	73
Ein Fischer saß im Kahne	134
Eingang	11
Ein Ritter an dem Rheine ritt	133
Einsam will ich untergehn	25
Erntelied	113
Es ging verirrt im Walde	130
Es ist ein Schnitter, der heißt Tod	113
Es leben die Soldaten	156
Es leuchtet hell der Morgenstern	55
Es sang vor langen Jahren	80

	Seite
Es scheint ein Stern vom Himmel	26
Es stehet im Abendglanze	81
Finkenlied	112
Frühlingsschrei eines Knechtes aus der Tiefe	109
Geheime Liebe	95
Gehör' der Welt nicht an	111
Graf Berthold von Sulchen, der fromme Mann	147
Grüß' dich Gott, Siegesgreis	176
Heil'ge Nacht, heil'ge Nacht	99
Heimatsgefühl	92
Herr Gott, dich loben wir	196
Herr Konrad war ein müder Mann	143
Heute kömmst du nicht, lieb Liebchen	46
Himmel oben, Himmel unten	86
Hör', es klagt die Flöte wieder	78
Ich bin allein	22
Ich bin durch die Wüste gezogen	34
Ich bin ein armes Waiselein	47
Ich ging auf grünen Wegen	124
Ich kenn' ein Haus, ein Freudenhaus	127
Ich möchte gern was schreiben	118
Ich muß das Elend tragen	23
Ich träumte hinaus in das dunkle Tal	59
Ich weiß es wohl, du hast um mich geweint	179
Ich weiß wohl, was dich bannt in mir	25
Ich wohnte unter vielen, vielen Leuten	225
Ich wollt' ein Sträußlein binden	75
Im Namen Jesu	118
In dem Lichte wohnt das Heil	118
In der Fremde	91
In weiter Kammer schlief ich und die Brüder	207
Kantate auf den Tod Ihrer Königlichen Majestät, Louise von Preußen	182
Kein Sternchen mehr funkelt	116
Komm heraus, komm heraus, o du schöne, schöne Braut	84
Komm, Mägdlein, setz' dich her zu mir	52
Lied der Frauen, wenn die Männer im Kriege sind	167
Lore Lay	137
Mägdlein, schlag die Augen nieder	48
Meister, ohne dein Erbarmen	109
Nach der Beichte	113
Nachklang Beethovenscher Musik	105
Nach seiner Heimat kühlen Lorbeerhainen	100
Nach Sevilla	77
Napoleon sprach im Aberwitz	169
Nun gute Nacht, mein Leben	90
Oft sah ich die Sonne steigen	102
Oft war mir schon als Knaben alles Leben	215
O Herr! Sie ist bei dir	183
O kühler Wald	14
O lasse, Geliebter, mich einsam leben	119
O lieb Mädel, wie schlecht bist du	58
O Mutter, halte dein Kindlein warm	17
O schweig nur, Herz	20
O schwerer, heißer Tag! Ihr leichtes Leben	69
O, wie ist der Efeu treu	33
Phantasie	103
Rückblick	225
Rückblick in die Jahre der Kindheit	207
Rückkehr an den Rhein	93
Säusle, liebe Myrte	94
Scheidelied	19
Schwanenlied	107
Schweig, Herz! kein Schrei	21
Selig, wer ohne Sinne	105
Selig, wer solch Heil gefühlet	113
Sie haben allerlei gesungen	39
Sie hat mein vergessen	69
Sieh mild, o hohe Frau, auf diese Zeilen	182

	Seite
Singet leise, leise, leise . . .	94
Soldatenlied	156
Sprich aus der Ferne . . .	106
Stille Blumen, in der Liebe Heiligtumen	103
St. Meinrad	147
Sturmlied	157
Süßer Mai, du Quell des Lebens	15
Süßer Trost in heißen Stunden	30
Szene aus meinen Kinderjahren	215
Text zum Oratorium von Ett	39
Theodor Körner an Viktoria .	179
Tiroler Wetter und Barometter beim Aufstande gegen die Franzosen	159
Traum	55
Treibt mit der Ofengabel . .	159
Treulieb, Treulieb ist verloren	59
Trippel, Trippel, trapp, trapp, trapp	49
Über Berg und Tal getragen .	44
Um die Harfe sind Kränze geschlungen	234
Unbeglückt muß ich durchs Leben gehen	95
Und man wird Geheimerat .	227
Und was ich treibe, was ich tue	85
Universitati Literariae . .	196
Vom Gesange lust'ger Finken .	112
Von den Mauern Widerklang	16
Was mag dich nur betrüben .	76
Was reif in diesen Zeilen steht	11
Weihnachtslied	116
Weiß ich gleich nicht mehr, wo hausen	93
Weit bin ich einhergezogen .	91
Wenn der Sturm das Meer umschlinget	66
Wenn die Augen brechen . .	107
Wenn die Sonne weggegangen	75
Wenn es stürmet auf den Wogen	167
Wenn ich ein Bettelmann wär'	83
Wenn ich über die Flur hinschaue	38
Wiedersehen	230
Wie die Tage schnell verstreichen	227
Wiegenlied	94
Wiegenlied eines jammernden Herzens	20
Wie in Gewölben von Smaragd	51
Wie klinget die Welle . . .	92
Wie sich auch die Zeit will wenden	12
Wie so leis die Blätter wehn.	99
Wie war dein Leben so voller Glanz	221
Willst du mir Trost verleihen.	16
Wohl über die Heide geht ein Weg	19
Zu Bacharach am Rheine . .	137
Zur Stunde, die in Sehnsucht zagt	28

Inhalt.

Vorwort des Herausgebers . . . . . Seite 5*
Brentanos Leben und Werke . . . . . = 7*

Gedichte.

Einleitung des Herausgebers . . . . . = 3

Eingang. Seite
Was reif in diesen Zeilen steht 11

I. Liebe und Sehnsucht.

Lieder an Sophie Mereau.

Wie sich auch die Zeit will wenden 12
Am Berge, hoch in Lüften! . . 13
O kühler Wald 14
Am Sophientag 15
An Sophie Mereau 16
An Sophie Mereau 16
O Mutter, halte dein Kindlein warm 17
Scheidelied 19

Lieder an Luise Hensel.

Wiegenlied eines jammernden Herzens 20
Schweig, Herz! kein Schrei! . . 21
Als sie ausgefahren war . . . 22
Ich muß das Elend tragen! . . 23
Ich weiß wohl, was dich bannt in mir! 25
Einsam will ich untergehn! . . 25
Es scheint ein Stern vom Himmel! 26
Der Schiffer und die Sirene . 28
Süßer Trost in heißen Stunden 30
Der Efeu 33
An den Engel in der Wüste . . 34
Dank 38

Lieder an Emilie Linder.

Text zum Oratorium von Ett . 39
Blumen, still blühende! . . . 41
Die Abendwinde wehen . . . 42
Über Berg und Tal getragen . 44

Wilde Liebe.

Amor 46
Heute kömmst du nicht, lieb Liebchen 46
Ich bin ein armes Waiselein . 47
Mägdlein, schlag die Augen nieder! 48
Trippel, Trippel, trapp, trapp, trapp! 49
Wie in Gewölben von Smaragd 51
Komm, Mägdlein, setz' dich her zu mir! 52
Traum 55
O lieb Mädel, wie schlecht bist du! 58
Treulieb, Treulieb ist verloren! 59

Sehnsucht.

Wenn der Sturm das Meer umschlinget! 66
Sie hat mein vergessen . . . 69
Ach, nimmer will es in dem Herzen schweigen 70
Der Schiffer im Kahne . . . 71
Der Jäger an den Hirten . . 73
Wenn die Sonne weggegangen 75
Ich wollt' ein Sträußlein binden 75
Was mag dich nur betrüben? . 76
Nach Sevilla 77
Abendständchen 78
Die lustigen Musikanten . . . 78
Der Spinnerin Lied 80
Es stehet im Abendglanze . . 81
Wenn ich ein Bettelmann wär' 83
Brautgesang 84
Die Schönheit 85
Fünf Rheinlieder 86
Der Rhein und seine Nebenflüsse 86
Nun gute Nacht, mein Leben! 90
In der Fremde 91
Heimatsgefühl 92
Rückkehr an den Rhein . . . 93

	Seite
Wiegenlied	94
Säusle, liebe Myrte	94
Geheime Liebe	95
Der goldne Tag ist heimgegangen	96
An die Nacht	99
Abendlied	99
Der Abend	100
Oft sah ich die Sonne steigen	102
Phantasie	103
Nachklang Beethovenscher Musik	105
Sprich aus der Ferne!	106
Schwanenlied	107
II. Religiöse Lyrik.	
Frühlingsschrei eines Knechtes aus der Tiefe	109
Gehör' der Welt nicht an!	111
Finkenlied	112
Nach der Beichte	113
Erntelied	113
Weihnachtslied	116
Im Namen Jesu	118
In dem Lichte wohnt das Heil!	118
III. Romanzen und Legenden.	
Die Einsiedlerin	119
Des toten Bräutigams Lied	124
Ich kenn' ein Haus, ein Freudenhaus	127
Das Königstöchterlein	130
Die Ehr' ist mir kein Gut!	133
Auf dem Rhein	134
Lore Lay	137
Ballade	140
Der Star und das Badwännelein	143
St. Meinrad	147
Die Gottesmauer	152
IV. Vaterländisches.	
Soldatenlied	156
Sturmlied	157
Tiroler Wetter und Barometter beim Aufstande gegen die Franzosen	159
Aufruf	166
Lied der Frauen, wenn die Männer im Kriege sind	167
Aufgang des Sterns von der Katzbach, à la belle Alliance	169
Das Lied vom Korporal	172
Blücher	176
Theodor Körner an Viktoria	179
Bei Christian Grafen von Stolbergs Tod zu St.-Amand in der Schlacht bei Belle Alliance	180
Kantate auf den Tod Ihrer Königlichen Majestät, Louise von Preußen	182
Universitati Literariae	196
V. Leben.	
Rückblick in die Jahre der Kindheit	207
Szene aus meinen Kinderjahren	215
An Sophie Brentano	221
Annonciatens Bild	225
Rückblick	225
Und man wird Geheimerat	227
Wiedersehen!	230
Ausgang.	
Um die Harfe sind Kränze geschlungen!	234

Aus der Chronika eines fahrenden Schülers . . . . . Seite 235

Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl = 337

Anhang. Altes erstes Manuskript-Fragment von der „Chronika des fahrenden Schülers" . . . . . = 379

Anmerkungen des Herausgebers . . . . . = 398

Alphabetisches Verzeichnis der Anfangszeilen und Überschriften der Gedichte . . . . . = 425

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.